

SABINE EGGMANN

»Kultur«- Konstruktionen

Die gegenwärtige Gesellschaft
im Spiegel volkskundlich-
kulturwissenschaftlichen Wissens

Sabine Eggmann
»Kultur«-Konstruktionen

Sabine Eggmann (Dr. phil.) forscht und lehrt am Seminar für Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie sowie im Masterprogramm »Kulturmanagement« der Universität Basel. Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt auf der sozialen Konstruktion von kollektiven Sinnangeboten.

SABINE EGGMANN

»Kultur«-Konstruktionen

Die gegenwärtige Gesellschaft im Spiegel
volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens

[transcript]



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2009 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus

Lektorat & Satz: Sabine Eggmann

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-837-7

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

INHALT

DANK	9
EINLEITUNG: Irritationen	11
Kultur-Konjunkturen: Begriffliche Inflation und Deflation von »Kultur«	11
Krise der volkskundlichen Autorität: »Plapperkrähen«	13
Krise des kulturwissenschaftlichen Wissens: »Writing Culture«	15
Irritationen – Wie weiter?	17
1. KAPITEL: Shifting Grounds: Kontextualisierung(en) und Wahl der Forschungsperspektive	19
Kontextualisierung(en): Wechselnde Blicke	20
Was ist »kulturwissenschaftliches« Wissen? – »Fiktion« oder »Wahrheit«?	20
Was ist »Kultur«? – Wissenschaftliches oder politisches »Interpretament«?	27
Wer braucht die Geistes- und Sozialwissenschaften? – Kritische Nachfragen, oder: Legitimationskrise	30
Was – und wer – ist »Kulturwissenschaft«? – Von der »Neuorientierung« der Geistes- und Sozialwissenschaften als »Kultur«wissenschaften	37
Resümee: »In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« – Von der Konkurrenz des Wissens zur Politik des Wissens	45
Festlegung der Forschungsperspektive: Positionswechsel	52
Revisited Evidence: Fragestellung, Blickrichtungen und Erkenntnisinteresse	53
Die Volkskunde als Fallbeispiel: Methode und Material	63
Positionierung der Untersuchung und Subjektposition der Forscherin: Erkenntnispotential und Erkenntniswert	72
»Gang der Arbeit«: Thesen	78

2. KAPITEL: »Kultur«-Konstruktionen: Wissensarbeit.....	83
Drei Forschungsfelder: Wir und die Welt	85
Sachkulturforschung: Wir und die Materialität	86
Stadtforschung: Wir und die Physis.....	111
Fachliche Theorie und Programmatik: Wir als Menschen	132
Resumée: Die »Gesellschaft« als Gegenstand der volkskundlichen Wissensarbeit.....	152
Das volkskundliche Formationsfeld.....	157
Innere und äussere Differenz(setzung)en: Interne Differenzierung – externe Oppositionierung.....	159
Die fachlichen Kompetenzen der Volkskunde: als Orientierungsinstanz der Gesellschaft	167
Die fachlichen Kompetenzen der Volkskunde: als Mittel zur individuellen wie gesellschaftlichen Selbsterkenntnis..	168
Die fachlichen Kompetenzen der Volkskunde: als Gedächtnis der Gesellschaft.....	169
Externe Oppositionierung.....	170
Setzung von Differenzen als disziplinäre Differenzierung	174
Leitdifferenzen: »statisch«/»dynamisch«	175
Formationsregel: Das »Vielnamenfach« und die Disziplinierung von »Kultur«	180
Diskursive Achsenkonstruktion: Dreischenkliges Spannungsfeld	190
 3. KAPITEL: Die Konstruktion der Volkskunde: Identitätspolitik..	217
Konkurrenzmanagement.....	218
Komplexitätsmanagement.....	220
Kompetenzmanagement.....	224
Differenzmanagement.....	231
Resumée: Integrative Abgrenzung	241
 4. KAPITEL: »Kultur« als Relationierungsformel	245
Wissensarbeit: Formierung der volkskundlich- kulturwissenschaftlichen Episteme	246
Das Angebot der Volkskunde: Gesellschaftliches Krisenmanagement durch »kulturwissenschaftliche« Orientierung ...	251
Identitätspolitik: Stabilisierung der »kulturwissenschaftlichen Volkskunde« als universitäre Disziplin und gesellschaftliche Wissensinstitution.....	256
Resumée: Diskursive Verschmelzung von volkskundlicher Wissensarbeit, Identitätspolitik und gesellschaftlicher Orientierung.....	258

5. KAPITEL: Die Volkskunde als Fall-Beispiel: Konkurrenz der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung in der späten Moderne.....	261
Die Volkskunde als Fall	263
»Kultur« als Instrument gesellschaftlicher Selbstimagination	265
Kulturwissenschaft als Wissenschaft dieser Gesellschaft	270
Die Volkskunde als Beispiel	274
Die der Volkskunde eigene »Kultur«	274
Fachliche Spezifizierung durch moralische Selbstqualifizierung	279
Fazit und Ausblick.....	281
 Literatur	 289

DANK

Ich möchte all denjenigen herzlich danken, die an das Entstehen dieser Arbeit geglaubt haben, und mich dabei unterstützt, ermutigt und immer wieder neu motiviert haben. Das vorliegende Buch ist ohne seinen – sowohl personellen als auch institutionellen – Kontext, in dem es entstanden ist, nicht denkbar, und wäre konsequenterweise ohne ihn in dieser Form weder schreib-, geschweige denn publizierbar geworden. In diesem Sinn möchte ich allen oben Genannten die Arbeit widmen, und meinen ausdrücklichen Dank für ihr Vertrauen und das darin liegende Potential formulieren.

Mein Dank gilt konsequent auch dem Schweizerischen Nationalfonds, der das Projekt während der Dauer von zwei Jahren vollumfänglich finanziert hat.

EINLEITUNG: Irritationen

Den Anfang der folgenden Untersuchung markieren unterschiedliche Irritationen. Von einer unüberblickbaren Konjunktur des Kulturbegriffs über den spöttischen Kommentar zu einem wissenschaftlichen Kongress der Volkskunde bis hin zur kritischen Dekonstruktion kulturwissenschaftlichen Wissens scheinen in den 1990er Jahren frühere wissenschaftliche Sicherheiten und Selbstverständlichkeiten an Boden zu verlieren. Davon – von den Irritationen, von verlorenen Illusionen und vom Verlust einer unhinterfragten Evidenz – soll im Folgenden die Rede sein.

Kultur-Konjunkturen: Begriffliche Inflation und Deflation von »Kultur«

Es spielt keine Rolle, ob sich der Blick auf das weite Feld der Gesellschaft oder auf den Kontext der universitären Wissenschaft richtet, für die 1990er Jahre kann grundsätzlich gelten: Überall ist die Rede von »Kultur« – »Kultur« ist in aller Munde. Nicht nur zahlreiche und fachlich unterschiedliche wissenschaftliche Publikationen verwenden und diskutieren den Begriff, auch im gesellschaftlichen Feld taucht »Kultur« auf, egal wo man hinsieht. Die Diskussion über »Kultur« füllt die Feuilletons unterschiedlicher Zeitschriften; mithilfe des Begriffs werden in Form des »Kulturmanagements« und der »Interkulturellen Kommunikation« neue Ausbildungswege institutionalisiert und Berufsfelder entworfen; und letztlich dient »Kultur« auch der Benennung »neuer« gesellschaftlicher Phänomene, die von der »Popkultur« bis zur »Körperkultur«

(vgl. Helduser/Schwietring 2002b: 9f) reichen, sowie zur Qualifizierung sozialer Problemfelder unter den Stichwörtern der »Multikulturalität«, der »nationalen Leitkultur« oder der »kulturellen Unvereinbarkeit« (vgl. Steiner-Khamsi 1994; Kreis 1994).

Im Bereich der früheren Geistes- und Sozialwissenschaft definiert die Literaturwissenschaft inzwischen »Kultur als Text« (vgl. Bachmann-Medick 1986), die Geschichtswissenschaft stellt die Frage nach der »Alltagskultur« (vgl. Lüdtkke 1989), die Soziologie forscht nach »Subkulturen« (vgl. Soeffner 1989), die Ethnologie thematisiert die »Hybridität von Kultur« (vgl. Bronfen/Marius/Steffen 1997), transdisziplinäre Forschungsk Kooperationen bearbeiten gemeinsam den Komplex der »Gefühlskultur« (vgl. Bieber/Ottomeyer/Tholen 2002) und die Volkskunde benennt sich immer öfter und dezidiierter als »Kulturwissenschaft« (vgl. Gerndt 1986; Kaschuba 1995a). Was hier mehr oder weniger willkürlich zitiert wird, spiegelt dennoch einen ersten allgemeinen Befund: Der Kulturbegriff zeigt Präsenz und gewinnt – sowohl qualitativ wie auch quantitativ – an Prominenz. Zweitens gilt, was Urte Helduser und Thomas Schwietring im Rückblick des beginnenden 21. Jahrhunderts für die Entwicklung der vergangenen 20 Jahre konstatieren:

»Ebenso deutlich wird jedoch in allen genannten Disziplinen, dass der Kulturbegriff den jeweiligen disziplinären Interessen angepasst und in entsprechender Weise strategisch zugeschnitten und eingesetzt wird. Das Paradigma der Kultur ist in der Praxis der kulturwissenschaftlichen Forschung keineswegs so eindeutig zu fixieren, wie sich theoretische Programmschriften das wünschen (vgl. Frühwald/Jauß/Koselleck et al. 1991).« (Helduser/Schwietring 2002b: 15)

Über diese Diagnose der Konjunktur hinausgehend interpretieren die meisten AutorInnen den begrifflichen »Aufstieg« von »Kultur« sowohl als »Inflation« wie auch als »Krise«: Einerseits eröffnen die beiden Termini einen Blick auf das innovative Potential, das im Kulturbegriff und dessen zeitgenössischer Diskussion steckt, indem das wenig festgeschriebene, offene Profil von »Kultur« und die darin liegenden großen Forschungsressourcen betont werden (vgl. Gerndt 1986: 11f). Andererseits indizieren Krise und Inflation einen Problematisierungsbedarf, wenn das Risiko der fehlenden Trennschärfe, der zunehmenden Konturlosigkeit und einer damit einhergehenden Entwertung des Begriffs in den Fokus gerückt werden (vgl. Kaschuba 1999: 116; Helduser/Schwietring 2002b: 8). Beide Interpretationen basieren auf dem gemeinsamen Fundament eines »Kultur-Verständnisses«, das davon ausgeht, dass der Begriff weiterhin seine inhaltliche Aussagekraft und analytische Qualität

behält. Doch gerade diese Einschätzung verstärkt die anfängliche Irritation, die sich jetzt folgendermaßen fassen läßt: Wie kann der Kulturbegriff seine wissenschaftliche Potenz behalten, wenn er allüberall – in unterschiedlicher Bedeutung und Position – verwendet wird? Die Inflation des Gebrauchs von »Kultur« steigert dessen Gehalt und wissenschaftliche Kraft zur Deflation. Die Irritation zeigt sich konsequenterweise als Infragestellung von »Kultur« in der Funktion einer effektiven und effizienten wissenschaftlichen Kategorie.

Krise der volkskundlichen Autorität: »Plapperkrähen«

Im Herbst 1999 erscheint im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ein drei Spalten starker Artikel unter dem polemischen Titel: »Plapperkrähen kriegen kein Telegramm.« Die etwas kleiner darunter gesetzte Frage kommentiert und akzentuiert in karikierender Verdoppelung die Titel gebende Äußerung: »Wer braucht die bunten Vögel? Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde tagt in Halle« (Kämmerlings 1999: 54). Der Artikel ist einem Rückblick auf den aktuellsten Kongress der wissenschaftlichen Disziplin Volkskunde gewidmet, der in jenem Jahr erstmals in einem der neuen Bundesländer Deutschlands abgehalten wurde. Mit scharfem Blick und spitzer Feder seziert Richard Kämmerlings die Forschungsinteressen, Themenstellungen, Theorieorientierungen und methodischen Vorgehensweisen der Disziplin. Jeder dieser Bereiche ist ihm eine scharfzüngige Bemerkung wert. Seien es die begrifflichen Grundlagen mit ihrer entsprechenden perspektivischen Ausrichtung, die ihn zur Polemik reizen:

»Das Rahmenthema des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde ›Natur-Kultur‹ war nur auf den ersten Blick unverbindlich, tatsächlich ging es ans Eingemachte: Schon bevor sie hinter Glas kommen, sind schließlich auch harmlose Fröchtchen als Resultat intensiver Züchtung ein Kulturprodukt. [...] Denn dass das Natürliche stets ein ›soziales Konstrukt‹ ist, dass gar die Naturgesetze selbst nicht ›entdeckt‹, sondern um eines sinistren Machtanspruchs willen von den ›exakten Wissenschaften‹ zusammengestoppelt wurden, haben Kulturwissenschaftler offenbar mit der Muttermilch aufgesaugt. Eine Kulturgeschichte der weiblichen Brust durfte daher auch in Halle nicht fehlen.« (ebd.)

Sei es die theoretische Prämisse, auf der jede fachliche Arbeit aufbaut, die er spöttisch kommentiert: »Zuvor wurde noch einmal für alle zum Mitbrummen das konstruktivistische Credo vorgebetet.« (ebd.) Ebenso

skeptisch äußert sich Kämmerlings zur empirischen Konzentration volkskundlicher Forschung: »Die Stärken der Volkskundler liegen derzeit in einer Art negativer Anthropologie, die eine empirische Falsifizierung kursierender Großtheorien unternimmt – eine Art mikrokosmische Geltungsprüfung für gesellschaftliche Fernaufklärer.« (ebd.) Kämmerlings macht auch auf die Grenzmarkierungen aufmerksam, mit der die Volkskunde unliebsame Mitwissenschaften von ihrem Forschungsterrain fernzuhalten versucht:

»Die Warnschilder vor biologischem Determinismus, die eine politisch überkorrekte Gesinnungswissenschaft aufstelle, zeugten, so [einer der Fachvertreter; se], von irrationalen Berührungsängsten und seien überflüssige Requisiten aus dem kalten Krieg der Kulturanthropologie. Seine wütende Polemik gegen die Selbstgerechtigkeit des ›Totalkulturalismus‹ zielte auf eine interdisziplinäre Annäherung an die Biowissenschaften, mit denen die Volkskunde – ein gebranntes Kind – nicht einmal diplomatische Beziehungen unterhalte.« (ebd.)

Im Blick auf das Selbstverständnis der Disziplin enthüllt Kämmerlings gleichzeitig die Prekarität des Fachs: »Die Volkskunde ist eine Wissenschaft vom ganz Kleinen, die so gern über das große Ganze reden würde.« (ebd.) Und er verweist auf die institutionellen Konsequenzen, die mit dieser Prekarität – nicht ohne Schuld der Volkskunde – verbunden sind: »In den neuen Ländern wurde nach der Wende kein einziger Lehrstuhl für Volkskunde neu eingerichtet; den beiden fleißigen Organisatorinnen der Tagung vom Landesheimatbund Sachsen-Anhalt wurden gerade die Stellen gestrichen.« (ebd.) Mit dem Verlust dieser Stellen findet sich das Fach unwiederbringlich im Konkurrenzfeld der unterschiedlichsten Disziplinen wieder: »Nachdem sich die Historiografie längst für Alltags- und Mentalitätsgeschichte geöffnet hat und die Germanistik sich zur Kulturwissenschaft aufplustert, scheint die Volkskunde mit dem kulturalistischen Paradigma ihr letztes materiales Unterscheidungskriterium zu verlieren.« (ebd.)

Kämmerlings beendet sein pointiert-bissiges Porträt der Volkskunde, das die einen wohl mit Vergnügen, die anderen mit Verärgerung gelesen haben, mit einem guten Rat an das Fach:

»Sich abwechselnd mit überzogenem Praxisanspruch als ›wissenschaftliche Sozialarbeit‹ [...], oder mit ›weichen anschmiegsamen Methoden‹ als Stachel im Fleisch der exakten Wissenschaften [...] zu definieren, ist kaum die richtige Überlebensstrategie. Als empirisches Korrektiv soziologischer Abstraktionen könnte die Volkskunde dagegen unentbehrlich bleiben.« (ebd.)

Mit seinem kritischen Blick auf die Volkskunde provoziert Kämmerlings eine Irritation, die sich als Infragestellung der volkskundlich disziplinären Wissenserstellung im Kontext der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer übersetzen lässt. In diese Infragestellung volkskundlicher Wissenschaftsautorität ist gleichzeitig – darüber hinausgehend – die gesellschaftliche Legitimität geistes- und sozialwissenschaftlichen Wissens eingeschlossen. Offenbar ist nicht mehr sicher, was die geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächer – allen voran die Volkskunde – der Gesellschaft zu sagen haben.

Krise des kulturwissenschaftlichen Wissens: »Writing Culture«

Anfang 1994 hält Wolfgang Kaschuba als gewählter Vertreter des Faches »Europäische Ethnologie« an der Humboldt-Universität zu Berlin seine Antrittsvorlesung.¹ Als Titel und Thema seiner Rede hat er folgendes angekündigt: »Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs« (Kaschuba 1995). Den Vortragstext, ergänzt um Anmerkungen und Literaturhinweise, publiziert er im Juni des folgenden Jahres in der »Zeitschrift für Volkskunde«, die – zweimal jährlich – im Auftrag der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde« herausgegeben wird und das zentrale Publikationsorgan des Faches im deutschsprachigen Raum darstellt. Dem zum Artikel transformierten Vortragstext ist in dieser Zeitschriftausgabe ein englisches abstract angefügt, das sowohl als kondensierte Fassung für alle nicht-deutschsprachigen LeserInnen wie auch als informativer Inhaltsüberblick für die übrigen RezipientInnen gedacht ist:

»In recent decades, the cultural sciences have been engaged in an ongoing attempt at explaining social processes as culturally stipulated and as being experienced culturally. This anthropological perspective on society's »inner surface« contributes to an understanding of the perceptions and selfconceptions of social actors and constitutes an important move towards acquiring a more discerning prospect of history and society. At the same time, however, this undisputable improvement harbors certain risks: It evidences a tendency to »culturalize« social processes in such a way that economic and political matters are reduced to cultural phenomena, thereby employing the term »culture« not to elucidate, but to obviate socio-political intentions. This strategy is most obvious in the context of new forms of national and ethnic thought. Tradition, descent,

1 Seine Stelle als C4-Professor am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin hat er bereits 1992 angetreten.

language, and religion are repositioned as basic need of defense. This movement towards a culturalization of social discourse – in the sense of both an older and a new fundamentalism of values – challenges studies in Anthropology and Folklore who will have to combat it in order to keep pursuing within a democratic framework a paradigm that does not divorce society from culture.« (ebd.: 46)

In diesem abstract ist, wie auch in der Vorlesung selbst, in komprimierter Form enthalten, was Wolfgang Kaschuba Anfang der 1990er Jahre für wissenschaftlich, volkskundlich-kulturwissenschaftlich und auch gesellschaftlich relevant hält. Sowohl im Vortragstitel wie auch in seinen detaillierten Ausführungen liefert Kaschuba eine Diagnose der zeitgenössischen Gesellschaft. Er skizziert die allgemeine Situation – dass »Kultur« aktuell zum Herstellungsmittel für ein gesellschaftliches wie individuelles Selbstverständnis avanciert ist – und kennzeichnet daran anschließend die problematischen Aspekte dieser Entwicklung – dass diese Identitätsfindung qua »Kultur« wirtschaftlich bedingte und politisch intendierte Ungleichheitsverhältnisse »kulturalisierend« zudeckt, anstatt sie analytisch aufzuklären. Im Blick auf die »Schuldigen« an dieser Situation kritisiert er sowohl politisch-national argumentierende Fundamentalpositionen, als er auch die Kulturwissenschaften in die Verantwortung für diese Entwicklungen einbezieht. Denn mit ihren zahlreichen Versuchen, soziale Prozesse als kulturell bedingte, durchwirkte und erfahrene zu interpretieren, haben die »cultural sciences«, die »Anthropology« und die »Folklore« (ebd.) als autorisierte Wissens- und Deutungsinstanzen eben diesen kulturzentrierten Blick in die gesellschaftliche Selbstbeobachtung eingeführt, legitimiert und dort etabliert. Im Gegenzug bzw. als angemessene, verantwortliche Reaktion auf diese mitverschuldete Entwicklung fordert Kaschuba entsprechende Gegenmaßnahmen von Seiten ebendieser Wissenschaft(en), nämlich »to combat [the culturalization; se] in order to keep pursuing within a democratic framework a paradigm that does not divorce society from culture« (ebd.).

Kaschuba kritisiert in seiner öffentlichen Antrittsvorlesung, die er vor einem beruflich gemischten, prominent besetzten und gesellschaftlich potenten Publikum vorträgt, sein eigenes Fach, dem er zwar den Status eines »Fachs auf der Suche« (Kaschuba 1995a: 27) zugesteht, und dessen – strategisch hochproblematische – Wissensproduktion. Kulturwissenschaftliches Wissen wird hier nicht als eindeutiges und objektives Wissen vorgestellt, das der Gesellschaft zu ihrer fortschrittsorientierten Entwicklung verhelfen wird. Im Gegenteil: Kulturwissenschaft steht im Kontext von historischem und sozialem Wandel, der ebenso von wissen-

schaftlichem wie politischem Kalkül vorangetrieben und bestimmt wird. Kulturwissenschaftliches Wissen wird hier in eine Reihe gestellt mit fundamentalistischen Machtanstrengungen. Kaschuba irritiert hier das Verständnis von Wissenschaft als ahistorischer, neutraler und objektiver Institution des Wissens. Die Irritation läßt sich konsequenterweise auch lesen als Infragestellung des »Objektivitäts-« und »Wahrheitsgehalts« von kulturwissenschaftlichem Wissen.

Irritationen – Wie weiter?

Die unbegrenzt-unendliche Diskussion um »Kultur«, die Karikatur der VolkskundlerInnen als »Plapperkrähen« und letztlich die Infragestellung der (Kultur-)Wissenschaft als Herstellerin und Hüterin von »objektivem«, »wahrem« Wissen muss eine volkscundlich-kulturwissenschaftlich sozialisierte Fachabsolventin fast zwangsläufig irritieren: Was soll die bissige Replik auf das Fach im Feuilleton einer Tageszeitung? Warum widmet sich ein Kulturjournalist mit solcher Verve und intellektuellem Überschuss dem aktuellsten Kongress der Volkskunde? Warum verstehen plötzlich so viele unterschiedliche Fächer den Kulturbegriff als ihre neue Lösung bzw. Losung, indem sie »Kultur« konsequent als je eigenen, genuin disziplinären Wissensbestand definieren? Überhaupt stellt sich die Frage, warum (scheinbar) alle und jede/r zu dieser Zeit über »Kultur« sprechen. Inwiefern bietet der Begriff noch einen allgemein inhaltlichen und disziplinär spezifischen Erklärungsgehalt, wenn so viele unterschiedliche Dinge, Bereiche und Gruppen mit dem einen, selben Begriff beschrieben werden? Und: Wie erreichen die unterschiedlichen SprecherInnen trotz offensichtlicher Heterogenität und Inflation von »Kultur« ein für sie selbst-verständliches Begriffskonzept?

Die zunächst unreflektierte Wahrnehmung der skizzierten unterschiedlichen Phänomene transformiert sich bei näherem Hinsehen und längerem Nachdenken nicht nur zur Infragestellung vorheriger Selbstverständlichkeiten, sondern weitgehend zur »Zerstörung einer Illusion« (Maasen 1999: 24), die im vorliegenden Fall drei Dimensionen beinhaltet: Erstens entpuppt sich das Verständnis von »Kultur« als eindeutigen, einer einzigen Disziplin zugeordnetem Begriff als Illusion. Zweitens wird damit das je fachliche – unter anderem auch das volkscundliche – Selbstverständnis ent-täuscht, *die* genuine, einzige und einzigartige »Kulturwissenschaft« zu sein. Und drittens zeigt sich selbst die Kulturwissenschaft als Institution in einer illusionären Evidenz, was ihre Autorität hinsichtlich »Wahrheit« und politischer »Neutralität« betrifft.

1. KAPITEL: Shifting Grounds: Kontextualisierung(en) und Wahl der Forschungsperspektive

Angeleitet von den obigen Irritationen und Desillusionierungen werden Differenzen zwischen selbstverständlich vorausgesetzten Sicherheiten und dem aktuell Realisierten sichtbar. In diesem Sinn noch einmal anders formuliert stellt sich aufgrund der vielfältigen Irritationen die Frage, welche Selbstverständlichkeiten durch die eingangs geschilderten Szenarien so stark herausgefordert werden. Anhand unterschiedlicher fachtheoretischer Kontextualisierungen sollen im Folgenden die in den skizzierten Irritationen angedeuteten Krisenphänomene sichtbar gemacht werden. Mit wechselnden Blicken auf die Wissensbestände diverser geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen wird der historische und gesellschaftliche Hintergrund beleuchtet, vor dem die referierten Infragestellungen ihre Gestaltung finden. Im ersten Teil der Kontextualisierungen erscheinen die fachlich unterschiedlichen Grundlagen noch als »shifting grounds«, die sich in ihren Beschreibungen und Diagnosen des späten 20. Jahrhunderts immer wieder verschieben. Die Fixierung eines spezifisch fachlichen Forschungsfundaments wird immer wieder aufgehoben durch die sich gegenseitig überschneidenden (Selbst-)Zuschreibungen genuin eigener Fachbestände durch unterschiedliche disziplinäre Richtungen: Was den einen AutorInnen als genuin sozialwissenschaftliche Diagnose des zeitgenössischen Zustandes gilt, reklamieren andere ForscherInnen als spezifisch kulturwissenschaftliches Wissen – und umgekehrt. Eine Fixierung des Forschungsstandpunkts als einer besonderen Disziplin zugehörig kann deshalb nicht gelingen. Umgekehrt wird eben diese Praxis der sich überschneidenden Zuschreibungen von der je fachlichen Einzigartigkeit geistes-, sozial- oder kulturwissenschaftlichen Wissens zum empirischen Fund erklärt und zum Gegenstand der hier unternommenen Untersuchung gemacht.

Die Stabilisierung der Beobachtungsposition, ohne die eine Forschung ebenso wenig gelingen kann, ermöglicht ein *Positionswechsel*, der für das konkrete methodische Vorgehen gewählt wurde. Die Operationalisierung von Michel Foucaults Diskurstheorie im Sinne und zum Zweck einer Diskurs*analyse* eröffnet den Blick auf die oben angedeuteten *Konstruktionen* von spezifischem wissenschaftlichem Wissen. Der zweite Teil dieses ersten Kapitels beinhaltet dementsprechend die theoretischen Grundlagen für das methodische Voranschreiten im Verlauf der Studie, stellt die eingenommenen Perspektiven vor und begründet die Wahl des konkreten Untersuchungsfelds sowie des vorliegenden Quellenmaterials. Daran schließt sich eine kurze Evaluierung der Erkenntnispotentiale dieses Zugangs an, sowie die Reflexion der eigenen (Subjekt-)Position der Autorin als Forscherin im Feld ihrer Untersuchung.

Eine kurze Zusammenfassung soll am Ende des Kapitels den »Gang der Arbeit« – sozusagen als Lesehilfe – gedanklich fassbar machen. Im Sinne einer Wegmarkierung folgen hier die thesenartig vorgestellten Punkte, an denen sich die Untersuchung entlangarbeiten wird.

Kontextualisierung(en): Wechselnde Blicke

Was ist »kulturwissenschaftliches« Wissen? – »Fiktion« oder »Wahrheit«?

Die Moderne ist sich selbst Thema. – Zu dieser Diagnose gelangen letztlich alle AutorInnen, die sich – egal unter welcher disziplinären Perspektive und mit welchem spezifischen Erkenntnisinteresse – mit der Zeit seit rund 200 Jahren und deren (Selbst-)Etikettierung als »Moderne« beschäftigen. Neben oder eben gerade mit allen historischen sowie strukturellen Veränderungen, die in und für diese Zeit fassbar (gemacht) werden, liegt die Charakteristik dieser »Epoche« darin, sich selbst in ihrer Spezifik zu beobachten, zu beschreiben, zu analysieren, zu kommentieren und letztlich auch sich kritisch zu reflektieren. Prägnant formuliert Alois Hahn die Moderne in diesem Sinn als »Projekt der Selbstdeutung von Gegenwart« (Hahn 1999: 19). Diese Selbstdeutung erfasst in unterschiedlicher Rhythmisierung, Art und Intensität die Gesellschaft, das Individuum sowie die unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereiche, deren Ausdifferenzierung als weiteres Strukturelement der Moderne gilt (vgl. Luhmann 1997; Beck/Bonß/Lau 2001). Unter dieser Perspektive auf die Zeit seit ungefähr Ende des 18. Jahrhunderts als sich selbst reflektierende und beobachtende »Moderne« gewinnt das Wissen

– als Prozess und Produkt des Beschreibens, Analysierens und Deutens
 – eine neue Position und Qualität innerhalb der Gesellschaft: Mit der Aufklärung entwickelt sich eine gegenüber vorher veränderte Art des Erwerbs und der Definition von Wissen. Gemeint ist damit die Tatsache, dass

»die Gesellschaft systematisch erfahrungsbasiertes Wissen zu produzieren beginnt und es von Metaphysik und Religion zu unterscheiden und zu präferieren lernt. Die Aufklärung fordert und erfindet fortan subtraktive Verfahren, die alles phänomenale Wissen von Aberglaube, Vorurteil und Illusion zu befreien suchen (Immanuel Kant), um schließlich, zumindest approximativ, die reine Vernunft hervortreten zu lassen« (Maasen 1999: 5)

Die sichtbare Realität, die Erfahrung (oder »Empirie«) dieser Realität und die kontrollierbare, wie qualifizierbare Wiedergabe dieser Realität zeigen sich ab jetzt in einem neuen – aufgeklärt-klaren – Licht und mit neuem Anspruch als »objektives« Wissen.

Die neue Unterscheidung und Bewertung des Wissens zieht gleichermaßen neue Perspektivierungen nach sich – vom Menschen auf sich selbst, auf seine Umwelt, auf die anderen, auf die Gemeinschaft, Gesellschaft und den Staat –, die nunmehr ohne Umweg über eine ausserweltliche Transzendenz wahrgenommen, beschrieben und interpretiert werden können, was gleichzeitig neue Inverhältnissetzungen von Mensch, Natur, Individuum, Kollektiv und Staat mit sich bringt. Die Konsequenz dieses (neuen) Status »objektiven« Wissens liegt darin, dass sich die Relationen, innerhalb derer sich jedes Individuum gesellschaftlich bewegt und befindet, qualitativ verändern: Das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu anderen und der Umwelt wird jetzt als durch den Menschen bestimmt und somit auch durch ihn veränderbar gedacht.

Trotz Aufklärung und der darin liegenden Vorstellung, die Erfahrung und Kontrollierbarkeit zu Grundpfeilern des (wissenschaftlichen) Wissens und damit auch des eigenen Selbstverständnisses zu machen, ist die Moderne sich ihrer selbst nicht (selbst-)bewusst genug, dass sie die systemischen und handlungsanleitenden Unterstellungen als solche benennen und sichtbar machen würde. Typisch für die (frühe) Moderne ist im Gegenteil die Verselbständlichung ihrer Wissensfundamente anhand von »Anthropologisierungs- und Naturalisierungsprozessen« (Beck/Bonß/Lau 2001: 21). Ab jetzt steht deshalb ein immanenter Wahrheitsanspruch des Wissens, der allein auf den Menschen und die Natur gegründet ist, und ein transzendenter, der sich auf Gott und/oder die Metaphysik beruft, in gegenseitiger Konkurrenz. Diese konkurrierende Wissensherzeugung und -positionierung zeigt sich im Folgenden als unab-

schließbarer Prozess, indem die moderne Differenzierung eine stetige Erweiterung und Entfaltung von Wissen und Handlungsformen, Institutionen und Medien produziert, die immer wieder um die eine »Wahrheit« rivalisieren. Demgegenüber bündelt »ein ganz neues Maß von Einheit stiftenden Diskursen und von Disziplin generierenden Dispositiven« die drohende Unübersichtlichkeit, um das Überhandnehmen immer neuer Möglichkeiten und Wissensinhalte handhabbar zu machen (vgl. Hahn 1999: 24). Die Konkurrenz generiert so eine doppelte Struktur: Einerseits treibt der Kampf um die »Wahrheit« die Herstellung von Wissen ständig weiter an; andererseits verlangt die steigende Unübersichtlichkeit der Wissensbestände nach Systemen der Ordnung und Disziplinierung, um das »Wahre« vom »Falschen« trennen zu können.

Aufgrund dieser Ausgangslage und Prozessualität erhält das wissenschaftliche Wissen in der Moderne nicht nur grundsätzlich einen neuen Status; seine Spezifik und Qualität der »Objektivität« stehen unter permanenter Beweislast, sich als das »wahre«, »richtige« Wissen zu erweisen und bleibt so in Konkurrenz zu anderen Arten des Wissens (als subjektives, religiöses oder metaphysisches Wissen). Die unterstellte Selbstverständlichkeit des Vorrangs von »Natur« und »Erfahrung« gegenüber »Gefühl« und »Glaube« bringt eine Privilegierung des wissenschaftlichen Wissens hervor, das in der Folge eine

»Restrukturierung und neue Hierarchisierung der gesellschaftlichen Wissenssysteme [herbeiführt; se], die auf eine Abwertung des alltäglichen wie beruflichen Erfahrungswissens und eine Aufwertung des Theorie- und Überprüfungswissens, des instrumentellen Naturzugriffs und der Kontrollrationalität hinauslaufen« (Beck/Bonß/Lau 2001: 22).

Ein wesentlicher Aspekt des wissenschaftlichen Wissens liegt in seiner expliziten Differenz zu anderen Arten des Wissens und damit auch zu anderen Arten der Wirklichkeitsdeutung. Die Unterscheidung der Wissensarten basiert auf einer qualitativen Bewertung diversen Wissens: Erfahrungsbasiertes, intersubjektiv überprüfbares und nachvollziehbar wiederholbares Wissen gilt jetzt als »gesichertes«, als »wahres« Wissen im Vergleich und Gegensatz zu religiös glaubensorientierter oder metaphysisch spekulativer Wahrheit (ebd.).

Die Herstellung, Verwaltung und Verbreitung des »gesicherten«, »verlässlichen« Wissens wurde in der Moderne auf das neu gegründete Fundament der Humboldtschen Universität gestellt. In ihrer institutionellen Struktur bestehend aus unterschiedlichen Einheiten, sprich Fakultäten, Departementen, Disziplinen und einem hierarchisierten Netz aus zahlreichen Subjektpositionen, gestaltete sich die Universität selbst als

System der inneren Differenzierung und Konkurrenz aus. Mit der zunehmenden Einrichtung und Etablierung immer neuer Universitätsinstitute und Disziplinen manifestierte sich die Konkurrenz des Wissens nun sowohl auf der inhaltlichen wie auch auf der materiellen Ebene, indem die jeweilige Ausstattung mit eigenen Räumen, Bibliotheken und personeller Infrastruktur als Kampf um die materiellen Ressourcen der jeweiligen Universität ausgefochten wurde (vgl. Küttler et al. 1993: 352; Langewiesche 2004: 38f).¹ Für den deutschsprachigen Bereich Westeuropas bedeutete dies im Horizont des deutschen Idealismus, dass »die Wissenschaft als eine sich selbst produzierende, autopoietisch geschlossene Ordnung kommunikativer Operationen [konzipiert wurde; se], die sich in den Universitäten organisatorisch verdichtete« (Brunkhorst 2004: 82).

Strukturiert war die organisatorische Ordnung der Universität durch die vier Grundpfeiler der Einheit von Forschung und Lehre, der Einheit von Wissenschaft und Bildung, der Einheit von Wissenschaft und Aufklärung sowie der Einheit der verschiedenen Wissenschaften an sich, die in dieser Form *vier Basisfunktionen* der Universität für die Gesellschaft zusammenfassten: »Im Zentrum steht die kognitive Funktion der ständig erweiterten Reproduktion des Wissens der Gesellschaft« (ebd.: 83), welche in der Universität mittels lernendem Forschen und forschendem Lernen hergestellt und vermittelt wurde. Zweitens beinhaltete die Universität die

»Funktion der allgemeinen Bildung, durch die das kognitive Wissen sich seiner gesellschaftlichen Umwelt mitteilt und anpasst. [...] Drittens erfüllt[e] das öffentliche Engagement von Universitätslehrern und Studenten die ›intellektuelle‹ Funktion einer Partizipation der Wissenschaft an der Selbstaufklärung eines Massenpublikums, die von Bürgerrechtsbewegungen bis zum Wissenschaftsjournalismus reicht.« (ebd.)

Und viertens stellte die Universität die inhaltliche wie personelle Reproduktion der Verwaltung und (Schul-)Bildung sicher (ebd.: 83f; vgl. auch Mittelstraß 1997: 36; Daum 1998; vom Brocke 1999: 201). Den Kern, von dem diese Funktionen ausgingen, bildete im Wesentlichen die Forschung (vgl. Weingart 2001: 64). Die Universität als Institution entwickelte seit dem 19. Jahrhundert für dieses als »Forschung« qualifizierte Wissensprozedere legitime Verfahren, deren Definitionsmacht in ihren eigenen Händen lag. Über den Grundpfeiler der Lehre – in ihrer Einheit

1 Diese interne universitäre Konkurrenzstruktur setzte sich konsequent auf deren nationaler wie internationaler Organisationsebene fort (vgl. vom Brocke 1999: 200).

mit der Forschung – leitete sich dieses Verfahren, seine Autorität und Legitimität weiter an diejenigen, die als Studierende den gesellschaftlichen wie universitären Nachwuchs und damit die existenzsichernde Zukunft der Universität als Institution und als gesellschaftliches Funktionssystem darstellten. Die »Lehre« – als sozialisierende Einübung in die wissenschaftliche Wissensproduktion – bildete so das sichernde Verbindungsstück zwischen dem bisherigen und dem zukünftigen Wissen in seiner institutionell autorisierten und autoritativen Form als validiertes, »wahres« Wissen (vgl. Küttler 1993: 352).

Das wissenschaftliche Wissen erlangt in diesem Sinn in der modernen Gesellschaft einen Status, der sich über ganz unterschiedliche und vielfältige Funktionen definiert:

»Forschung hat viele Gesichter und viele Aufgaben – selbstgestellte und an sie gestellte. Dazu gehören: das Wissen zu mehren, die Zukunft der Leonardo-Welt zu sichern, ihre Rationalität zu fördern, am epistemischen Wesen des Menschen, seinem Vernunftwesen, zu arbeiten, im schwierigen Gelände von Wissen, Können und Dürfen zu manövrieren. Forschung – und aller Forschung voran die Naturforschung – entdeckt die Welt, schafft die Welt und erklärt und deutet die entdeckte und die geschaffene Welt. Zugleich erweist sich ein derartiger Auftrag als eine unendliche Aufgabe. Und das ist das Großartige an der Forschung: Sie ist nie fertig, und sie bleibt immer jung. Nicht weil der forschende Verstand endlich und ewig pubertär, sondern weil er ungeheuer einfallsreich und unternehmungslustig ist. Mit ihm wiederum bleibt auch die Leonardo-Welt lebendig und jung – wenn sie nur will. Welch ein Auftrag und welch ein Maß an Erfüllung!« (Mittelstraß 1998: 178)

Als Pointe dieser historischen Skizze läßt sich konsequent an diese emphatische Darstellung der Wissenschaft durch Mittelstraß anschließen, dass sich die Moderne grundsätzlich als ihre eigene »Reflexionsmaschine« betätigt. Wissenschaftliches Wissen fundiert, profiliert und motiviert die gesellschaftliche Entwicklung in der Moderne, wodurch dem wissenschaftlichen Wissen zusätzlich eine grundsätzlich politische Qualität zukommt, was Nico Stehr folgendermaßen formuliert:

»Modern societies have made dramatic advances in the intellectual appropriation of nature and society. There exists an immense stock of objectified knowledge that mediates our relation with nature and with ourselves. In a general sense, this advancement used to be seen, in earlier contexts, as a form of modernization and rationalization that would lead to a »unity of civilization«. This second nature overshadows the primary nature of humans. The real and the fictional merge and become indistinguishable. Theories become facts, yet facts cannot police theories.

It is only after the societal significance of such opposites and oppositions has been understood that the full sociological significance of knowledge can become clear. Such a perspective leads to the realization that knowledge is increasingly the foundation of authority, that access to knowledge becomes a major societal resource as well as the occasion for political and social struggles.« (Stehr 2005: 117)

Der Status von wissenschaftlichen Wissen kann für die Moderne konsequent als funktionaler Status beschrieben werden. Als »objektives« und deshalb »wahres« Wissen, das universitär institutionalisiert und prozeduralisiert wird, beansprucht das wissenschaftliche Wissen einen privilegierten Status für die deutende Beschreibung der gesellschaftlichen Realität und wird so sowohl zu einer Ressource von Politik als auch in seiner eigenen Qualität an sich »politisch«.

Im Verlauf der letzten zwei Dekaden des 20. Jahrhunderts manifestiert sich eine auffällige Veränderung hinsichtlich des Status des wissenschaftlichen Wissens: Die »Wahrheit« und die Privilegierung wissenschaftlicher Autorität zeigen (plötzlich) Risse. Im Feld der Ethnowissenschaften entwickelt sich in den 1980er Jahren – angeführt von anglo-amerikanischen ForscherInnen – eine Diskussion über die Repräsentationskraft ethnologischen Wissens, die als »Writing Culture«-Debatte in die Forschungsgeschichte eingehen wird (vgl. Clifford/Marcus 1986). In zum Teil vehement geführten Auseinandersetzungen wird die Autorität und Legitimität von kulturwissenschaftlichem Wissen hinterfragt. Die These, die als Kernpunkt der Verhandlungen gelten kann, besagt, dass viel eher von einer *Konstruktion* dessen gesprochen werden muss, was wissenschaftlich beobachtet, festgehalten, analysiert und interpretativ ausgewertet wird, als von einer »wahren« im Sinne von »objektiv-neutralen« *Repräsentation* menschlicher Realität (vgl. Clifford/Marcus 1986). In die neue Verhandlung und Reflexion ethnologischer Wissensherstellung gerieten letztlich nicht allein die Produkte der Ethnowissenschaften, sondern auch deren Praxis und Produktionsbedingungen. Die neue Skepsis gegenüber den eigenen (kultur-)wissenschaftlichen Instrumenten – die Begriffe, theoretischen Konzeptionen, die Rhetorik, die ForscherInnenposition und das methodische Vorgehen – führte zu einer mindestens zehn Jahre andauernden Diskussion über den Status kulturwissenschaftlichen Wissens, der sich über den engeren Kreis der anglo-amerikanischen Kulturanthropologie auch in diverse geistes- und sozialwissenschaftliche Fächer des westeuropäischen – und vor allem des deutschsprachigen – Raums ausdehnte (vgl. Bachmann-Medick 1996; Schöttler 1997; Lipp 1998).

Auch in der deutschsprachigen Volkskunde markierte die Diskussion um die Konstruktion – statt Repräsentation – von »Kultur« einen Punkt, nach dem die ForscherInnen nicht mehr von einem positiven Abbild kultureller Realität durch die Wissenschaft sprechen konnten. Wolfgang Kaschubas eingangs zitierte Antrittsvorlesung signalisiert für den disziplinären Zusammenhang der Volkskunde das Datum, seit dem die Konstruktionsthese kulturwissenschaftlichen Wissens im diskursiven Raum steht und von dort her immer wieder neu thematisiert werden muss. In der Folge von Kaschubas publizierter »Kulturalismus«-These, deren Ausgangspunkt die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion und den (politischen) Konsequenzen in und für die Gesellschaft volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens darstellte (vgl. Kaschuba 1995), wird das Thema im Fach diskursiv variiert. Die anfänglich als situativ wahrgenommene Irritation zu Kaschubas These und deren – fast schon multiplizierten – Verbreitung und Rezeption zeigt sich jetzt im Kontext des modern hervorgebrachten, *privilegierten Status* von wissenschaftlichem Wissen als der späten Moderne eigene *Krise* des (kultur-)wissenschaftlichen Wissens. Nicht mehr allein in Konkurrenz, sondern geradezu in Frage steht jetzt der »Objektivitäts-« und »Wahrheits-«Gehalt von (kultur-)wissenschaftlichem Wissen.

Die Entwicklung im Feld der Ethnowissenschaften bildet allerdings keineswegs eine Ausnahmeerscheinung ab, sondern steht exemplarisch für eine Transformation, die den ganzen Bereich wissenschaftlicher Wissensgenerierung erfasst hat. Auch in anderen Fachbereichen und Wissenschaftszweigen wird die frühere Selbstverständlichkeit einer spezifischen, ja eigentlich metagesellschaftlichen (und damit auch meta-historischen) Qualität des wissenschaftlichen Wissens in Frage gestellt. Was die Substanz und Spezifik von wissenschaftlich hergestelltem Wissen ausmacht – wenn überhaupt eine solche weiter behauptet werden kann –, wird jetzt generell einer eigenen Reflexion unterzogen (vgl. Maasen 1999; Weingart 2003). Diese Hinterfragung umfasst nicht nur den eigenen zeitgenössischen Zustand des wissenschaftlichen Wissens, sondern sie wird auch historisch retrospektiv und gesellschaftlich wie lokal angewendet und somit grundsätzlich auf den Status wissenschaftlichen Wissens ausgedehnt:

»Doch schon ein oberflächlicher Blick in die Geschichte der Wissenschaft läßt gleichermaßen Zweifel am zeitlosen und universalen Wahrheitscharakter wissenschaftlichen Wissens aufkommen. Auch wissenschaftliches Wissen verändert sich und damit auch das, was als wahr gilt. Gleichwohl zeichnet es sich durch seinen Sonderstatus aus, allen anderen Wissensformen überlegen zu sein. Wenn es auf den ersten Blick auch den Anschein haben mag, dass die

fraglose Geltung ›wahren‹ Wissens nicht überraschend ist, gerade weil es ›wahres‹ Wissen ist, so wird bei genauerer Betrachtung doch erkennbar, dass die Produktion und Geltung dieses Typs von Wissen viel voraussetzungsreicher und damit unwahrscheinlicher ist. Die Produktion und allgemeine Geltung ›gesicherten‹ Wissens setzt nämlich voraus, dass es von allen gesellschaftlichen Strukturen – Kulturen, Ethnien, Klassen, Gruppen, Religionen und überdies von Raum und Zeit – abstrahiert, d.h. in *sozialer Distanz* zu ihnen steht. Damit dies möglich ist, bedarf es besonderer sozialer Bedingungen und spezifischer historischer Konstellationen, die zunächst nicht überall in der Welt gegeben waren.« (Weingart 2003: 7f; Hervorhebung i.O.)

Von dieser Position aus gesehen verändert sich die Perspektive auf die Forschung und ihr Wissen wesentlich: Erstens manifestiert sich die Thematisierung des *Status* und der *Art* von kulturwissenschaftlichem Wissen als Krisendiagnose über die *Autorität* von wissenschaftlichem Wissen in der späten Moderne. Die grundsätzliche Frage ist gestellt, ob wissenschaftliches Wissen in der späten Moderne (noch) »Wahrheit« repräsentiert – oder ob sie das überhaupt je getan hat. Die wissenschaftliche Herstellung von Wissen wird so gleichzeitig zur Verhandlungsmasse, wie sie von der Wissenschaft selbst wieder aufgegriffen wird und zum eigenen Forschungsprojekt der Wissenschaft mutiert. Der Blick auf Wissenschaft – und ihr Wissen – ist konsequenterweise (spätestens ab jetzt) ein historisierender, soziologisierender und kulturalisierender Blick, was Weingart theoretisch folgendermaßen übersetzt: »Die einschlägigen Konzepte sind: epistemische bzw. Wissenskulturen, Wissensformen, Wissensgesellschaft.« (Weingart 2003: 127) Als Frage für die hier vorliegende Untersuchung umformuliert heißt das: Welchen Status nimmt das volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftliche Wissen am Ende des 20. Jahrhunderts für sich in Anspruch? Welcher Art und von welcher Qualität muss dieses Wissen sein, damit es seine gesellschaftliche Autorität (re-)stabilisieren kann?

Was ist »Kultur«? – Wissenschaftliches oder politisches »Interpretament«?

Als charakteristischer Kern der modernen Veränderung gegenüber früheren Organisationsformen von Gesellschaft kann deren institutionalisierte und prozeduralisierte Selbst-Orientierung gelten. Die Moderne betätigt sich als ihre eigene Reflexionsmaschine, die unterschiedliches Wissen über die Gestalt der Wirklichkeit zur Herstellung ihrer eigenen gesellschaftlichen Ordnung funktionalisiert. Entscheidend und wesentlich ist dabei: Weltdeutung wird in diesem Kontext zur Gesellschaftsdeutung.

Wissen spielt unter dieser Perspektive eine zentrale, institutionell verzeitlichte Rolle im Prozess der Vergesellschaftung. Die konkreten Verfahren für diese multiple Selbstrepräsentation und -reproduktion stellt unter anderem die Wissenschaft zur Verfügung. Die strukturelle Einbindung der Wissensgenerierung in dieses selbstorientierende Projekt erreicht die moderne Gesellschaft dadurch, dass sie spezifische Wissensinstitutionen bildet, die in ihrem Fokus auf die individuelle wie kollektive Selbstwerdung zu eigentlichen Wissensinstanzen mutieren. »Instanzen« sind sie in dem Sinne, dass sie sowohl die Verfahren der Wissensherstellung als auch diejenigen ihrer Evaluierung im Sinne des »gesicherten« – also auch immer noch »wahren« Wissens – entwickeln und in ihren institutionellen Händen halten. »Instanzen« sind sie aber auch in dem Sinne, dass sie gegenüber anderen Ansprüchen der Wahrheitsvertretung auf ihren eigenen Praktiken und Produkten des Wissens (als prozeduralisierte Tätigkeit) bestehen, und diese als die »wahren« durchzusetzen versuchen.

Pointiert formuliert sich die Qualität des wissenschaftlichen Wissens zum späten Zeitpunkt der Moderne in seiner *Funktion als Instrument der Vergesellschaftung* (im Sinne der gesellschaftlichen Identitätsbildung und Reproduktion), das dementsprechend großes soziales Gewicht hat. Umgekehrt wächst mit diesem Gewicht aber auch die Labilität der Autorität über diese Funktion, denn:

»Nur das eine wissen wir mit Bestimmtheit: Das Wissen nimmt beständig zu, die Wissenskugel wächst und mit ihr wachsen die Berührungspunkte mit dem, was wir noch nicht wissen. Und noch etwas wissen wir, das uns jetzt wieder auf das Stichwort Verantwortung zurückführt: Unsere Fähigkeiten, mit einem wachsenden Wissen auch orientierungsmäßig Schritt zu halten, nehmen ab. Es gehört zu den Erfahrungen einer Leonardo-Welt, dass mit der erwähnten Unübersehbarkeit des Wissens seine zunehmende Unbeherrschbarkeit einhergeht. Und hier liegt dann die eigentliche Sorge begründet: Nicht dass das Wissen wächst und unübersehbar wird, ist das Beunruhigende, Besorgniserregende, sondern unsere immer evidenter werdende Unfähigkeit, mit diesem Wissen vernünftig umzugehen. Die Sicherheit des positiven Wissens und des Könnens, zumal des technischen Könnens, nimmt zu; die Sicherheit normativer Orientierungen nimmt ab. In klassischer philosophischer Terminologie ausgedrückt: wissenschaftlicher Verstand und praktische Vernunft entwickeln sich auseinander. Der eine, der wissenschaftliche Verstand, ist groß und stark, die andere, die praktische Vernunft, ist schwach und verzagt. Oder in der sportlichen Sprache unserer Zeit: Im Wissen sind wir Weltmeister, in der Bewältigung wissenserzeugter Probleme meist blutige Amateure.« (Mittelstraß 1998: 77f)

Galt für die frühe Moderne ihr Glaube an den Fortschritt und die sich linear entwickelnde Verbesserung der Gesellschaft noch als Fundament und Horizont ihrer Orientierung, ist eben diese Sicherheit, die eigene Gegenwart steuern und die Zukunft selbst bestimmen zu können, in der späten Moderne brüchig geworden. Ob, inwiefern und welche Art von Wissen der Gesellschaft dient, steht jetzt im Brennpunkt des Interesses und definiert den Kern der Konkurrenz um das Wissen.

In eben diesen Kontext reiht sich die Brüchigkeit und diskursive Verhandlung um den Kulturbegriff am Ende des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Europa ein. Wie Helduser und Schwietring feststellen, remanifestiert sich der Kulturbegriff im wissenschaftlichen Sprechen der späten Moderne mit neuer Autorität:

»Nachdem der Kulturbegriff spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts hinter andere Leitbegriffe wie ›System‹, ›Struktur‹ oder ›Gesellschaft‹ zurückgetreten war, stützt sich die aktuelle Diskussion zum Teil auf Wiederbelebungsversuche früherer Debatten spätestens seit den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Hinzu kommen jedoch genuine Anregungen aus neuen theoretischen Konzeptionen wie beispielsweise aus der Diskursanalyse und dem Konstruktivismus, die zugleich eine Reformulierung älterer Ansätze erlauben.« (Helduser/Schwietring 2002: 8)

Diese neuen Anregungen und Perspektivierungen anhand des Kulturbegriffs verdanken sich auch der gesellschaftlich veränderten Situation – und damit ebenso der sozial virulenten Problemagenda – in deren Verbindung die Diskussionen mit und um »Kultur« stehen:

»Die wissenschaftliche Konjunktur der Kultur ist auch ein Anzeichen für eine neue gesellschaftliche Aushandlung des Kulturellen, die unter anderem eine Debatte um dessen Grenzen und Entgrenzungen einschließt. So haben einerseits die Diskussionen um Gentechnik, künstliche Reproduktion, künstliche Intelligenz oder virtuelle Realitäten in den letzten Jahren dazu beigetragen, dass die Schwelle von Kultur und Natur zunehmend problematisch geworden ist [...]. Andererseits gehört zu den Entgrenzungen des Kulturbegriffs auch dessen politische Instrumentalisierung, wie sie am deutlichsten in der Rede vom ›Kampf der Kulturen‹ zum Ausdruck kommt [...]. Hieran zeigt sich beispielhaft ein ›Kulturalismus‹ (Kaschuba 1995), in dem neue globale und lokale Konfliktlinien erzeugt und im Zuge dessen politische Konflikte kulturell gedeutet oder ethnisiert werden [...]: ›Kultur ist zu einem leicht entflammbar[n] Wort geworden [...], an dem sich Kriege entzünden‹ [...].« (ebd.: 9)

Die Frage nach dem Status und der Art des wissenschaftlichen Wissens führt konsequent zur Frage nach dem Verhältnis, in dem wissenschaftli-

ches Wissen zur Gesellschaft steht. Die Thematisierung einer möglichen strategischen Inanspruchnahme bzw. Instrumentalisierung von kulturwissenschaftlichem Wissen für politische (partikuläre) Interessen provoziert die grundsätzliche Frage nach der Qualität von (kultur-)wissenschaftlichem Wissen. In der Definition von wissenschaftlichen Begriffen – und ganz speziell demjenigen der »Kultur« – als »Interpretamenten« (Kaschuba 1995a: 32) bestimmt die Frage nach dem Ziel und Zweck von kulturwissenschaftlichem Wissen die Perspektive der Reflexion. In einer Wiederaufnahme der anfänglichen Irritation über die zeitgenössische Kulturinflation entfaltet bzw. transformiert sich die Infragestellung von »Kultur« als effektiver und effizienter wissenschaftlicher Kategorie durch politische Inanspruchnahme zur *Fragestellung nach der Potenz und den Potentialen kulturwissenschaftlicher Begrifflichkeit(en)*. Als konkrete Frage formuliert, läßt sich dies folgendermaßen fassen: Welchen Erklärungswert und welche gesellschaftliche Wirksamkeit besitzt der volkscundliche Kulturbegriff? Für wen und zu welchem Ziel wird volkscundlich-kulturwissenschaftliches Wissen hergestellt? Und letztlich in einer übergreifenden Perspektive akzentuiert: Wirkt kulturwissenschaftliches Wissen am Ende des 20. Jahrhunderts (noch) als potentes Instrument der Vergesellschaftung?

Wer braucht die Geistes- und Sozialwissenschaften? – Kritische Nachfragen, oder: Legitimationskrise

Die kritische Infragestellung des wissenschaftlichen Wissens, die seine produzierende wie autorisierende Institution der universitären Wissenschaft als *die* Repräsentantin und Garantin von »wahrem« Wissen mit in diese »Kritik« einbezieht, findet ihren Ausdruck unter anderem in der Selbstreflexion der Geistes- und Sozialwissenschaften, wie sie seit den späten 1980er Jahren auf der Wissenschaftsagenda auftaucht (und seither nicht mehr verschwunden ist). Die Frage »Geisteswissenschaften, wozu?« (Krummacher 1988), deren In-Fragestellung als »sogenannte Geisteswissenschaften« (Prinz/Weingart 1990; Hervorhebung se) und die auf eine Reflexion hinweisende »Denkschrift« über die »Geisteswissenschaften heute« (Frühwald et al. 1991) stimmen auf eine neue Phase der geistes- und sozialwissenschaftlichen Entwicklung ein. In regelmäßiger Folge erscheinen ab jetzt Publikationen, die sich speziell diesem Thema widmen (vgl. Geisteswissenschaften, wozu? 1988; Geisteswissenschaften heute 1997; Geisteswissenschaften wozu? 1997; Geisteswissenschaften und Innovationen 1999; Geisteswissenschaften und Wissenschaftspolitik an der Schwelle zum dritten Jahrtausend 1999). Die unterschiedlichen Beiträge und Bücher liefern Bestandesaufnahmen des

sen, was die Gegenstände, die Fragestellungen, die Erkenntnisinteressen aber auch die »Perspektiven der geisteswissenschaftlichen Forschung, [...] ihre Leistungsfähigkeit, ihre Rolle und ihre Legitimation im Wissenschaftssystem und über dieses hinaus« (Frühwald et al. 1991: Klappentext) darstellen. In Zweifel gezogen, ausführlich debattiert und auch immer wieder restituiert wird jetzt die »scheinbare[...] Funktion als ›Orientierungswissenschaften‹« (Prinz/Weingart 1990: Klappentext):

»Über generelle Sinnstiftung hinaus traut man den Geisteswissenschaften durchaus auch eine spezifische handlungsleitende ›Orientierungsfunktion‹ zu, wenn diese auch noch kaum entwickelt sei. Sie gewinnt ihre Relevanz ebenfalls daraus, dass sich die Gesellschaft zunehmend durch die negativen Konsequenzen ihrer eigenen – nicht nur naturwissenschaftlich-technischen – Modernisierung überrascht und sich als ›Risikogesellschaft‹ begreift.« (Vgl. Meier/Schimank 2004: 104f)

Ihren wichtigsten und prominentesten Vertreter der geisteswissenschaftlichen Orientierungsfunktion finden die unter diesem Label zusammengefassten Wissenschaftsdisziplinen in Jürgen Mittelstraß, der in verschiedenen Publikationen von der Funktion geisteswissenschaftlichen Wissens gesprochen und für dessen unabdingbare Notwendigkeit plädiert hat:

»[T]atsächlich ist die *argumentative* und die *konstruktive* Kraft des Denkens, auf die die moderne Welt in ihren Rationalitätsstrukturen angewiesen ist, nicht allein eine Sache der anderen Wissenschaftsseite. Von deren Rolle die Geisteswissenschaften zugunsten allein bewahrender und erzählender Funktionen auszunehmen, wäre nicht nur für die Geisteswissenschaften höchst abträglich – sie fielen wohl endgültig dem wissenschaftsideologischen Fluch Snows zum Opfer –, sondern auch für die Kultur der modernen Welt selbst. Diese verlöre ein Organ, das nicht nur zeigt, in Geschichten zeigt, wie es war und wie es sein könnte, sondern auch sagt, begründet sagt, wie es ist und wie es sein sollte. Um das zu leisten, haben die Geisteswissenschaften nicht nur Sensibilisierungsgeschichten, Bewahrungsgeschichten und Orientierungsgeschichten zu erzählen, sie müssen auch selbst deuten, erklären, argumentieren und konstruieren können. Die vom Kompensationsmodell angebotene Sicherheit für den geisteswissenschaftlichen Verstand ist eine trügerische Sicherheit. Sie läßt gerade jene Kräfte, eben die erklärenden, argumentierenden, konstruktiven Kräfte, verkümmern, ohne die sich in der Wissenschaft keine Disziplin halten kann.« (Mittelstraß 1998: 98f; Hervorhebungen i.O.)

Mittelstraß nimmt mit dieser Aussage nicht nur Partei für die Geisteswissenschaften und deren potentielle Qualitäten, sondern er positioniert

sie auch dezidiert neu: Von der Antithese der »zwei Kulturen«, die aus den wissenschaftstheoretischen und -politischen Argumentationen seit Snows entsprechender Äußerung (vgl. Snow 1967) nicht mehr wegzudenken ist, hält er nicht nur wenig, sondern er sieht darin ein gefährliches Hindernis für die sinnvolle – im doppelten Sinn der bedeutungsvollen und existentiell wichtigen – Herstellung und Verwendung von wissenschaftlichem Wissen in der späten Moderne. Die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften als miteinander unvereinbare »Kulturen« reduziert die letztere auf eine Kompensationsfunktion (vgl. Marquard 1986), die sowohl für sie selbst als auch für die Gesellschaft fatale Folgen hat. Nicht nur die Geisteswissenschaften sind so auf »ein beharrendes, bewahrendes, erinnerndes Bewusstsein« festgelegt (Mittelstraß 1998: 96), sondern auch die Gesellschaft wird auf eine rein technisch-industrielle Entwicklung und Innovation verwiesen, die der Komplexität realer Gesellschaftlichkeit nicht gerecht wird (oder werden kann) (vgl. Mittelstraß 1998: 110-133). Ebenso vehement adressiert er deshalb auch die finanzielle »Krise« der Universität, die er nicht allein strukturell durch wachsendes Wissen, wachsende Studierendenzahlen und eine wachsende Infrastruktur bedingt sieht, sondern ebenfalls im Kontext der streng getrennten Funktionsrelevanz von natur- und geisteswissenschaftlichem Wissen verortet, was Sabine Maasen folgendermaßen kommentiert:

»Heute reden wir, wie Jürgen Mittelstraß beklagt, über Universitäten wie über Stadtwerke und Finanzämter. Zwar gehe es auch heute noch um die Verbesserung von Forschung und Lehre, doch nur bei gleichzeitiger Kosteneinsparung. Die Kosten dieser Kosteneinsparungen gerieten jedoch in emphatischen Visionen von blühenden Universitätslandschaften leicht aus dem Blick. Zu denken sei an ganz materielle Kosten wie die Verteuerung des Studierens, aber auch an symbolische Kosten: Wissenschaft werde für Lehrende wie Lernende zunehmend zu einem Job, der gemanagt werden müsse. Doch: Müssen dabei Berufung und Leidenschaft, müssen dabei Grundlagenforschung und Orchideenfächer, muss dabei womöglich die Freiheit von Forschung und Lehre auf der Strecke bleiben?« (Maasen 2003b: 24)

In eben diesem Sinn verweist Mittelstraß wiederum dezidiert auf die Grundsätzlichkeit von Wissenschaft für die moderne Gesellschaft:

»Und in der Tat: Die moderne Welt weiß, dass sie ihre Probleme ohne Wissenschaft nicht bewältigen kann, die Wirtschaft weiß, dass sie ohne Wissenschaft einen mörderischen Produktivitäts- und Innovationswettbewerb nicht bestehen kann, und die Medien wissen, dass Wissenschaft wieder »in« und, siehe da, richtig dargestellt auch unterhaltsam sein kann. Überall wird aus der

Welt der Wissenschaft berichtet, Politiker sprechen (nicht erst seit der Standortdebatte) von der Bringschuld der Wissenschaft und Wissenschaftler schreiben fleißig Bücher, die nicht mehr nur für den Kollegen (der sie meist ohnehin nicht liest) bestimmt sind [...]« (Mittelstraß 1998: 182).

An diese – zunächst positive – Situationsdiagnose knüpft Mittelstraß allerdings eine Skizze der Gesellschaft, die vielmehr zu einer Krisendiagnose mutiert:

»Dennoch herrscht nicht eitel Freude – auf beiden Seiten. Die Öffentlichkeit mahnt *Nützlichkeit* und *Verständlichkeit* an, die Wissenschaft fühlt sich unvorbereitet auf eine Bühne gezerrt, die nicht die eigene ist. Die Öffentlichkeit schmückt sich gegenüber der Wissenschaft mit Informationsidealen, Relevanz- und Problemlösungsansprüchen, die Wissenschaft gegenüber der Öffentlichkeit mit Erkenntnisidealen und dem Glanz der Wahrheit, der nach alter Vorstellung bzw. einem gut gepflegten Vorurteil auf ihrer Arbeit liegt. Es ist wie in den »Xenien« in Schillers Musenalmanach (auf das Jahr 1797): Einem ist die Wissenschaft »wie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit viel Butter versorgt.« (Mittelstraß 1998: 182; Hervorhebungen i.O.)

Unter Konkurrenzdruck geraten inzwischen nicht nur die Art und Qualität des (je) wissenschaftlichen Wissens sondern auch deren tragende Institutionen. Im Kontext einer grundsätzlichen – strukturell angelegten wie öffentlich geforderten – Gesellschaftsorientierung des wissenschaftlichen Wissens bestimmen nicht allein die wissenschaftsimmanenten Kriterien über dessen »Richtigkeit«. Das »richtige« Wissen bestimmt sich ganz im Gegenteil aus dem Relationsfeld konkurrierender Lösungsangebote. *Lösungswissen* transformiert sich in diesem Kontext konsequenterweise zu *Interpretationswissen* und das in doppelter Weise: als richtig interpretiertes Wissen und als interpretierendes Wissen für die richtige Lösung. Unter der Konkurrenz vieler verschiedener Institutionen, die ihre Lösungen für – selbst konstatierte – Probleme der Gesellschaft formulieren, beinhaltet jede Problem-Lösung eine zweifache Interpretationsleistung. Die erste Leistung zielt auf die adäquate und allgemein überzeugende Diagnose des gegenwärtigen, veränderungsbedürftigen Zustands. Der zweite Nachweis, der erbracht werden muss, ist der auf die Problematik passgerecht zugeschnittene und im Konkurrenzfeld der Lösungsanbieter bestmögliche Lösungsvorschlag, den zu formulieren sich jede der Wissensinstitutionen bemüht.

Die Komplexität des Diskussionsgegenstands ist damit skizziert: Nicht allein die Inhalte und begrifflichen Konturen der Geisteswissenschaften verlieren in ihrer Diskussion und Neuprofilierung ihre Selbst-

verständlichkeit; auch der Sinn und Zweck der wissenschaftlichen Institutionen stehen in Frage. Nicht nur die bisherigen Entwicklungen stehen zur Debatte, sondern der Diagnose ist auch die Forderung nach Prognosen beigelegt. Und das Nachdenken über Zukunft und Zweck steht nicht allein unter dem institutionell immanenten Drang der Wissenschaft zum Wissen, sondern ist mitbedingt und mitgetragen von Legitimationsnachfragen durch ausserwissenschaftliche InteressensvertreterInnen.

Nicht (viel) anders ergeht es den Sozialwissenschaften. Ein erster Blick und eine erste Reaktion auf die eben geschilderte Krisis im Sinne, dass sich der »Geist« (und dessen kompensierende Funktion) überlebt hat, erweist sich schnell als Kurzschluss: Auch die Sozialwissenschaften sind in den Sog des Rechenschaftsberichtens hineingeraten; auch dort legen verschiedene Publikationen Zeugnis ab von der »Krise der Sozialwissenschaft« (vgl. Neidhardt/Lepsius/Weiß 1986; Haferkamp 1990; Berg/Fuchs 1993). »Unsicherheit«, »Skepsis« und »Ratlosigkeit« prägen konsequenterweise die Diskussionen und Reflexionen um die eigene Arbeit und den eigenen Status der unterschiedlichen Fächer (vgl. Prinz/Weingart 1990). Die Herausforderung trifft sozusagen mit voller Wucht das ganze Profil der Geistes- und Sozialwissenschaften. Sie stehen unter Reflexionsdruck, der ihr Innen und Außen in vielfältigster Weise betrifft: im Innen der Wissenschaft gegen äußere Nachfragen anderer gesellschaftlicher Instanzen; im Innen der Wissenschaft gegen andere Zweige der Wissenschaft; im Innen der Wissenschaftszweige gegenüber anderen Disziplinen und nicht zuletzt im Innen der einzelnen Disziplinen gegenüber verschiedenen »Schulen« oder FachvertreterInnen selbst.

Damit ist eine komplexe Dynamik aus Beziehungen und Positionierungen unterschiedlicher Organisationsbereiche im Feld der (spätmodernen) Wissenschaft und Gesellschaft skizziert, die sich im wissenschaftlichen Wissen selbst niederschlägt bzw. einschreibt. Die Institutionen als Ganzes stehen in ihrer Autorität wie Legitimität als gesellschaftliche Instanzen des deutenden Wissens zur gedanklichen Disposition.²

Krisen- und Legitimitätsdiskussionen sind historisch gesehen zwar keine neue Erfahrung für die modernen Wissenschaften³; die Debatte am

2 Knapp 15 Jahre später hat sich diese Situation offensichtlich noch nicht verändert, geschweige denn gelöst: »Es scheint, als leiden die Geisteswissenschaften und die mit ihnen epistemisch verwandten heuristisch orientierten Gesellschaftswissenschaften unter einem kaum korrigierbaren und sich praktisch auswirkenden beständigen Legitimationsdefizit.« (Diner 2004: 70)

3 Die »Krise« der Wissenschaft stellt sich nicht als völlig neues historisches Phänomen dar. Bereits in den 1930er Jahren manifestierte sich – allerdings unter anderen Vorzeichen und mit anderen thematischen Ausprägungen –

Ende des 20. Jahrhunderts zeigt aber ihre spezifische Qualität, die sich von vorhergehenden Krisenthematisierungen unterscheidet:

»Die aktuelle Krise der Wissenschaft wird vielmehr im Zusammenhang mit einem Status-, Reputations- oder Glaubwürdigkeitsverlust der Wissenschaft in der Öffentlichkeit gesehen. Felt et al. (1995: 17) sprechen von einer Legitimationskrise, welche durch schwindendes öffentliches Vertrauen in die wissenschaftlich-technische Problemlösungskompetenz gekennzeichnet ist sowie durch die Wahrnehmung, dass Wissenschaft und Technik selbst jene Probleme produziert haben, zu deren Lösung sie beitragen sollen.« (Kurath 2005: 22)

Helga Nowotny qualifiziert dementsprechend die »wissenschaftliche Krise« als Problem der veränderten Bildungs- und Kommunikationsstruktur in spätmodernen Gesellschaften: »Im Gegensatz zu der eben geschilderten Zeit kann heute kaum von einer generellen Krise der Wissenschaft gesprochen werden. Von einer Krise innerhalb der Wissenschaft selbst kann nicht die Rede sein, sondern von einer Krise, die sich aus ihrem Autoritätsverlust in der Öffentlichkeit ergibt.« (Nowotny 1999: 36) Denn:

»Die Bevölkerung in den Industriestaaten ist heute besser ausgebildet als je zuvor, und die öffentliche Meinung sollte dementsprechend differenziert und wohlwollend auf wissenschaftlichen Erkenntniszuwachs reagieren. Doch das Gegenteil ist der Fall. Das öffentliche Vertrauen in die Wissenschaft hat ab- und nicht zugenommen. In Gesellschaften, in denen Expertenwissen dominiert, muss sich dieses Wissen einer – nicht zuletzt aufgrund ihres höheren Bildungsstandes – zunehmend kritischen Öffentlichkeit stellen. Eine allgegenwärtige Wahrnehmung von Risiken und der Wunsch, diese abzuwehren, haben das Vertrauen in deren Beherrschbarkeit ersetzt. Die Krise des Wissens unterminiert die kognitive Realität, für die die Wissenschaften früher unangefochten standen.« (ebd.: 36f; vgl. auch Luhmann 1992b: 143; Kimmich/Thumfart 2004b: 10)

Kurz: Die Krise der Wissenschaft, wie sie sich in den 1990er bzw. deren Folgejahren äußert, beinhaltet eine »veränderte[...] Wahrnehmung der Wissenschaft als *soziale Institution*« (Kurath 2005: 22; Hervorhebung se).

Die universitär installierte Disziplin der Volkskunde ist von dieser Krisensituation nicht ausgenommen. Richard Kämmerlings Rezension über einen ihrer wichtigsten Fachkongresse zeigt deutlich, dass das

eine Krisendiskussion bzw. Krisendiagnose der Wissenschaft (vgl. Nowotny 1999: 35; Weingart 1995: 26).

volkskundliche Erkenntnisinteresse mit seinen entsprechenden Blickrichtungen, Fragestellungen, Begriffsverwendungen und Methoden keinen allgemeingültigen Relevanzanspruch behaupten kann. Die fachlichen Interessen stehen sowohl in ihren einzelnen Ausformungen wie auch in ihrer Kombination zur profilierten Universitätsdisziplin unter Legitimationsdruck. Damit rückt die epistemische Selbstverständlichkeit volkskundlichen Wissens in den Fokus kritischer Evaluation und dessen institutionelle Konturierung innerhalb der Universität ist der – universitär wie gesellschaftlich – öffentlichen Prüfung unterworfen. Was inzwischen für die Wissenschaften und ihre universitäre Institutionalisierung allgemein gilt, nämlich dass »nicht mehr prinzipiell außerhalb des Denk- und vor allem Sagbaren lieg[t], zukünftig die Institution Universität in ihrer bisherigen Gestalt abzuschaffen« (Kimmich/Thumfart 2004b: 10), verstärkt den Druck auf deren einzelne Organisationselemente, konkret auf die unterschiedlichen Fächer in ihrer institutionellen Eigenständigkeit: Wenn die Universität in ihrer bisherigen Form nicht mehr begründungslose Evidenz beanspruchen kann, dann wird auch denkbar, dass einige ihrer disziplinären Verzweigungen in Zukunft nicht mehr »genährt« werden müssen (vgl. Langewiesche 2004: 42; Benoît 1994: 316).

Die Fragilität des wissenschaftlichen Wissens und der Wissenschaft in ihrer universitären Institutionalisierung gründet in dem wechselseitigen Verhältnis moderner Gesellschaften aus einer gleichzeitigen Abhängigkeit und kritischen Infragestellung von wissenschaftlichem Wissen: Das wissenschaftliche Wissen gilt einerseits als unverzichtbare Grundressource für die Bewältigung der unterschiedlichsten Anforderungen im staatlichen wie individuell-alltäglichen Gesellschaftsleben. Andererseits ermöglicht die Breite und Verbreitung des wissenschaftlichen Wissens die Kompetenz kritischer Infragestellung auch von Seiten nicht-wissenschaftlicher Gesellschaftsmitglieder. Das heißt, Wissen bietet die Basis für die reflexiv-kritische Rezeption jeglichen Wissens. Als Konsequenz dieser dualen Grundlage der modernen Gesellschaft sieht Nico Stehr die Emergenz und Relevanz einer »Wissenspolitik« als ein ganz wesentliches Feld der Debatten und Kämpfe der Zukunft in demokratischen Gesellschaften: »In democratically organized societies, it is a legitimate role of political discourse and action to contribute to and take part in decisions that effect the ways in which scientific knowledge and possible technological artifacts are deployed in society or not.« (Stehr in: Maasen/Winterhager 2001: 259f) Daraus ergibt sich für die Geistes- und Sozialwissenschaften eine spannungsreiche – wenn nicht sogar paradoxe – Situation: Einerseits sind sie in ihrer Wissensherstellung und Institutionalisierung unter Legitimitätsdruck geraten, während sie ande-

rerseits an der Weiterentwicklung und Orientierung der Gesellschaft anhand von (wissenschaftlichem) Wissen mitarbeiten sollen.

Kurz und als Fazit: Die neuartige Thematisierung der *Funktion* von Geistes- und Sozialwissenschaften äußert sich am Ende des 20. Jahrhunderts in Form einer kritischen Infragestellung der gesellschaftlichen *Legitimität* von (geistes- und sozial-)wissenschaftlichem Wissen. Die allgemein virulente Nachfrage nach der Relevanz – besonders des geistes- und sozial- – wissenschaftlichen Wissens provoziert konsequent die konkret fassbaren Fragen: Geistes- und Sozialwissenschaften wozu? Beziehungsweise in Kämmerlings polemischer Formulierung: »Wer braucht die bunten Vögel?« Sprich: Wer braucht die Volkskunde?

Was – und wer – ist »Kulturwissenschaft«? – Von der »Neuorientierung« der Geistes- und Sozialwissenschaften als »Kultur«wissenschaften

Auffällig an der inhaltlichen und theoretischen Ausrichtung der Diskussionen um Sinn und Zweck der Geistes- wie der Sozialwissenschaften im Verlauf der 1990er Jahre ist deren Schlagseite zur »Kultur«. Ähnlich wie die 1970er Jahre vorwiegend unter den Etiketten von »Gesellschaft« und »Sozialwissenschaften« oder die 1980er Jahre unter denjenigen des »Alltags«, der »Hermeneutik« und der damit verbundenen »Krise der Repräsentation« standen (vgl. Musner/Wunberg 1999: 3; Daniel 1999: 10f), kann das Charakteristikum der 1990er Jahre als dasjenige der »Kultur« und »Kulturwissenschaft(en)« bezeichnet werden. Der Kulturbegriff taucht in den unterschiedlichsten Fächern auf, diverse theoretische Konzepte werden entwickelt und diskutiert – allerdings nicht immer in gegenseitigem Bezug aufeinander –, und die Rezeption von theoretischen Ansätzen zum Thema und Begriff von »Kultur« aus dem internationalen Wissenschaftsfeld nimmt ständig zu (vgl. den Abschnitt zur »Writing Culture«-Debatte, S. 15ff). »Kultur« wird praktisch und programmatisch zum neuen Leitbegriff für viele geisteswissenschaftliche Disziplinen.

Urte Helduser und Thomas Schwietring haben in ihrer Publikation zur »Kultur und ihre[r] Wissenschaft« die inzwischen als »cultural turn« bezeichnete Entwicklung der kulturwissenschaftlichen Neuorientierung früherer geistes- und gesellschaftswissenschaftlicher Fächer in ihren verschiedenen Etappen festgehalten (vgl. Helduser/Schwietring 2002: 8ff; vgl. auch Lutter/Reisenleitner 1998; Kaschuba 1999; Böhme/Matubek/Müller 2000; Gerbel/Musner 2002). Die beiden AutorInnen referieren die unterschiedlichen Stationen, die der Begriff in den verschiedenen disziplinären Kontexten – oft in unterschiedlicher Art, Weise und Er-

gebnis – genommen hat. Einen entscheidenden Punkt in dieser »kulturwissenschaftlichen Wende« hat die begriffliche Entwicklung am Ende des 20. Jahrhunderts erreicht. Jetzt bestimmt nicht mehr nur die Ausweitung des Profils das Thema der Diskussionen, sondern die begriffliche Transformation wird zur »grundlegenden Revision« (Helduser/Schwietring 2002: 12): Ab jetzt macht »Kulturwissenschaft ihre eigene Geschichte (Kittler 2001) und die Geschichte des Kulturbegriffs (Brackert/Werfelmeyer 1984; Brackert 1990) [wird] zum Thema einer kulturwissenschaftlichen Analyse« (ebd.).

Einhergehend mit dieser Neuausrichtung bisher geisteswissenschaftlicher Fächer ist auch die Neugründung explizit als »Kulturwissenschaft(en)« benannter Institute, die sich in den Kontext der bestehenden universitären Disziplinen einreihen (vgl. Böhme et al. 2000: 210ff).⁴ Diese Neuorientierungen wie auch die Neugründungen haben in den 1990er Jahren allerdings keine Eindeutigkeit des Kulturbegriffs noch eine spezifische Profilierung ihrer Wissenschaftsdisziplinen hervorbringen können. Zur – gemeinsam verhandelten – Klärung bleiben im ganzen Jahrzehnt die thematischen, methodischen und theoretischen Profile auf der Tagesagenda (vgl. Winter 2004: 121f). Insgesamt steht zur Disposition, ob unter dem Begriff der »Kulturwissenschaft« ein neues – und damit weitgehend noch zu institutionalisierendes – Fach gemeint ist, ob eher eine spezifische Perspektivierung der Forschungsinteressen unter der Leitkategorie »Kultur« verstanden werden soll, oder ob der Plural »Kulturwissenschaften« in Ablösung der ehemaligen Bezeichnung der »Geisteswissenschaften« angebracht sei (vgl. Prinz/Weingart 1990; Frühwald et al. 1991; Weingart et al. 1991; uni nova 1994; Bollenbeck 1997; Musner/Wunberg 1999; Böhme/Matušek/Müller 2000; Stücheli 2000; Stücheli 2001; Musner/Wunberg 2002; Schindler 2002; Groebner 2003; Böhme 2006). Die strukturelle und ideelle Problematik der Geistes- und Sozialwissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts buchstabierte sich auf der Ebene des Wissens als Diskussion über die angemessene Bezeichnung dieser Wissenschaftszweige sowie über den Status, das Profil, die Potenz und Qualität ihres Leitbegriffs »Kultur« aus. Wissenschaftspolitisch gesehen geht es um die Infragestellung der je

4 Zu dieser Art der neuen Institutionalisierung kann auch die Einrichtung einschlägiger Homepages gezählt werden, wie etwa diejenige für Cultural Studies/Kulturwissenschaften in Österreich: www.culturalstudies.at. Das Phänomen zahlreicher Neugründungen wissenschaftlicher Institute und Institutionen unter der Bezeichnung der »Kulturwissenschaft« nahm sich ein Forschungsprojekt am Lehrstuhl für Wissenschaftsforschung/Wissenschaftssoziologie der Universität Basel zum Thema bzw. Ausgangspunkt der Untersuchung. Vgl. <http://wifo.unibas.ch/forschung/abgeschlossene-projekte>, 30.07.2008.

disziplinären Wissensherstellung bzw. um die Frage nach der sinnvollen Differenzierung wissenschaftlichen Wissens in Form einzeln institutionalisierter, spezifischer Fächer. Die Konkurrenz des Wissens manifestiert sich auf dieser konkreten Ebene als Konkurrenz um die Position und das Label der »Kultur-Wissenschaft«.

Im Jahr 2005 erscheint ein vorwiegend von Studierenden für Studierende hergestellter und herausgegebener »Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten«, der als Titel vier verschiedene (Fächer-)Namen allem voranstellt: »Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde« steht auf der Frontpage des 300 Seiten starken Buches (Zimmermann 2005). Was auf den ersten Blick noch als Leitfaden für vier verschiedene kulturwissenschaftliche Fächer verstanden werden könnte, wird auf dem hinteren Buchdeckel präzisiert und eingeeignet auf die »Orientierungshilfe für das Studium *eines* Faches, das an deutschsprachigen Universitäten unter vier verschiedenen Namen vertreten ist« (ebd.; Hervorhebung se). Anlass für die Publikation gibt die breite Palette an Studienmöglichkeiten der »Kulturwissenschaft«, die am Anfang des 21. Jahrhunderts im deutschsprachigen Europa gegeben sind, denn

»eine kaum mehr zu übersehende und sehr heterogene Menge an Fächern, ja ganzen Fachbereichen und Fakultäten firmiert gegenwärtig unter dem Namen »Kulturwissenschaft«. Auf der Homepage der *Hochschulrektorenkonferenz*, die sämtliche in Deutschland angebotenen Studiengänge auflistet, werden sage und schreibe 4.707 von 9.156 Studiengängen als kulturwissenschaftlich ausgewiesen [...]. Das sind im Grunde fast alle außer den naturwissenschaftlichen, medizinischen und juristischen Angeboten.« (ebd.: 8; Hervorhebung i.O.)

Demgegenüber steht die Feststellung der AutorInnen, dass im »Ratgeber »Studien- und Berufswahl« der *Bundesagentur für Arbeit*, der alljährlich in Deutschland herauskommt und an Abiturientinnen und Abiturienten verteilt wird [...], die Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde kaum repräsentiert ist« (ebd.; Hervorhebung i.O.). Die Gründe für diesen Zustand werden auf einer »wissenschaftlichen« und einer »hochschulpolitischen« Ebene verortet: Die wissenschaftliche Begründung lokalisieren die AutorInnen im – bereits zitierten – »cultural turn«, der »von der Sprachwissenschaft sowie den Sozial- und Kulturanthropologien ausgegangen [ist] und sich inzwischen in zahlreichen Disziplinen durchgesetzt [hat]« (ebd.). Für die hochschulpolitische Ebene sehen auch sie den zunehmenden Finanzdruck als entscheidenden Punkt, der den – vor allem »kleinen Fächern« – neue Strategien der Positionierung und des Existenzhalts abverlangt:

»Hochschulpolitisch beziehungsweise hochschulfinanzpolitisch gesehen, sind in Deutschland gegenwärtig zahlreiche, vor allem kleine Fächer in ihrer Existenz gefährdet. Verschonung oder wenigstens mildernde Umstände versprechen sie sich oft von der Verbindung und Vernetzung mit anderen Fächern, vorzugsweise unter dem Markenzeichen »Kulturwissenschaft«. Der Name selbst hat Symbolcharakter, stellt ein symbolisches Kapital dar, das sich hochschulpolitisch gewinnbringend einsetzen läßt, das aber auch, so möchte man als Ethnologe mutmaßen, ein wenig an Totem und Tabu erinnert: Man erkennt sein Schicksal, seine Verwandtschaft, seine Schicksalsgenossenschaft unter einem gemeinsamen Zeichen und hofft unverwandt auf dessen bannende Wirkung: Rühr mich nicht an, bring mich nicht um, schließ nicht mein Fach! Kulturwissenschaft!« (ebd.: 9)

Die beschriebene Situation – zwischen Unübersichtlichkeit der Kulturwissenschaften und Übersehenwerden der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie/Volkskunde – läßt das Studium in den Augen der Leitfaden-AutorInnen öfters mal zum »Abenteuer« werden (ebd.), für das sie unterschiedliche Hilfestellungen anbieten wollen. Entsprechend organisieren sie das notwendige Informationsmaterial in folgender Struktur:

»Die Einleitung gibt eine Orientierung zunächst (1.) über Kulturwissenschaften im Allgemeinen und dann (2.) über das Fach Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde im Besonderen. Es folgt (3.) die Vorstellung des Studienprojektes, aus dem der Leitfaden hervorgegangen ist, und es folgen (4.) Erläuterungen zum Inhalt, zum Aufbau und zu den Eigenheiten des Leitfadens. Die Einleitung schließt ab (5.) mit den Desiderata, also mit dem, was offen zu wünschen bleibt.« (ebd., 7)

Dann folgen als Hauptteil des Buches die verschiedenen »Studienorte und Universitätsvertretungen des Faches« von »Augsburg« bis »Zürich« (ebd., Inhaltsverzeichnis) mit »studienpraktischen Auskünfte[n] und Erläuterungen« (ebd.: 7), die am Ende ergänzt bzw. vervollständigt werden durch ein »Abkürzungsverzeichnis, Glossar, Literaturverzeichnis, Namenregister [und] Tabellen« (ebd.).

An die einführenden Bemerkungen zur Kulturwissenschaft im Allgemeinen schließt ein kurzes Porträt der »Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde« an, das als Fach »an deutschsprachigen Universitäten unter vier verschiedenen Namen« bzw. in wechselnder Kombination zweier dieser Bezeichnungen institutionalisiert ist (ebd.: 11). Vorgestellt wird die historische Grundlage für diese Namensvielfalt, die seit den 1960er Jahren »als unterschiedener Bruch mit einer höchst problematischen Herkunftslinie initi-

iert worden« ist (ebd.). Verwiesen wird dabei auf die schwerpunktmäßigen Themen- und Perspektivenwahlen der Volkskunde im 19. und frühen 20. Jahrhundert, als das Fach »seinen Blick vor allem auf vormoderne Kulturen gerichtet, auf Themen wie Volkslied, Märchen und Sage, Sitte und Brauch, Haus und Hof, Gerät und Tracht« konzentriert hatte (ebd.), und damit »zwar nicht im Ganzen, aber doch in großen Teilen stark zum Nationalsozialismus tendiert[e]« (ebd.). Der im Namen angezeigte »Bruch« mit den »völkischen« Orientierungen schlug sich inhaltlich, methodisch, theoretisch und institutionell bis in die 1990er Jahre hinein nieder. Auf der inhaltlichen Ebene vollzog sich eine Öffnung des »thematischen Horizonts« hin zu »Alltagskulturen und Lebensstile[n] breiter Bevölkerungsschichten in Vergangenheit und Gegenwart, [zu] Teil-, Sub- und Protestkulturen, [zu] Themenkreise[n] wie Arbeit, Freizeit, Medien; Körper, Geschlecht, Sexualität; interkulturelle Kommunikation, Migration, Mobilität« (ebd.); entsprechend veränderten sich auch die Forschungsperspektiven, die »für europäische und andere Kulturen geöffnet worden sind, wobei jedoch an vielen Instituten nach wie vor der deutschsprachige und regionale Raum im Zentrum von Lehre und Forschung steht, heute allerdings oft unter dem Aspekt des Fremden im Eigenen« (ebd.: 11f). Theoretisch manifestierte sich die neue Orientierung in der Anknüpfung an »sozial- und kulturwissenschaftliche Theorielagen« und an »Begriffe wie Gesellschaft, Urbanität, Konflikt; Ethnizität und Transkulturalität; Mentalität, Habitus, Ritualität« (ebd.: 11). Methodisch wiederum

»hat der Umbruch dazu geführt, dass einerseits (auf dem Gebiet der gegenwartsbezogenen Forschung) mit den Methoden der empirisch-qualitativen Sozialforschung sowie zunehmend der Ethnologie, Sozial- und Kulturanthropologie (Feldforschung, Teilnehmende Beobachtung, Hermeneutik) gearbeitet wird, andererseits (auf dem Gebiet der vergangenheitsbezogenen Forschung) mit sozialgeschichtlichen, mikrohistorischen und historisch-anthropologischen Methoden« (ebd.: 12).

Die neueste Entwicklung im Verlauf der 1990er Jahre, die nun am wesentlichsten mit dem Kulturbegriff verbunden wird, veränderte nicht nur das Fach sondern führte dieses auch in einen in seiner Charakteristik veränderten Kontext und Konnex zu den anderen universitären Wissenschaftsdisziplinen. Die Kennzeichnung dieser Entwicklung als »Ethnologisierung und Anthropologisierung oder auch als *cultural turn*« (ebd.; Hervorhebung i.O.) hatte entscheidende Folgen für die Volkskunde als »Kulturwissenschaft«:

»Erst im Zeichen dieser Entwicklung haben die in den 1970er Jahren eingeführten Fachbezeichnungen ihr volles Klangvolumen entfaltet, das heißt ihre ethnologische, anthropologische und kulturwissenschaftliche Tragweite zur Geltung gebracht [...]. Damals nämlich, in den 1970er Jahren, war mit Namen wie »Europäische Ethnologie« und »Empirische Kulturwissenschaft« noch keineswegs ein *cultural turn* intendiert, es handelte sich vielmehr um einen *social turn*, um die Hinwendung zu den Sozialwissenschaften« (ebd.; Hervorhebung i.O.).

Dass die kulturorientierte Wende auch innerhalb des Faches inzwischen alle dazugehörigen Institute erfasst hat, trotz Beibehalt des Namens »Volkskunde« bei einigen ihrer Vertretungen, hält der Leitfaden explizit fest:

»Der Erhalt des alten Namens besagt jedoch keineswegs, dass an den betreffenden Instituten etwa eine altbackene Volkskunde gelehrt würde. Das wäre ein grobes Missverständnis; denn auch dort ist zunächst der *social turn* nachhaltig vollzogen worden, und der *cultural turn* ist sozusagen in vollem Gange. Nicht selten ist es einfach bei »Volkskunde« geblieben, weil die alternativen Bezeichnungen auch nicht optimal erscheinen beziehungsweise kaum genau dasjenige treffen, was etwa eine auf deutschsprachige Regionen konzentrierte Volkskunde macht. In dieser Beziehung wären auch Bezeichnungen wie »Historische Anthropologie«, »Regional Studies«, und »Regionalethnologie« nicht ganz unzutreffend« (ebd.).

Herausgestrichen wird in dem Porträt der Disziplin neben ihrer epistemischen Kohärenz auch deren institutionelle Zusammengehörigkeit: »Trotz aller unterschiedlichen Bezeichnungen und erdenklichen Bezeichnungsvarianten und trotz aller möglichen sachlichen Differenzen handelt es sich aber durchaus um *ein* Fach« (ebd.: 13; Hervorhebung i.O.), das zusammengehalten wird von »fachspezifischen Dachverbänden (national und international)« (ebd.), die »zusammen Kongresse und Tagungen bestreiten, Zeitschriften und Einführungswerke herausgeben und gemeinsam in Verzeichnissen und im Internet präsent sind« (ebd.); das in gemeinsam verfassten und herausgegebenen Einführungswerken zum Fach öffentlich profiliert wird und das im Internet seine FachvertreterInnen – von den AbschlusskandidatInnen jeder Qualifikationsstufe bis zu den neu berufenen bzw. emeritierten ProfessorInnen – alle als ihre disziplinären RepräsentantInnen ausweist.

Hinsichtlich ihrer strukturellen Kapazität verweisen die AutorInnen zwar darauf, dass es sich bei der »Volkskunde« um ein »relativ kleines Fach« (ebd.: 14) handelt – »mit 41 regulären, plan- und lebenszeitmäßigen Professuren« (ebd.) –, das aber in Deutschland als ein »relativ hoch

frequentierte Fach« (ebd.) gelten kann: »Auf eine Professur kommen hier im Durchschnitt 103 Studierende; in der Geschichtswissenschaft beträgt dieses Verhältnis lediglich 1:53, in den Sozialwissenschaften 1:59; nur in der Germanistik ist dieses Verhältnis mit 1:126 noch angespannter.« (ebd.) Gerade hinsichtlich dieser strukturellen Prekarität stellt sich die Frage: »Zu welchem Behufe und Berufe aber studiert man Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde?« (ebd.) Unter der Prämisse, dass »die tatsächlichen Berufschancen offen bleiben müssen« (ebd.), gibt das Buch dennoch einen konkreten Verweis auf die »klassischen« bzw. einschlägigen Berufsfelder:

»Das geradezu klassische Berufsfeld war und ist die Tätigkeit im Museums- und Ausstellungsbereich (Freilandmuseen, Heimatmuseen, Museen für Alltags- und Industriekultur etc.). Ein jüngeres, aber inzwischen breites Berufsfeld ist die Arbeit im Journalismus und in den Medien (Kulturberichterstattung etc.). Öffentliche Kulturarbeit, öffentliche, halböffentliche und private Forschungs- und Dokumentationszentren, Verlagsarbeit, Erwachsenenbildung, *Non Governmental Organizations* (NGOs) bieten weitere berufliche Perspektiven. *Freelancer* nennt man diejenigen, die in dem einen oder anderen oder in mehreren dieser Bereiche ohne ein festes Arbeitsverhältnis tätig sind, etwa als akademische ›Ich-AG‹ oder sozusagen als (post-)moderne, nomadisierende, kulturwissenschaftliche Landser, die sich von Auftrag zu Auftrag, von Werkvertrag zu Werkvertrag, von Projekt zu Projekt durchschlagen.« (ebd.; Hervorhebungen i.O.)

Die Selbstporträtierung der Volkskunde zu Beginn des 21. Jahrhunderts macht deutlich, dass es zu diesem Zeitpunkt nicht allein um die inhaltlich-wissenschaftliche Profilierung der eigenen Disziplin geht, sondern mindestens so zentral der inneruniversitäre Positionierungs- und Leistungsdruck die Selbstdarstellung bestimmt sowie der gesellschaftliche Nachweis institutioneller Legitimität und Relevanz erbracht werden muss. In Frage steht, was der jeweilige *legitime institutionelle Ort* und die *legitimierte Position* der vormals geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen darstellt. Jürgen Mittelstraß diagnostiziert im wesentlichen zwei Faktoren, die zu dieser geistes- und sozialwissenschaftlichen Identitätskrise geführt haben; erstens:

»Zu den Problemen der *inneren* Organisation der Geisteswissenschaften gehören z.B. eine unter dem Stichwort Unendlichkeit schon berührte wachsende methodische und disziplinäre Unüberschaubarkeit, die sich institutionell im Auseinanderfallen alter Fakultätsordnungen und der Bildung beliebiger neuer Ordnungen zum Ausdruck bringt, das Schwinden einer transdisziplinären

Orientierung, obgleich die Geisteswissenschaften gerade das wissenschaftssystematische Paradigma einer derartigen Ordnung sein müssten, mangelnde Internationalität und der Verlust einer ehemals unstrittigen Bildungsfunktion, verstärkt durch einen wachsenden Rechtfertigungsdruck im Zuge der immer noch an Dominanz zunehmenden Wirtschafts- und Technologieorientierung der modernen Welt.« (Mittelstraß 1998: 112f; Hervorhebung i.O.);

und zweitens:

»Probleme der *äußeren* Organisation verbinden sich vor allem mit allgemeinen Wachstumsproblemen, einer um sich greifenden Elephantiasis, im Hochschulbereich. So stieg die Zahl der Studierenden in den Geisteswissenschaften seit 1975 um ca. 90 Prozent [...], die Zahl der Professuren im gleichen Zeitraum um 48 Prozent [...]. Die Folgen liegen auf der Hand: weitgehender Verlust der seminaristischen Organisation geisteswissenschaftlicher Studiengänge, Parzellierung der fachlichen Zuständigkeiten, Anonymisierung von Lehr- und Lernprozessen. Welche Institution kann eine derartige Entwicklung ohne Verlust ihrer einstmals gegebenen oder rhetorisch behaupteten Identität überstehen?« (ebd.: 113; Hervorhebung i.O.)

An diese Krisendiagnose schließen sich unterschiedliche Fragen an, wie sie Klaus Lichtblau für die Soziologie formuliert hat:

»Allerdings dürfte diese anfängliche Freude schon sehr bald von der Sorge überschattet werden, ob mit dieser feierlichen Erklärung der Soziologie zum integralen Bestandteil eines umfassenden kulturwissenschaftlichen Paradigmas nicht vollends all jene Differenzen verschwimmen, die einstmals einen entscheidenden Unterschied zwischen den einzelnen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern ausgemacht hatten. Zumindest muss die Frage erlaubt sein, was die Soziologie angesichts ihrer ohnehin bereits beachtlichen eigenen Heterogenität eigentlich hinzugewinnt, wenn sie ohne Vorbehalte auf einen solchen gutgemeinten kulturwissenschaftlichen Umarmungsversuch eingeht.« (Lichtblau 2002: 102)

Nicht nur innerwissenschaftlich stellt sich diese Frage des Zugewinns für einzelne Fächer im Arm mit den Kulturwissenschaften, sondern auch im Kontext der Gesellschaft bleibt dabei offen, ob die Autorität und Legitimität geistes- und sozialwissenschaftlichen Wissens und ihrer Institutionen im Gewand der Kulturwissenschaften neu positioniert bzw. neu profiliert werden können. Nicht zuletzt war gerade die Soziologie,

»seit es sie gibt, mit dem Anspruch aufgetreten, als einzige Diskursform wissenschaftlich diese Reflexion [der Gesellschaft; se] zu betreiben. Sie hat aber de facto stets auch nur eine Perspektive (sieht man einmal davon ab, dass ihr

Diskurs natürlich niemals homogen, sondern in sich bereits polykontextural organisiert war) vertreten und das Geschäft der Selbstvergewisserung der Moderne in Ergänzung und Konkurrenz nicht nur zu anderen Wissenschaften, sondern vor allem auch zur Philosophie, der Literatur und den schönen Künsten betrieben. Dabei hat ihr bereits die Bindung an wissenschaftliche Ausdrucksformen erhebliche Selbstbeschränkungen beim Kampf um die öffentliche Seinsauslegung der Moderne aufgezwungen.« (Hahn 1999: 21)

Die intensivierte Diskussion um die Sozial- und Geisteswissenschaften sowie deren eigene Neuorientierung als Kulturwissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts charakterisiert sowohl deren Krisen-Status als auch deren gesellschaftlich wahrgenommene Autorität und die selbstbewusste Selbstpositionierung. Was in öffentlichen, anhaltenden Auseinandersetzungen vielfach verhandelt wird, eröffnet in gleicher Weise den Raum zur erneuerten und neuerlichen Restituierung der kritisch gewordenen Legitimität. Die Reflexion darüber, was für die Geistes- und Sozialwissenschaften als sinnvolle Begriffe, theoretische Konzepte, Erkenntnisziele, Fragestellungen, Methoden, Ergebnisse und institutionelle Verankerungen gelten sollen, schafft eine Bühne für die – in Konkurrenz ausgetragene – Lancierung, Platzierung und Etablierung neuer Wissensformen und -bestände. Als konkrete Fragen stehen zu dieser Zeit im Raum, in welches Verhältnis sich die Geistes-, Sozial- und/oder Kulturwissenschaften sowohl zueinander als auch zur Gesellschaft setzen. Die Evaluierung der Relevanz wissenschaftlichen Wissens und wissenschaftlicher Institutionen formuliert sich konsequent als doppelte Frage: Erstens, braucht die zeitgenössische Gesellschaft eine Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaft? Und zweitens, welche dieser Wissenschaften braucht die Gesellschaft? (Vgl. Nowotny 1999: 42f; Weingart 2003: 141)

Fokussiert auf den Fall der Volkskunde treibt folgende Unsicherheit die Diskussionen an: Was – und wer – ist (die) legitime Kulturwissenschaft?

Resumée: »In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« – Von der Konkurrenz des Wissens zur Politik des Wissens

Akzentuiert formuliert sich die Situation am Ende des 20. Jahrhunderts (und darüber hinaus) für die Universität schlicht als: *scientia scientiae lupa*. Der gesellschaftliche Konkurrenz- und Legitimationsdruck pflanzt sich weiter im Inneren der Wissenschaft, Diskussionen um Fächerstreichungen, um allgemeine Finanzstopps und um »Synergieschaffung« durch neue, straffere Departementalisierung übertragen die Form des

Marktes auch auf das Organisationsprinzip der Hochschule(n). Beteiligt an dieser strukturorganisierenden Thematisierung sind nicht allein – oder gar vorwiegend – ausserwissenschaftliche (Interessen-)VertreterInnen sondern auch die Angehörigen des Wissenschaftsbetriebs selbst (vgl. Bourdieu 1988: 198f; Böhme et al. 1999; Langewiesche 2004: 40ff). In heftiger Konkurrenz kämpfen die verschiedenen wissenschaftlichen Systemeinheiten um quantitative wie qualitative Vorherrschaft im Feld: Die Vielzahl und das hierarchische Gewicht der disziplinären Positionen bestimmt die Stellung in der Konkurrenz um Sinn und Gehalt des Wissens innerhalb der Wissenschaften wie auch innerhalb der Disziplinen selbst. Konsequenterweise sehen sich alle TeilnehmerInnen in diesem Feld der Wissenschaft vor die Herausforderung gestellt, ihre Position – als Institution und als Subjekt – zu sichern.

Nachdem die frühe Moderne – als ihr charakteristisches Spezifikum – sich selbst zum Thema geworden ist, macht die späte Moderne die »Moderne« nun selbst zum Thema ihrer Reflexion. Verschiedene TheoretikerInnen entwerfen am Ende des 20. Jahrhunderts unterschiedliche Konzepte, um sowohl der veränderten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Selbstthematisierung sowie den veränderten Strukturen und Materialitäten (von Gesellschaft wie von Wissenschaft) eine neue Ordnung und einen neuen Sinn abzugewinnen. Ob die Zeit der späten Moderne dementsprechend als »reflexive Modernisierung« beschrieben wird, die die »Erste Moderne« des 19. Jahrhunderts am Ende des 20. Jahrhunderts in der Gestalt einer »Zweiten Moderne« »herausfordert« (Beck/Bonß/Lau 2001: 17f), oder ob diese Zeit im Sinn der »Postmoderne« (und »Posthistoire«) als das Ende der großen Metatheorien, der alles überwölbenden Geschichten und als neue Zeit der pluralen Wertigkeiten verstanden werden sollte (vgl. Welsch 1994), oder ob – letzters – mit dem Ende des 20. Jahrhunderts erst der »richtige« Vollzug der »Moderne« sich entfaltet (vgl. Luhmann 1997), spielt dabei nicht die entscheidende Rolle. Ausschlaggebend ist vielmehr, dass der eigenen Zeit nun auch die eigenen begrifflichen, theoretischen und methodischen Grundlagen zum Thema werden (vgl. von Graevenitz 1999a). Zudem manifestiert sich in der neuen reflexiven Wende eine weitere Charakteristik, die die verschiedenen Konzepte miteinander teilen. Thematisiert werden grundsätzlich die Steigerung von »Komplexität« (Welsch 1994), von »Unsicherheit, Ungewissheit und Uneindeutigkeit« (Beck/Bonß/Lau 2001: 53), von »Wissen« (Knorr-Cetina 1984; Willke 1998; Weingart 2003) und – geradezu im Widerspruch dazu – von Orientierungslosigkeit (Beck/Bonß/Lau 2001). Neben allen möglichen davon initiierten Fragen stellt sich im Feld der Gesellschaft und ihrer Wissenschaften die

basale Frage: »In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« (Pongs 1998 u. 2000)

Der Versuch einer Antwort auf diese Situation – bzw. die darin liegenden, noch ungelösten Fragen – stellen die momentan mit hohem Deutungsgehalt bewerteten gegenwartsdiagnostischen Konzepte einer »Wissensgesellschaft« dar (vgl. Maasen 1999: 59ff). Ob die Wissensgesellschaft am Ende des 20. Jahrhunderts an ihrem Anfang steht, bereits manifest geworden ist oder erst in ihren Konturen erkennbar und für die nahe Zukunft zu erwarten sein wird, stellt dabei einen der wesentlichen Diskussions- und Forschungsaspekte dar (vgl. Willke 1998; Pongs 1998 u. 2000; Maasen 1999; Weingart 2003; Stehr 2005). Stehr hält zur historischen Entwicklung von Wissensgesellschaften fest, dass diese nicht das Resultat einer linearen, dem gleichen Strukturmuster unterliegenden Evolution geschuldet sind:

»They are not a one-dimensional social figuration. Knowledge societies become similar by remaining or even becoming dissimilar. New technological modes of communication break down the distance between groups and individuals, while the isolation of particular regions, cities and villages remain. The world opens up and creeds, styles and commodities mingle; yet the walls between incompatible convictions about what is sacred do not come tumbling down. The meaning of time and place erodes even while boundaries are celebrated.« (Stehr 2005: 114)

Dies gilt auch für die Bedeutung der Arbeit und des Besitzes, die – unter einer marxistischen Perspektive – als die wesentlichen Charakteristika der frühen modernen Gesellschaften bestimmt worden waren. Jetzt, am Ende des 20. Jahrhunderts und Anfang des 21. Jahrhunderts dagegen gilt:

»In the wake of their declining importance in the productive process, especially in the sense of their conventional economic attributes and manifestations, for example as »corporeal« property such as land and manual work, the social constructs of labor and property themselves are changing. While the traditional attributes of labor and property certainly have not disappeared entirely, a new principle, »knowledge«, has been added which, to an extent, challenges as well as transforms property and labor as the constitutive mechanisms of society.« (ebd.: 114f)

Veränderungen dieser Strukturverschiebung zeigen sich konsequent in den veränderten (wissenschaftlichen und gesellschaftlichen) Definitionen von Zeit, Ort und Materialität.

Auch Karin Knorr-Cetina sieht im Wissen die wesentliche Ressource und das entscheidende Charakteristikum westlicher Gesellschaften in der späten Moderne. Im Unterschied zu anderen TheoretikerInnen betont sie allerdings die neuartige Verbreitung und »Explosion« des Wissens. Die Differenz zu anderen Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung bestimmt sich in der Wissensgesellschaft durch die neue, gewachsene Zahl an Experten und Expertenwissen sowie durch grundsätzliche gesellschaftliche Strukturen, die auf die Herstellung, Verbreitung und Vermittlung von Wissen ausgelegt sind (vgl. Knorr-Cetina 1999). Ein weiterer entscheidender Punkt liegt darin,

»dass Wissen nicht mehr länger Monopol der Wissenschaft ist. Vielmehr sind Experten in nahezu allen Bereichen der Gesellschaft damit beschäftigt, Informationen zu produzieren. [...] Die Beobachtungen und Erkenntnisse der Experten bestimmen maßgeblich die Strukturen, innerhalb derer wir kommunizieren und handeln. In der Wissensgesellschaft muss jeder lebenslang lernen. Allerdings werden Menschen, die keinen Platz in der modernen Arbeitswelt finden, zunehmend ausgeschlossen.« (Pongs 2000: 36)

Dem Wert, der Funktion, dem Status und der Qualität von – unter anderem geistes- und sozialwissenschaftlichem Wissen – kommt dadurch ein veränderter Stellenwert zu, wie es auch Nico Stehr theoretisiert:

»The definition of knowledge as capacity for action strongly indicates that the material realization and implementation of knowledge is open, that it is dependent on or embedded within the context of specific social, economic and intellectual conditions. Knowledge, as a capacity for action, does not signal that specific knowledge claims always possess a fixed ›value‹ or even a distinct practical dimension. *We cannot, as result, stipulate a priori that some knowledge claims, for example those that issue from disciplines in the humanities, are less practical than knowledge that originates in the natural sciences. Inasmuch as the realization of knowledge is dependent on the active elaboration of knowledge within specific frameworks and social conditions, a definite link between knowledge and social power becomes evident because the control of conditions and circumstances requires social power.* The larger the scale of a project, the greater the need for social power to control the actual realization of knowledge as capacity for action.« (Stehr 2005: 118f; Hervorhebungen se)

Als Konsequenz der mit dem Terminus der Wissensgesellschaft beschriebenen Strukturveränderungen westlich-spätmoderner Gesellschaft ergeben sich veränderte Positionen der sozialen AkteurInnen, veränderte Perspektiven auf die Welt, die Gesellschaft und sich selbst, eine zunehmende Fragilität der Gesellschaft – oder zumindest die Vorstellung einer

solchen Fragilität – sowie eine starke Gewichtung von (individuellen) Rechten, die einhergeht mit der zunehmenden Kompetenz der Gesellschaftsmitglieder, diese Rechte zu formulieren und für sich einzufordern (vgl. Stehr 2005: 112). Eine weitere Konsequenz dieser grundlegenden Veränderungen liegt in den parallel expansiven Interessen der Wissenschaft. Neue Themen gelangen auf die Forschungsagenda, neue Fragestellungen – im besonderen bezogen auf die Wissenschaft und ihr eigenes Wissen – werden formuliert:

»Welche sozialen Regeln und Normen bedingen welche Verhaltensweisen, die zur Produktion und Geltung ›gesicherten‹ Wissens führen? Aufgrund welcher Eigenschaften erringt wissenschaftliches Wissen besonderes Vertrauen? Welche Formen sozialer Organisationen gibt sich dieses Wissen? Wo und wie wird es produziert? Wie verhält sich dieses Wissen zu anderen Wissensarten sowie zu gesellschaftlich geltenden Werten? Welche Funktionen und Folgen hat wissenschaftliches Wissen für die Politik, die Wirtschaft, das Recht? Wie verhält sich wissenschaftliches Wissen zu den Medien?« (Weingart 2003: 10f)

Aufgrund dieser gesellschaftlichen Entwicklung, die dem (wissenschaftlichen) Wissen einen fundamentalen Charakter in und für die (spät-)moderne Gesellschaft zuschreibt, verbindet sich auch die Perspektive auf das wissenschaftliche Wissen mit derjenigen auf die Gesellschaft (vgl. Weingart 2003: 10). Über die Fragen nach den Auswirkungen der gesellschaftlichen Bedingungen für die Herstellung, Autorisierung und Legitimierung von wissenschaftlichem Wissen hinausgehend, wie sie Weingart in obigem Zitat formuliert hat, bzw. den Blick in die andere Richtung – von der Wissenschaft auf die Gesellschaft – wendend, ergänzen eine ganze Reihe von zusätzlichen Fragen das Repertoire gesellschaftsorientierter Wissen(schafts-)forschung, die Stehr expliziert:

»Applied to present-day society, the question arises if knowledge can provide a foundation of class structure, for the distribution of chances of social and political influence and also for personal life and, finally, whether knowledge may prove to be a normative principle of social cohesion and integration, even though the variations and alterations in the reproduction of knowledge appear to be enormous. Paradoxically, efforts to entrench necessity in history or eliminate the role of chance from it have produced, at least at the collective level, the very opposite tendency. The role of chance, ambiguity and ›fragility‹ at the collective level, continues to be an increasingly important part of the way society is organized.« (Stehr 2005: 118)

Ganz in diesem Sinn formulieren auch Ulrich Beck und Wolfgang Bonß die Themenbereiche, auf die sich die Analyse gesellschaftlicher Ver-

hältnisse unter der Perspektive »reflexiver Modernisierung« konzentriert: Als besonders wichtig erscheint »die *politische Epistemologie der Ungewissheit*. Hier geht es um den sich abzeichnenden kognitiven Strukturwandel und um *Wissen, Nicht-Wissen, Rationalität*« (vgl. Beck/Bonß 2001: 53; Hervorhebung i.O.).⁵

Im Sinne eines Fazits der verschiedenen theoretischen wie historischen Kontextualisierungen, die sich mit den charakteristischen Veränderungen der Struktur moderner Gesellschaften auseinandersetzen, können die verschiedenen Szenarien erstens als gegenwartsbezogene *Krisendiagnosen* gelesen werden. Zweitens lassen sie sich als Oszillationen zwischen einer *Konkurrenz des Wissens* und einer *Politik des Wissens* interpretieren.

Konkurrenz des Wissens – Politik des Wissens

Nico Stehr sieht die Fragilität moderner Gesellschaften zu einem wesentlichen Teil in einer neuen politischen Kraft des Wissens begründet:

»Societies are fragile because – propelled by a marked enlargement of their capacities to act – *individuals are capable*, within certain established rules, to *assert their own interests by opposing or resisting the* – not too long ago – almost unassailable *monopoly of truth of major societal institutions*. That is to say, legitimate cultural practices based on the enlargement and diffusion of knowledge enable a much larger segment of society to effectively oppose power configurations that turned out or are apprehended to be tenuous and brittle.« (Stehr 2005: 127f; Hervorhebungen se)

Die Möglichkeit und Kompetenz der Individuen, sich in der späten Moderne gegen Wissensmonopole zu stemmen und diese damit ihres Monopolstatus zu entkleiden, installiert eine grundsätzlich konkurrenzstrukturierte Situation der Herstellung, Positionierung und Implementierung von Wissen in eben dieser Gesellschaft. Die daraus folgenden Konsequenzen formuliert Stehr als eine basale Konkurrenz um gesellschaftlich wirksame und gültige Konzepte dessen, was die Gesellschaft ordnet: »*Today, in fact, order and progress are essentially contested concepts and objectives*. What is reconciliation to some invariably represents an unsustainable agenda for others. We are living in an age in which the

5 Ein drittes Forschungsinteresse richtet die Forschungsgruppe um Beck und Bonß auf die »politische Ökonomie der Unsicherheit«: »Hier wird der Blick auf die institutionelle Entgrenzung und Restrukturierung gerichtet, wie sie im Gefolge der Globalisierung in der Ökonomie sowie in der Politik zu beobachten ist.« (Beck/Bonß/Lau 2001: 54f; Hervorhebung i.O.)

expansion of individual choices is in conflict with traditional sentiments as well as with objectives that favor their restriction.« (Stehr 2005: 128f; Hervorhebungen se) Wenn auch im Moment noch vorwiegend die Konkurrenz des Wissens und die Konkurrenz um das Wissen manifest werden, so prognostizieren Stehr und Grundmann für die gesellschaftliche Zukunft »a completely new ›politics of knowledge‹« (Grundmann/Stehr 2005b: 411), die ihre ganz eigenen Institutionen und ihre eigene Dynamik ausbilden werden:

»Its basic feature is the use of knowledge to advance not only specific political goals and economic interests but also certain norms, values, and worldviews. In a narrower sense, knowledge policies refer to regulatory policies designed to control, restrict or even forbid the realization of new knowledge and technical artifacts. The increase in the transformative capacity of knowledge will generate an even stronger insistence on decisions that originate with demands for a regulation of new knowledge even before it is widely applied: this implies a regulation of politics. Since the outcome of these decisions cannot be known, the decision itself becomes something deeply problematic, even the decision of (not) wanting to know [...].« (ebd.: 411f)

Neben der Frage nach der legitimen Herstellung und Positionierung von Wissen steht am Ende des 20. Jahrhunderts auch die komplementär dazu stehende Ungewissheit über die Aussagekraft, Funktionalität und Instrumentalisierung dieses Wissens im Raum. Dieses Spannungsfeld sowie seine Regulierung gehört ab jetzt zum Bereich der Politik.

Die zeitgenössischen Debatten um den Kulturbegriff und die Legitimität von Geistes- und Sozialwissenschaften lassen sich in diese politischen Konkurrenzen um die gesellschaftliche Positionierung bzw. Funktionalisierung von Wissen einreihen. Als markantes Beispiel in diesem politischen Konkurrenzfeld kann dann Luhmanns radikaler Vorschlag zur Abschaffung des Kulturbegriffs herangezogen werden, wie es auch von Klaus Lichtblau interpretiert worden ist:

»Vor einiger Zeit hat Niklas Luhmann den ernstgemeinten Vorschlag gemacht, die moderne Soziologie möchte sich doch ganz von dem ohnehin vielfach belasteten und unbestimmten Kulturbegriff verabschieden bzw. diesen als einen rein ›historischen Begriff‹ betrachten, der in der allgemeinen Soziologie keinen Platz habe, sondern allenfalls zum Gegenstand einer *wissenssoziologischen* Untersuchung gemacht werden könne. Luhmann kam dieser Vorschlag jedoch deshalb so leicht über die Lippen, weil er *mit dem Begriff der ›gepflegten Semantik‹ bzw. der ›Selbstbeschreibung‹ moderner Gesellschaften gleichsam einen Ersatzbegriff in der Hinterhand hatte*, dessen Hege und Pflege ihm bereits vor vielen Jahren zu einem persönlichen Anliegen geworden war [...].

Überdies wurde in diesem Zusammenhang von einem seiner Schüler der Verdacht geäußert, dass sich der Bielefelder Meister deshalb so abfällig über den Kulturbegriff geäußert habe, weil dieser gewissermaßen in einem *Konkurrenzverhältnis zu dem überlieferten Gesellschaftsbegriff* stehe, den Luhmann als Grundbegriff seiner sozialwissenschaftlichen Systemtheorie bevorzugt hatte und den er systemtheoretisch zu reformulieren versuchte. Die von Autoren wie Dilthey, Max Weber und Tenbruck vorgenommene Verabschiedung des Gesellschaftsbegriffs zugunsten eines emphatischen Verständnisses von Kultur wurde also von Luhmann durch eine entsprechende Verabschiedung des Kulturbegriffs zugunsten seiner eigenen systemtheoretischen Gesellschaftstheorie beantwortet [...].« (Lichtblau 2002: 114f; Hervorhebungen se)

Die Konkurrenz um den Kulturbegriff manifestiert sich so als Konkurrenz um die adäquate (Selbst-)Beschreibung der Gesellschaft durch ihre entsprechenden Wissenschaften. In der Verknüpfung der Diagnose zur Konkurrenz des Wissens und der davon motivierten Wissenspolitik, wie sie Stehr oben gezeichnet hat, läßt sich eine weitere Differenzierung des Politikbegriffs in diesen Kontext einführen: Die »Politik des Wissens« am Ende des 20. Jahrhunderts benennt die spezifische soziale Praxis des *konkurrierenden Aushandelns von sozial gültiger Wahrheit über die Gesellschaft und deren Ordnung* (bzw. Organisation) qua spezifisch darauf zugeschnittenem Wissen – unter anderem im Modus der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaft(en).

Festlegung der Forschungsperspektive: Positionswechsel

Nach der diagnostischen Einordnung der anfänglich irritierenden Phänomene als Zeichen für einen gesellschaftlichen Wandel des Wissens und seiner universitären Institutionen sollen im Folgenden die theoretischen Grundlagen, auf denen die Untersuchung aufbaut, und das methodische Instrumentarium, dessen sie sich bedient, vorgestellt werden. Wie Beck und Bonß dies für ihr Forschungsprojekt der »reflexiven Modernisierung« formuliert haben, versteht sich auch der folgende Forschungszugang als gleichermaßen »theorieorientiert wie experimentierend« (Beck/Bonß 2001: 50). Die Theorieorientierung basiert auf den oben eingeführten Diagnosen zum kritisch-fragilen und selbstreflexiven Charakter der Gesellschaft in der späten Moderne. Das Moment der institutionalisierten und prozeduralisierten Selbstbeobachtung verlangt entsprechend nach einem Theoriedesign, das sich auf die Herstellung und den Konstruktcharakter des als real Wahrgenommenen konzentriert. Mit der Wahl von Michel Foucaults Diskurstheorie soll dem Rechnung ge-

tragen werden. Das Experimentelle der Methode ergibt sich aus dieser Theoriwahl: Foucault selbst hat wenig Angaben zu einer konkreten methodischen Operationalisierung seines gedanklichen Modells diskursiver Ordnungsherstellung gemacht. Ein solches muss dementsprechend am und im Bezug auf die je gewählte Fragestellung entwickelt sowie expliziert werden. Beides – die Theoriegrundlage sowie die methodische Operationalisierung – soll im folgenden zweiten Teil dieses Kapitels vorgestellt und begründet werden.

Revisited Evidence: Fragestellung, Blickrichtungen und Erkenntnisinteresse

Die im ersten Teil des Kapitels vorgestellten Grundlagen zur mehrfachen Infragestellung von »Kultur«, Geistes-, Sozial- und Kultur-Wissenschaft und des wissenschaftlichen Wissens verlangen methodisch gesehen nicht nur einen Blickwechsel sondern einen eigentlichen Positionswechsel. Nicht nur ein neuer Blick sondern eine neue – im Sinne einer »anderen« – Position für die folgende Untersuchung leitet sich aus der obigen Dekonstruktion unterschiedlicher Sicherheiten und Selbstverständlichkeiten ab. Das Erkenntnisinteresse und die davon angeleitete Perspektive bestimmen sich nicht mehr daraus, den Fokus auf die »richtige«, realitätsadäquate Definition von »Kultur« zu richten, die Geistes- und Sozialwissenschaften – und damit auch die Volkskunde – als zweifelsfrei legitime universitäre Institutionen zu reetablieren, die Volkskunde als die eine – weil »genuine« – Kulturwissenschaft zu legitimieren, oder den »objektiven« »Wahrheitsgehalt« von wissenschaftlichem Wissen erneut zu installieren.

Die andere, hier gewählte Forschungsposition beruht nicht auf einer Rekonstruktion ebendieser Evidenzen von wirklichkeitserfassenden Begriffen, von beweisbaren Legitimitäten und von objektiven »Wahrheiten«, sondern sie beruht ganz im Gegenteil auf deren analytischer Dekonstruktion. Das hat zur Folge, dass die im weiteren Verlauf vorgestellte Studie – wie es auch andere diskursanalytisch orientierte Forschungen bereits mehrfach formuliert haben (vgl. Sarasin 2001: 17f; Maasen 1998: 33ff) – weder eine Etymologie bzw. klärende Definition des Kulturbegriffs im Sinn hat, noch eine Fachgeschichte (oder Apologie) der Volkskunde (als »Kulturwissenschaft«) zu schreiben versucht (vgl. auch Helduser/Schwierting 2002: 8). Demgegenüber orientiert sich das Vorhaben an den theoretischen Entwürfen von Michel Foucault, der sich anhand seines Diskursbegriffs dem Verstehen sozialer Wirklichkeit von einer anderen Seite genähert hat (Foucault 1997 u. 1998) und richtet die Per-

spektive auf die Ebene der Konstruktion (als Prozess und Produkt) von wissenschaftlichen und sozialen Selbstverständlichkeiten.

In seinem Entwurf einer grundsätzlich diskursiv geprägten Wirklichkeit hat Michel Foucault dargelegt, wie Wissen in komplexen Zusammenhängen von Sprache, Institutionen, AutorInnen und materiellen Medien der Vermittlung zustande kommt. Er hat dabei betont, dass »Wahrheit« (oder »wahres« Wissen) sich im und durch den Diskurs generiert (ebd.). Entscheidend für den Sinn und die Autorität des Wissens ist der gegenseitige Bezug von Äußerungen in einem spezifischen historischen und gesellschaftlichen Kontext aufeinander: Erst dadurch werden Äußerungen auch zu Aussagen und erhalten ihre Legitimität. Foucault verstand Wissen demzufolge grundsätzlich als »Positivität« (Foucault 1997: 183f), die in ihrer jeweils historisch manifest gewordenen Spezifik untersucht werden kann: Handlungen und besonders Sprechen zeigen ihre Form und ihre sinnhafte Bedeutung auf der Ebene ihrer rein historischen Erscheinung. Es besteht keine Oberfläche der historischen Manifestation, hinter der sich die wahre und richtige Bedeutung verbirgt, das heißt, es gibt keine tiefere oder wahre Bedeutung *hinter* dem Gesprochenen, sondern im Erscheinen selbst produziert und strukturiert sich das Feld des Denkens, Sprechens und der darin generierten Wahrheit (ebd.). Entscheidend für das Wissen und dessen Sinn ist die Ebene der positiv wahrnehmbaren Erscheinungen von Aussagen, die miteinander ein Feld von Beziehungen und Kommunikationsmöglichkeiten etablieren. Das Kräfte- und Beziehungsfeld des Diskurses materialisiert sich durch die darin gemachten Aussagen. Auch hier findet Foucault seine ganz eigene Definition dessen, was mit Aussage gemeint ist und das sich nicht mit dem deckt, was bisherige analytische Zugänge als Aussagen bezeichneten. Er grenzt seinen Begriff ab gegen ein Verständnis von »Aussage« als grammatikalisch bestimmbarer Satz, als logische Proposition oder als kommunikativ ausgerichtetem Sprechakt (vgl. Marti 1988: 41; Kögler 1994: 42; Foucault 1997: 117ff).⁶ Demgegenüber sieht Foucault Aussagen als Ereignisse innerhalb des Diskurses. Sie entstehen in der Beziehung und in Abhängigkeit zu und von anderen Äußerungen im gleichen Beziehungsfeld. Sie treten auf und erhalten ihre Aussagekraft ausschliesslich aus dem diskursiven Kontext. Nicht ihr Inhalt gilt als Referent für ihren Sinn, sondern dass sie im Zusammenhang mit anderen Äußerungen erscheinen und gemeinsam mit ihnen die Bedeutung des Ganzen schaffen. So gesehen definiert sich eine Aussage

6 Waldenfels votiert deshalb für eine andere Übersetzung von Foucaults ursprünglichem Begriff des »énoncé«. Statt von einer »Aussage« spricht Waldenfels deshalb vom »Äußerung(sgehalt)« (vgl. Waldenfels 1991: 285).

durch ihre (jeweilige) Funktion innerhalb einer diskursiven Formation. Die grundsätzliche Frage, die sich dadurch für die Analyse ergibt, ist also: »[W]ie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?« (Foucault 1997: 42) Welcher spezifische Sinn entsteht durch das Auftreten gerade dieser Zeichen- und Wörterfolge innerhalb eines sprachlichen Kontextes?

In dieser diskursiven Praxis entsteht ein Regulativ, welches die Ordnung jeden Diskurses herstellt (ebd.: 177 u. 241). Das Ziel einer diskursanalytischen Untersuchung konzentriert sich dementsprechend darauf, die Positivität der Aussagen, die jeweilige diskursive Praxis sowie die Ordnungsprinzipien und die normstiftenden Regeln des Diskurses analytisch zu beschreiben (ebd.). Diese spezifische Art der »Beschreibung«⁷ dient dazu, das Wissen und die damit etablierte Wahrheit seiner Evidenz zu entkleiden und sozusagen konträr dazu, die Konstruktion des Sinns (in seinen Bedingtheiten) transparent werden zu lassen.

Das Produktive an Foucaults Diskursentwürfen, die er über mehrere Jahre hinweg immer wieder überarbeitet und auch revidiert hat, bildet das Konzept einer historisch und gesellschaftlich situativ geregelten Herstellung von Wissen und Wahrheit. Gegen ein Verständnis von linear-kumulativem Erkenntnisgewinn gerichtet, der als fortschreitende Enthüllung von Wirklichkeit gedacht wird, hat Foucault ein Modell vorgelegt, wie Wissen aus konkreten Relationen und Abhängigkeiten diskursiv hergestellt wird und in diesem diskursiven Zusammenhang auch seinen Status als »Wahrheit« entwickelt. Er hat damit seit den 1960er Jahren gegen grundsätzliche, und damals wissenschaftlich fest zementierte Vorstellungen von »Geschichte«, »Wissenschaft« und »Literatur« angeschrieben. Die Konzepte von einer kontinuierlichen Entwicklung, von kumulativ und linear fortschreitender Erkenntnis, von hermeneutisch interpretierbaren Werken, die Autoren kraft ihres individuellen Schöpfergeistes geschaffen hatten, stellte er radikal in Frage. Die Suche nach dem »Sinn«, der jeweils als Klammer verschiedene Dinge zu einer Kategorie zusammenfasst, wollte er auf anderen, neuen Wegen angehen. Ihn bewegte die Frage nach der je spezifischen *Produktion* von Sinn – und damit auch von Wahrheit –, den bzw. die er in *ihrer historischen Gestalt* festmachen wollte. An die Stelle einer transzendenten, von indi-

7 Der Begriff der »Beschreibung« dient hier zur Verdeutlichung des diskursanalytischen Ansatzes, der sich in der Analyse und der anschließenden Interpretation grundsätzlich auf das Feld der tatsächlich erschienenen Aussagen konzentriert. Es liegt die explizite Absicht darin, nicht nach einer Wahrheit *hinter* den Aussagen (im Sinne einer tieferen Bedeutungsschicht) zu suchen, sondern die Herstellung des Sinns *im* beziehungsreichen Feld der konkreten realen Erscheinungen nachzuvollziehen.

viduellen Subjekten entdeckten Wahrheit setzte er den Begriff des »Diskurses«. Gemeint ist damit ein regelgeleitetes, in zeitliche und gesellschaftliche Kontexte eingebundenes Sprechen, das Dinge überhaupt erst denk- und sagbar macht: »Wahrheit« somit je historisch produziert (vgl. Foucault 1997 u. 1998).

Die wesentlichen Veränderungen, die mit diesem Entwurf eingeführt wurden, liegen zum einen auf der Ebene des historischen Verständnisses: Ohne eine außerhalb des gegenwärtigen Geschehens wirkende Kraft verliert die Geschichte ihre – von dieser Kraft geleitete und geordnete – zwingende Kontinuität. Die rein historisch sich realisierenden Ereignisse manifestieren eine je vollkommen geschichtliche Situation, deren Aneinanderreihung im historischen Prozess nicht nach einer übergeordneten Logik oder sogar Notwendigkeit organisiert ist. Geschichte ist damit keine kumulative und lineare Entwicklung, sondern ein ständiges Verändern und verändert Werden. Nicht die Kontinuität ist charakteristisch für historisches Gewesensein, Sein und Werden, sondern die Unregelmäßigkeit und die Diskontinuität. Entscheidend – vor allem für HistorikerInnen – ist dementsprechend, dass die Geschichte keine »Dokumente« hinterläßt, die als Belege für eine größere, hinter allem waltende Idee interpretiert werden könnten. Sie hinterläßt nur »Monumente«, die übriggeblieben sind von einer ehemals realen Situation und als solche für ihren damaligen historischen Kontext sprechen (vgl. ebd.: 198; Kögler 1994: 32; Marti 1982: 63f). Das historische Interesse läßt sich demgemäß ganz auf die je zeitgenössischen Funde in ihrer völligen Geschichtlichkeit ein und konzentriert sich auf die Herstellung einer gesellschaftlich situierten Plausibilität.

Foucault etabliert für dieses Projekt konsequenterweise einen modifizierten Begriff der »Vernunft«. Statt auf eine transzendente, außerhalb der Menschen liegende Rationalität zu verweisen, die Allgemeingültigkeit beanspruchen kann, will Foucault die Vernunft ganz im Gegenteil in jedem historischen Moment und in den Subjekten selbst inhärent wissen. Damit werden mittels kritischem Bewusstsein die jeweils wirkenden und als gültig erachteten Strukturen einer Zeit und Gesellschaft der Analyse zugänglich. Was bisher als (natürlich bzw. göttlich) gegeben und unhinterfragbar galt, wird kritisier- und durch anderes Denken veränderbar. Vernunft ist in diesem Sinn statt eines Übereinstimmens mit einem übergeordneten, für alle gleichermaßen verbindlichen Ordnungswissen ganz im Gegenteil ein Prozess des Gewährwerdens, Hinterfragens und Veränderns. Für die Vernunft gilt in diesem Sinn, dass sie historisch entstanden ist und damit auch der historischen Veränderbarkeit unterliegt. Wissen, das durch diesen Prozess kritischer Vernunft hervorgebracht worden ist, besteht ebenfalls ganz in seiner Historizität. Es verbirgt kei-

ne hinter (über oder unter) ihm liegenden Wesenheiten, sondern ist ganz und gar Teil eines geschichtlichen Kontextes (vgl. Foucault 1997: 159).

Das bedeutet nicht, dass Gedanken aus der einen Zeit sich nicht wieder finden können in der darauf folgenden, oder dass bestimmte Felder überhaupt keine historische Kontinuität behaupten können. Aber es heißt, dass die Aussagekraft jeglicher Äußerungen nicht in deren historischer Linearität liegen sondern in der jeweils zeitgenössischen Kontextualität. Eine Analyse, die auf dem foucaultschen Verständnis von Geschichte basiert, fragt dementsprechend nicht nach der Fortentwicklung von Gedanken und damit auch nicht nach deren historischen Vorformungen, sondern sie interessiert sich für den je aktuell produzierten und bedeutungstragenden Sinn von historischem Wissen. Die Bedeutung (und damit auch die Deutung) von Aussagen innerhalb eines Diskurses ergibt sich durch ihren funktionalen Bezug auf der historisch horizontalen, nicht durch den Rückbezug auf historisch vertikaler Ebene. In diesem Sinn verliert die Frage nach dem »Ursprung« ihre analytische Funktion. Der Blick richtet sich vielmehr auf die »Herkunft« von Wissen innerhalb eines geschichtlichen Kontextes (Foucault 1997: 204f), woher auch die (historische) Interpretation ihre neue Definition erhält:

»Die verschiedenen Entstehungen sind nicht die aufeinanderfolgenden Gestalten ein und derselben Bedeutung, sondern Ersetzungen, Versetzungen und Verstellungen, Eroberungen und Umwälzungen. Wenn Interpretieren hieße, eine im Ursprung versenkte Bedeutung langsam ans Licht zu bringen, so könnte allein die Metaphysik das Werden der Menschheit interpretieren. Wenn aber Interpretieren heißt, sich eines Systems von Regeln, das in sich keine wesenhafte Bedeutung besitzt, gewaltsam oder listig zu bemächtigen, um ihm eine Richtung aufzuzwingen, es einem neuen Willen gefügig zu machen, es in einem andern Spiel auftreten zu lassen und es anderen Regeln zu unterwerfen, dann ist das Werden der Menschheit eine Reihe von Interpretationen.« (Foucault 1974: 95)

Mit dem veränderten historischen Realitätsverständnis differenziert sich auch die Konzeption von historischen AkteurInnen. Unterschieden wird zwischen »AutorInnen« als historisch spezifische Individuen und den rein positiv beschreibbaren SprecherInnen: Das Subjekt bestimmt sich im Feld des Diskurses als strukturelle Position – statt auf individuelle AkteurInnen richtet sich die analytische Perspektive dementsprechend auf die jeweilige »Subjektposition« –, von der aus in diskursiver Praxis Aussagen hervorgebracht werden.⁸ Diese Subjektposition ist ihrerseits

8 Der Autor und die Autorin dagegen ist die jeweilige (historisch fassbare) Person, die eine solche Subjektposition ausfüllt. Der Autor erhält seine

bedingt und eingeschränkt von bestimmten Äußerungsmodalitäten. Jedem Subjekt stehen aufgrund seiner Position innerhalb des diskursiv organisierten Gesellschaftskomplexes unterschiedliche Möglichkeiten zur Verfügung (aber auch Verunmöglichungen im Wege), um sich wirksam zu Gehör zu bringen. Die mit der Subjektposition verbundene Rolle, Autorität, Aufgabe, seine Wissens- und Finanzressourcen bestimmen, welchen Sinn die Äußerungen enthalten und mit welchem Gewicht sie rezipiert werden (Foucault 1997: 167).⁹

Aufgabe und Ziel einer analytischen Rekonstruktion von Diskursen bestimmt sich konsequent in »einer reinen Beschreibung der diskursiven Ereignisse als Horizont für die Untersuchung der sich darin bildenden Einheiten« (ebd.: 41). Das Interesse, wie Dreyfus und Rabinow es ausdrücken, definiert sich nicht darin, nach einer tiefen Bedeutung zu suchen, sondern: »Um die Aussage zu situieren, braucht sie die Archäologie nur für bare Münze zu nehmen und in ihren aktuellen Kontext anderer Oberflächenaussagen zu stellen.« (Dreyfus/Rabinow 1994: 71) Damit gelingt es, diejenigen Vorstellungen zu erfassen, die in ihrem historischen Kontext als ernst zu nehmende Aussagen gegolten und damit eine je spezifische Form der Vernunft etabliert haben, ohne dass die

Rolle durch einen ganz bestimmten Zweck, der ihm im Diskurs zugewiesen wird. Die Zuordnung von bestimmten Aussagen zu einem spezifischen Autor legitimiert einerseits diese Aussagen und manifestiert in ihnen einen allgemeingültigen Wahrheitsanspruch. Andererseits werden dadurch bestimmte Wissensbereiche gesichert und autorisieren gleichzeitig weitere Aussagen in diesem Sinn. Der Autor erfüllt damit die doppelte Funktion der Produktivität und der verknappenden Stabilisierung des Wissens im Diskurs. Vgl. dazu die »analoge« analytisch differenzierte Kategorisierung von »Akteur« und »Individuum«, die Pierre Bourdieu in seiner Untersuchung des akademischen Felds vorgenommen hat: »In diesem Sinne ließe sich der Akteur, definiert durch die endliche Menge wirksamer Eigenschaften im Feld, dem präkonstruierten Individuum gegenüberstellen.« (Bourdieu 1988: 63, Anm. 25; Hervorhebungen i.O.) An einer späteren Stelle bestimmt Bourdieu die konkreten Kriterien, die den Akteur im akademischen Feld konstituieren (vgl. ebd.: 88f).

- 9 Friedel Weinert beschreibt diese Modalitäten, denen sich ein Autor ausgesetzt sieht, in treffender Weise am Beispiel des medizinischen Diskurses bzw. der Position eines Arztes: »Seine Position bestimmt sich durch die Beziehung zu anderen Gruppen (politischen und religiösen Gruppierungen, zum Beispiel), und zur Gesamtgesellschaft; durch eine institutionelle Platzierung (Krankenhaus, Privatpraxis, Laboratorium, Bibliothek), durch perzeptive Situationen (der Arzt ist fragendes und betrachtendes Subjekt, der Patient dagegen antwortendes und erduldetes Subjekt), und durch eine Stelle im Informationsnetz (Lehre, pädagogische Praxis, Autor und Forscher); schließlich befindet sich der Arzt innerhalb eines Diskurses in einem hierarchischen Gefüge (das, was er sagt, ist nach oben und unten durch Kompetenzbereiche begrenzt).« (Weinert 1982: 343)

DiskursanalytikerInnen selbst diese Ansichten als seriös teilen müssen oder sie an einer »objektiven« Wahrheit messen.¹⁰ In Ablehnung einer transzendenten Vernunft, die den historischen Verlauf der Geschehnisse nach einer verborgenen Ordnung leitet, geraten die einzelnen Zeitabschnitte der menschlichen Geschichte zu komplexen Kontexten, die in ihrer spezifischen Art der Verflechtung in den analytischen Blick geraten.¹¹ Diese Art der historischen Analyse fungiert gleichzeitig als Konstruktion wie auch als Rekonstruktion von Geschichte. Einerseits versucht sie die Regeln des Sprechens und Handelns, die einer bestimmten Zeit als Ordnungsmuster gelten, in ihrer eigenen Beschreibung zu rekonstruieren, andererseits konstruiert sie in ihrem Nachvollzug der historisch nicht transparenten Regeln des Sprechens erst den Diskurs als solchen.

Wenn auch heute, nach gut 30 Jahren weiterer Forschung(sgeschichte) das Denken, das Foucault mit seinen Arbeiten angestoßen hat, schon ein wenig in die Jahre gekommen scheint, kann sein theoretischer Ansatz – im deutschsprachigen Raum – dennoch nicht als selbstverständliches Allgemeingut oder gar über(be-)arbeitetes intellektuelles Handwerk geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung gelten. Viele der an konkreten Forschungsprojekten orientierten und durch diese pro-

10 Dementsprechend geht es in dieser Untersuchung nicht darum, die bisherigen kulturtheoretischen Beiträge zu kommentieren und danach zu fragen, was sie *eigentlich* sagen woll(t)en (vgl. Foucault 1998: 18ff).

11 In seiner Archäologie des Wissens schließt Foucault daraus noch, dass die jeweils historisch spezifischen Vernunftformen nur aus großer historischer Distanz zu sehen und verstehen seien, da die gegenwärtige Komplexität den zeitgenössischen Menschen den Blick darauf verstelle. Unter dieser Prämisse kann ein Historiker nur die Diskurse weit zurückliegender Zeiten untersuchen. An anderer Stelle allerdings bezeichnet Foucault sein Projekt der »Archäologie« als »Ethnologie der eigenen Kultur«, da sie die Grundmuster des Verstehens und Erfahrens aus ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit befreien und einer analytischen Hinterfragung zugänglich machen möchte (vgl. Kögler 1994: 36f). Eigentlich legt er also schon hier durch die methodische Verfremdung der eigenen und selbstverständlichen Rationalitätsformen (als historisch gewordene und nur historisch Geltung beanspruchende) die Grundlage zur Analyse vergangener wie gegenwärtiger Diskurse. Im weiteren Verlauf seiner Arbeiten und besonders mit der Herausbildung seiner Genealogie verläßt Foucault seine frühere Position einer notwendig zeitlich distanzierten Untersuchung. Er lokalisiert die Möglichkeit zur Erkenntnis nun nicht mehr in der geschichtlichen Trennung von Untersucher und Untersuchttem sondern in der jeweiligen Perspektive auf das zu Untersuchende. Foucaults kritischer und historisch situierter Vernunftbegriff, der sich von seinem je spezifischen Ort aus immer wieder anders Denken versucht, ermöglicht jetzt das Sichtbarmachen von bisher Unsichtbarem, das Wissen von bisher Unbewusstem, das Ausleuchten der kontingenten Komplexität.

vozierten Nachfragen zu einem wissenschaftlich konkretisierten Arbeiten unter foucaultscher Denkanleitung sind im deutschsprachigen Forschungsraum (erst) im Verlauf der 1990er Jahre entstanden und werden seit Ende der 1990er Jahre publiziert.¹² Wenn auch die Zahl an Veröffentlichungen zum Thema »Diskurs« und »Diskursanalyse« inzwischen praktisch unüberschaubar geworden ist, bleibt die für einen wissenschaftlichen Artikel in provokativ irritierender Absicht gestellte Frage des Historikers Peter Schöttler »Wer hat Angst vor dem ›linguistic turn‹?«, die sich 1997 an die LeserInnen der (prominenten) geschichtswissenschaftlichen Zeitschrift »Geschichte und Gesellschaft« richtete, auch heute noch aktuell (vgl. Schöttler 1997).

Die Diskussionen und Probleme rund um die Diskurstheorie – wie sie von Foucault initiiert wurde – weisen vorwiegend in zwei ganz grundsätzliche Richtungen. Einerseits geht es um die Frage, ob Foucault mit seinem radikal historischen Diskursmodell einen neuen Entwurf auf der philosophischen Ebene der Wirklichkeitserklärung lanciert hat und wie dieses Modell unter diesen Vorzeichen zu beurteilen wäre (vgl. Ewald/Waldenfels 1991). Andererseits stellt sich den – aus unterschiedlichen Disziplinen stammenden – MitdenkerInnen Foucaults die problematische Aufgabe, wie sich aus dessen abstrakten Formulierungen ein konkretes, den Anforderungen gegenwärtiger Wissenschaft gerecht werdendes bzw. dieser gegenüber begründbares Forschungsverfahren herauslesen ließe, das mit der konkreten Forschungspragmatik der Feldbestimmung und -abgrenzung, der Quellenauswahl, -kritik und -analyse beschäftigt ist (vgl. Bublitz et al. 1999a; Keller et al. 2001 u. 2003; Keller 2004).

Die Produktivität von Foucaults Ansatz für das hier intendierte Projekt liegt – zusammenfassend formuliert – in dessen radikaler Ausrichtung auf eine »Ontologie der Gegenwart« (Kögler 1994: 10), die auch als Foucaults »aufklärerische« Intention bezeichnet worden ist (ebd.: 3ff; Miller 1995: 444f): Die »Aufklärung« versteht sich dabei aufgrund der dem Konzept eigenen Logik nicht im Erkennen der »richtigen«, von Ideologien befreiten Wahrheit, sondern im – einer radikalen Historisierung innewohnenden – Potential zur Veränderung. Darum auch die Unbestimmtheit von Foucaults theoretischen Angaben: Ein geschlossener Theorieentwurf würde gleichzeitig jeden kritischen Veränderungspro-

12 Einen Überblick über die Entwicklung und die bestehenden theoretischen wie forschungspraktischen Umsetzungen geben Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver in ihrem einführenden Artikel zum »Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse« (vgl. Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2001: 7-27). Reiner Keller hat den Überblick inzwischen erweitert und aktualisiert (vgl. Keller 2004: 13-60).

zess finalisieren, statt ihn der immer wieder erneuten Veränderung zu öffnen. In Übereinstimmung mit seiner Vorstellung einer radikal historischen Kontingenz hält Foucault mit seinem Ethos des »immer wieder anders Denkens« die theoretischen Änderungen selbst im Fluss (vgl. Erdmann 1991: 53). Diese Grundlage bestimmt konsequent das intellektuelle Vorgehen bzw. das wissenschaftliche Arbeiten unter einer an Foucault orientierten wie von ihm inspirierten Perspektive. Systematische Blickwechsel und der kritische Einbezug jeglichen Wissens – also auch des eigenen – in die Analyse sollen dazu dienen, bisher Unbeachtetes und Ungedachtes denkbar zu machen.¹³ Darin liegt der Wert und die produktive Kraft des Denkens und genau darauf zielen die analytisch einzusetzenden Fragen (vgl. Marti 1982: 9; Dreyfus/Rabinow 1994: 71).

Mit dem Rückgriff auf Foucault soll in diesem Sinn der folgenden Studie das theoretische Fundament gelegt werden, auf dem die hier eingenommene Forschungsperspektive aufsetzt. Diese definiert sich als Systematisierung der verschiedenen Forschungsfragen, die sich im Blick auf die skizzierten Phänomene eröffnen, und bündelt sie im Hinblick auf das Ziel einer Diskursrekonstruktion der Äußerungen zu »Kultur« im wissenschaftlichen Feld des deutschsprachigen Westeuropa (vgl. Schrage 1999: 66): In diesem Sinn wird »Kultur« als Begriff historisierbar und im Kontext der späten modernen Herstellung von »kulturwissenschaftlichem« Wissen analytisch handhabbar. Dieser positiv-komplexe Zugriff ermöglicht gleichzeitig die De-Konstruktion einer als neutral-ahistorisch erscheinenden Evidenz des Begriffs und die Re-Konstruktion der historisch-gesellschaftlich evozierten Verständlichkeit des »kulturwissenschaftlich« hergestellten Wissens über die eigene Welt. Das Erkenntnisinteresse richtet sich mit dieser theoretischen Fundierung konsequent auf die *Sinnkonstruktion* des »kulturwissenschaftlichen« Sprechens über »Kultur« und auf die darin liegende *konkrete Ausformung* einer *historisch und gesellschaftlich spezifischen Semantik*. In lapidarer Prägnanz reduziert sich das »archäologische« Forschungsinteresse letztlich auf folgende Frage: Welchen »Sinn« »macht« das volkscundlich-kulturwissenschaftliche Reden über »Kultur«?

An diesem Punkt vollzieht der analytische Blick eine Wendung vom »Inneren« des Diskurses (vgl. Maasen 1998: 25) auf dessen »Äußeres«: Die theoretische Prämisse, dass Bedeutung nicht nur historisch, sondern in gleichem Gewicht gesellschaftlich hergestellt ist, erweitert das obige Forschungsinteresse um davon initiierte Fragestellungen: In welchem

13 Auf der Ebene der Methodologie bedeutet dies, den foucaultschen Denkansatz sowohl als Methodenkritik wie auch als methodische Anwendung in einem zu verstehen (vgl. Seier 1999: 110).

historischen, gesellschaftlichen und spezifisch wissenschaftlichen Ermöglichungszusammenhang steht das volkscundlich-kulturwissenschaftlich formulierte Reden über »Kultur«? Wie strukturieren sich die Verknüpfungen des volkscundlich formierten Diskurses mit dem ihn umgebenden gesellschaftlichen Zusammenhang, der den Äußerungen Sinn verleiht und sie damit erst zu wirksamen Aussagen macht? Was wird hier – zwischen wem und für wen – als übergeordnetes Thema verhandelt, das das diskursiv Interne mit der strukturellen Umgebung zu einer Sinnkohärenz verknüpft? Und: Warum erweist sich dabei (gerade) »Kultur« als diskursiv produktiv und durchsetzungsfähig? Oder zusammenfassend noch einmal anders formuliert: In welchem soziohistorischen Kontext erlangt der Begriff der Kultur seine Relevanz, Aussagekraft und Zielrichtung, schlicht: seine diskursive Potenz?¹⁴

Die anfängliche Irritation über die Begriffs-inflation von »Kultur«, über die Ironisierung der VolkscundlerInnen als »bunte Vögel«, deren Artenschutz aufgehoben wird, sowie über die grundsätzliche, erkenntnistheoretische Infragestellung von »kulturwissenschaftlichem« Wissen verweist auf dieser diskurstheoretischen Grundlage auf die relevanten Gesellschaftsdimensionen am Ende des 20. Jahrhunderts, die in die Herstellung des Sinns qua »Kultur« involviert sind. Zur Verhandlung stehen in diesem historischen Abschnitt westlicher Gesellschaften die an der Diskursoberfläche offensichtliche Frage nach dem Wahrheitsgehalt, das heißt nach der Autorität von wissenschaftlichem Wissen, die Frage nach der Potenz und Aussagekraft von – hier: kulturwissenschaftlichem –

14 Vgl. dazu die von Peter Weingart formulierten Forschungsorientierungen bzw. -desiderate: »Der geschärfte Blick sowohl auf die internen Differenzierungen der Wissenschaft als auch auf die Kopplungen der Wissenschaft mit anderen Teilsystemen verweist auf die unterschiedlichen Formen des Wissens und ihre kommunikativen Interferenzen als zentralen Gegenstand der zukünftigen Wissenschaftssoziologie. Wie sieht eine Gesellschaft aus, in der wissenschaftliches Wissen seine privilegierte Stellung verloren hat, in der es politisch instrumentalisiert, als Ware gehandelt und den Strategien medialer Kommunikation unterworfen wird? Sieht so die Wissensgesellschaft aus?« (Weingart 2003: 14) Es ergibt sich auch eine notwendige Perspektivierung zeitgenössischer Wissenschaftserforschung, wie sie Armin Nassehi für das Beispiel der Soziologie als Untersuchungsgegenstand formuliert: »Hatte Habermas noch vom Hochsitz des philosophischen Beobachters die Soziologisierung des philosophischen Blicks besorgen können, muss die Rekonstruktion des soziologischen Diskurses der Moderne radikaler nach den Bedingungen der Soziologisierung fragen. Sie muss sich fragen, was die Soziologie bzw. der soziologische Blick sieht und worauf diese Sicht beruht. Kybernetisch, inzwischen: klassisch-kybernetisch gesprochen geht es um den blinden Fleck der Soziologie, nicht mehr um den des Subjekts, das die Soziologie längst dekonstruiert hat.« (Nassehi 2006: 16; Hervorhebungen i.O.)

Wissen, die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz dieses Wissens und die Frage nach dem legitimen Ort, an dem dieses Wissens hergestellt, geprüft, vermittelt und tradiert wird. Die grundsätzliche Fragestellung, die die folgende Untersuchung anleitet und profiliert, lautet konsequent: Welchen *Status*, welche *Art* und *Qualität*, welche *Funktion*, welche *Position* und welchen *legitimen Ort* nimmt das volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftliche Wissen am Ende des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Europa für sich in Anspruch?

Mit welchem methodischen Inventar und im analytischen Blick auf welches konkrete Quellenmaterial diese Fragen innerhalb der Arbeit untersucht werden, sollen im folgenden Unterkapitel vorgestellt und diskutiert werden.

Die Volkskunde als Fallbeispiel: Methode und Material

Mit einer Theoriefundierung, die Foucaults Reflexionen als Angebot einer analytischen »Handwerkskiste« (vgl. Kammler 1986: 14) einbezieht, ist allerdings noch kein methodisch konkretisiertes Vorgehen formuliert. Ganz im Gegenteil hat Werner Sohn in seinem Aufsatz zu den Umsetzungsmöglichkeiten foucaultscher Gedanken festgehalten: »Seine Diskursanalyse enthebt also diejenigen, die sich an ihr orientieren, nicht der Mühe, das Analyseinstrumentarium in Auseinandersetzung mit dem jeweiligen historischen Gegenstand zu entwickeln, zu modifizieren und zu präzisieren.« (Sohn 1999: 213)¹⁵ Zuallererst bedeutet dies eine Entscheidung über die Auswahl des Untersuchungsfelds. Da ein Diskurs als Kräftefeld definiert wird, dessen je historische diskursive Praxis analytisch nachvollzogen und interpretiert werden soll, stellt er eines der grundlegenden Untersuchungsergebnisse dar und kann theoretisch nicht vorab bestimmt werden. Forschungspragmatisch ist es demgegenüber unvermeidbar, von einem empirischen Korpus auszugehen, der im Hinblick auf seine diskursiven Regelmäßigkeiten beschrieben werden soll. Am Anfang einer diskursanalytischen Studie steht dementsprechend die *Hypothese* über das Bestehen des untersuchten Diskurses. Im Verlauf und vor allem am Ende der rekonstruktiven Diskurskonstruktion stellt sich deshalb immer wieder die kritische Frage nach der Angemessenheit der wissenschaftlich hergestellten Repräsentation, die sich allerdings nur

15 Besonders fruchtbare Anregungen zur Adaption des foucaultschen Diskurskonzepts und den notwendigen methodischen Operationalisierungen haben mir die unterschiedlichen Methodologien zur Diskursanalyse an die Hand gegeben, wie sie Bublitz et al. (1999a), Jäger (1993 u. 1994 u. 1999), Keller (2001 u. 2004), Landwehr (2001), Maasen (1999 u. 2003,) und Sarasin (1996 u. 2001) formuliert haben.

in der Transparenz und Nachvollziehbarkeit des Dargestellten durch die RezipientInnen entscheiden läßt und nicht durch die Übereinstimmung zwischen wissenschaftlicher Rekonstruktion und realer Wirklichkeit.¹⁶ Die konkrete Ausgangslage für jegliches weitere methodische Vorgehen bestimmt im hiesigen Fall der Satz: Im Reden über »Kultur« verhandeln die VolkskundlerInnen nicht die inhaltliche Definition des Worts, sondern sie diskutieren ein Thema, das sich mithilfe von »Kultur« »sinnvoll« bündeln läßt, das aber (weit) über die konkret angesprochenen Inhalte hinausgeht.

Um sich diesem »übergeordneten« Thema und seinen historischen Manifestationen zu nähern, schlägt Sabine Maasen den Zugang von den Rändern eines diskursiven Felds vor (vgl. Maasen 2003). Dort, wo die Selbstverständlichkeit der diskursiven Ordnung bereits ihre Evidenz verliert, ist es einfacher, im analytischen Blick auf die explizit werdenden Infragestellungen, Unsicherheiten, Differenzen und Debatten die (noch) geltende, aber bereits schwierig gewordene Strukturierung und Praxis des Diskursfelds zu erkennen. Im Sinne einer strategischen Fokussie-

16 Vgl. dazu die weiterführenden Reflexionen bei Diaz-Bone 1999: 130f; Jäger 1993: 187 u. Jäger 1999: 137ff. Pierre Bourdieu beschreibt diesen Effekt, den seine ethnographisch ausgerichtete Vorgehensweise provoziert hat, ausführlich: »Denn natürlich haben sich die Entscheidungen [über die konkrete Quellenwahl; se] nicht in vollkommener wissenschaftstheoretischer Transparenz oder völliger theoretischer Klarheit vollzogen. Wer das Gegenteil glaubt oder behauptet, hat nie empirische Forschung betrieben. Tatsächlich ist es noch keineswegs ausgemacht, ob es nicht gerade diese Art Sich-selber-unbegriffen-Bleiben der aufeinanderfolgenden Arbeitsgänge ist, in die wenigstens zum Teil die sogenannte »Intuition« eingeht, das heißt eine mehr oder minder kontrollierte Form der vorwissenschaftlichen Erkenntnis des betreffenden Objekts wie auch der wissenschaftlichen Erkenntnis analoger Objekte, auf der die durch nichts zu ersetzende Fruchtbarkeit der empirischen Forschung in Wahrheit beruht: Etwas tun, ohne genau zu wissen, was man tut – damit eröffnet sich die Chance, in dem, was man getan hat, etwas zu entdecken, was man vorher nicht wusste. Der Bruch mit der Primärintuition stellt also keineswegs, wie einige »eingeweihte« Darstellungen des »epistemologischen Einschnitts« haben glauben machen können, eine Art Anfangs- und Schlussakt in einem dar; in ihm vollendet sich vielmehr ein langer dialektischer Prozess, in dessen Verlauf die sich in einen empirischen Arbeitsvorgang umsetzende Intuition analysiert und kontrolliert wird, wobei sie immer neue und auf breiterer Informationsgrundlage gebrachten Schwierigkeiten, Mängel und Erwartungen dann stets aufs neue überwunden werden. Die Logik der Forschung: Das ist eine Verkettung größerer und kleinerer Schwierigkeiten, die einen in jedem Augenblick zum Nachdenken darüber zwingen, was man tut, und die es ermöglichen, immer besser zu wissen, was man sucht, indem sie ansatzweise Antworten liefern, die wieder neue, grundlegendere Fragen nach sich ziehen.« (Bourdieu 1988: 39f)

rung der Arbeit bietet sich die Wahl eines *Fallbeispiels* an, das sich an einem solchen Diskursrand befindet. Das Beispiel eröffnet in seiner definitiven Ambivalenz verschiedene analytische und interpretative Möglichkeiten: Zum einen ist es noch immer Teil des funktionierenden Diskursgeflechts, womit in mikroskopischer Blickrichtung die ganz konkreten Formierungen, die der Diskurs zu dieser Zeit hervorbringt, beschrieben und benannt werden können. Es ist somit ein »Beispiel« im und für den im Ganzen nicht nachvollzogenen (und forschungspragmatisch auch gar nicht nachvollziehbaren) Diskurs.¹⁷ Zum anderen funktioniert die reibungslose Durchsetzung diskursiver Regeln und Normalitäten am Rand nicht ungehindert. Widerspruch wird geprobt, neue Anschlussmöglichkeiten werden gesucht oder gesetzte Unabdingbarkeiten werden ignoriert. An solchen Stellen zeigt sich, *worüber* die Auseinandersetzung geführt wird. Unter dieser Perspektive wird das Beispiel zum »Fall« für das im Diskurs verhandelte Thema (vgl. Flick 1995: 89ff).

Auf dem Boden der oben formulierten Hypothese zum Sprechen über »Kultur« und der methodisch kontrollierten Suche nach einem Diskursrand bieten die eingangs geschilderten irritierenden Phänomene eine Hilfestellung und Orientierung: Ganz grundsätzlich ermöglicht jede explizite Nennung von »Kultur« den Zugang zum diskursiven Feld; interessant – weil »brüchig« – wird er aber vor allem dort, wo Unstimmigkeiten schnell erkennbar werden, wo Ironie, Polemik und wiederholte Argumentationen des scheinbar immer Gleichen direkt an der Oberfläche greifbar sind. Die allgemeine Begriffs-inflation von »Kultur«, die geistes- und sozialwissenschaftliche »Krise« und die polemische Porträtierung der Volkskunde können in diesem Sinn alle als (konflikt-hafte) Symptome des im Diskurs verhandelten gesellschaftlichen Themas interpretiert werden, das sich rund um den Kulturbegriff organisiert und im »Fall« der Volkskunde exemplarisch greifbar wird: Erstens beansprucht die Volkskunde wie andere geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen auch den Kulturbegriff als ihren, dem Fach genuin eingeschriebenen – und somit ihr als Fach spezifisch eigenen – Begriff. Zweitens steht die Volkskunde in einem disziplinär konkurrierenden Umfeld, innerhalb dessen sie ihre spezifische institutionelle Autorität legitimieren muss. Und drittens steht mit der Ausweitung der Rechenschaftsforderung von Seiten der Öffentlichkeit – was Kämmerlings mit seinem polemisch-ironischen Feuilletonbeitrag außerhalb der einschlägig wissenschaftlichen Sphäre deutlich demonstriert – die Volkskunde nicht nur als akademisches Fach innerhalb der Universität unter Legitimations-

17 Zur Reichweite eines exemplarisch angelegten Forschungsvorgehens vgl. Beck/Bonß/Lau 2001: 51f.

druck, sondern auch die universitär institutionalisierte Wissenschaft an sich ist mit einer ihrer Repräsentantinnen als Autorität in Frage gestellt. Die Verhandlung ebendieser drei Dimensionen von Wissenschaft verdichten sich im Fall der Volkskunde in einer Art, die diese an den Rand der ihr eigenen Selbstverständlichkeit bringt.

Material

Die materiale Grundlage der vorliegenden Untersuchung bilden unterschiedliche Text- und Publikationssorten, in denen »Kultur« während der 1990er Jahre im Fach Volkskunde beschrieben, debattiert und verhandelt wird. Um den Regelmäßigkeiten und Serien von Aussagen, die zur diskursiven Herstellung einer zeitgenössisch akzeptablen Wahrheit beitragen, auf die Spur zu kommen, sollte eine beträchtliche Menge an Texten vorliegen (vgl. Keller 2004: 75f). Dieser Voraussetzung entspricht die Anlage dieser Forschung aufgrund zweier Zugangsweisen: Erstens liegen breite Literaturrecherchen mit entsprechender Lektüre für die volkscundliche Fachproduktion im späten 20. Jahrhundert der konkreten Analyse zugrunde. Zweitens ermöglichte erst die qualifizierte Sozialisation und fachlich einschlägige Arbeitstätigkeit der Autorin einen Wissensfundus über die Forschungsproduktion der Disziplin, die als Basis und Korrektiv konstant im Blick der Analyse bleiben bzw. zur Verdichtung der voranschreitenden Analyse genutzt werden.

Die analytische Strukturierung des zusammengestellten Textcorpus kann unterschiedlichen Systematisierungsvorgaben folgen (vgl. Jäger 1993; Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2001; Keller 2004: 13ff). Für die hier vorgestellte Forschung wurde ein qualitativ mikroanalytisches Verfahren gewählt, das der Breite des einzubeziehenden Materials einerseits anhand von ganz unterschiedlichen Stichproben gerecht zu werden versucht und andererseits im nahen Blick auf je einzelne Texte deren diskursive Interpretationsmuster und Organisationsregeln konkret erfassen und nach ihrer diskursanalytischen Logik befragen kann. Der analytische Zugriff auf das Material funktioniert also gleichzeitig vertikal – durch Stichproben innerhalb des Felds und innerhalb der Texte – sowie horizontal – durch eine analytisch nachvollziehende Auslegeordnung der Diskursoberfläche.

Mithilfe des Zugangs anhand dreier exemplarisch ausgewählter Forschungsfelder der Volkskunde wird die Frage nach der diskursiven Ordnung der Evidenzherstellung immer wieder neu gestellt, das heißt, sie bleibt im ganzen Verlauf der unterschiedlichen Forschungszugriffe und -schritte der rote Faden, an dem sich das Erkenntnisinteresse der Rekonstruktion von Diskursstruktur und darin verhandelter Thematik

orientiert. Um die Differenziertheit des volkskundlichen Sprechens über »Kultur« und seiner dabei zu beobachtenden Übereinstimmungen wie Differenzen adäquat zu erfassen, konzentrierte sich die Wahl der drei Forschungsfelder auf eine größtmögliche Kontrastierung des mikroanalytisch zu beschreibenden Quellenmaterials (vgl. Keller 2001: 87ff). Das bedeutet, dass erstens ein sehr traditionelles Fachgebiet – hier die *Sachkulturforschung* – bestimmt wurde, dessen disziplinäre Zugehörigkeit und Legitimität innerhalb und außerhalb des Faches rein aufgrund seiner historischen Kontinuität (von bereits gut 100 Jahren) gegeben scheint (vgl. Bimmer/Weber-Kellermann 1985). Zweitens richtete sich der diskursanalytische Blick auf ein dem ersten Feld gegenüber sehr junges, fachlich »neu entdecktes« (vgl. Lindner 1997: 319) und in den 1990er Jahren interdisziplinär angelegtes Interessensgebiet: die *Stadtforschung*. Und drittens perspektiviert die diskursanalytische Rekonstruktion den Bereich der *disziplinären Programmatik*. Dort, wo die FachvertreterInnen dezidiert davon sprechen, was »Kultur« im und für das Fach bedeutet, welche Position die Volkskunde im interdisziplinären Wissenschaftskontext einnehmen will (oder soll), und mit welcher Autorität die Volkskunde als »Wissenschaft« zu rezipieren ist, kulminieren gleichzeitig die (mindestens) drei disziplinären Prekaritäten ihrer Evidenz, von deren gesellschaftlich-diskursiver Symptomatik schon früher die Rede war.

Stellt die Bestimmung der Volkskunde als Fallbeispiel eine forschungspragmatische Hypothese dar, so gilt dies auch für die zeitlichen und lokalen Einschränkungen, die das Material auf die Zeit der 1990er Jahre und auf den trinationalen deutschsprachigen Raum Westeuropas – das heißt auf die Bundesrepublik Deutschland, auf die Schweiz und auf Österreich – reduzieren. Auch diese Entscheidungen gründen auf der hypothetisch gesetzten Zeichenhaftigkeit der eingangs skizzierten Phänomene zur Kulturinflation, Krise des (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Wissens und der interdisziplinären Konkurrenz. Obwohl sowohl zeitlich anhand früherer oder geographisch und sprachlich über die benannten Grenzen hinweggehender Stichproben erkennbar wird, dass nicht allein im gewählten Ausschnitt die dreidimensionale Brüchigkeit unterschiedlicher Selbstverständlichkeiten einzuziehen beginnt, so legt doch die Verdichtung der drei Dimensionen im letztlich gewählten Untersuchungsausschnitt dessen Plausibilität für eine Diskursrekonstruktion nahe.

Methode

Um die Fülle des Materials einer analytischen Rekonstruktion der diskursiven Praxis zuführen zu können, wurde das Material in einem ersten Schritt deskriptiv aufgearbeitet. Den ersten Zugang für die konkrete Wahl von Texten für diese mikroanalytische Beschreibung bestimmte der Blick auf ein »diskursives Ereignis«: Das analytische Interesse konzentriert sich dabei auf ein fachliches Ereignis, das aufgrund seiner besonderen Qualität zu einer auffälligen Menge an Rezeptionen, Diskussionen, Rückbezügen oder Ablehnungen geführt hat. Auf der Oberfläche des Diskurses – explizit und sichtbar – ist ab dann das spezifische Thema des Ereignisses ein fachlicher Diskussionsgegenstand, zu dem die FachvertreterInnen sich äußern können (oder auch müssen).

Der bereits eingangs zitierte Aufsatz von Wolfgang Kaschuba, ursprünglich als Antrittsvorlesung konzipiert, läßt sich als ein solches Ereignis – in obigem Sinn – charakterisieren. Ein erstes Mal veröffentlicht wurde die Antrittsvorlesung kurz nach der mündlichen Rede Anfang 1994 in der Zeitschrift für Soziologie (vgl. Kaschuba 1994). Darauf folgte ein weiterer Abdruck in der für die deutschsprachige Volkskunde prominentesten Fachzeitschrift – der »Zeitschrift für Volkskunde« (vgl. Kaschuba 1995a) –, die von der gemeinsamen wissenschaftlichen Dachorganisation der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv)« jährlich zweimal herausgegeben wird.¹⁸ Im Verlauf des laufenden Jahrzehnts wurde der Beitrag – nicht in exakt gleicher Formulierung und Ausführlichkeit, aber in inhaltlich konstanter Form – bis zum Jahr 2000 noch dreimal in unterschiedlichen (inter-)disziplinären Kontexten publiziert (vgl. Kaschuba 1995b u. 1995c u. 1998). Die quantitative wie qualitative Verbreitung und Rezeption des Beitrags verweist deutlich auf dessen inhaltliche Pointierung. Offensichtlich hat Kaschuba mit seinen Thesen wesentliche Punkte, die die zeitgenössische inner- wie ausserfachliche Agenda bestimmen, thematisiert.

Anhand dieses Artikels wurde in einem ersten Schritt das konkrete volkswissenschaftliche Zitationsnetz rekonstruiert, das sich rund um Kaschubas Kulturalismus-These gespannt hat. Aus diesem weit gefassten Feld wurden dann etwa zehn Artikel, die eine möglichst große Breite an Subjektpositionen (unterschiedlicher Qualifikation, institutionell-hierarchischer Position und unterschiedlichen Geschlechts), an institutioneller und geographischer Verankerung (aus diversen Universitätsinstituten, aus

18 Zum Selbstverständnis der »Volkskunde« und ihrer Dachorganisation der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde« vgl. deren ausführliche Selbstporträtierung auf ihrer homepage unter <http://www.kultur.uni-hamburg.de/dgv>, 12.07.2006.

Museen oder in freischaffenden Positionen) und an thematisch konkreter Ausrichtung repräsentieren, einer systematisch-deskriptiven Mikroanalyse unterzogen. Das heißt, jeder Beitrag wurde zu einem »Lektüreprotokoll« zusammengefasst, das in systematischer Weise die wichtigen Aspekte einer Diskursordnung notiert und auflistet. Der Leitfaden für diese Protokolle folgte den von Foucault bezeichneten Formationsebenen eines Diskurses¹⁹: Die Konturierung und Konzeptualisierung des im Diskurs behandelten Gegenstands wird über die Wahl der konkret behandelten *Themenstellungen*, die Wahl und Verwendung der *Begriffe* sowie die *Position*²⁰ des sprechenden bzw. schreibenden Subjekts nachvollzogen (vgl. Foucault 1997: 167).

Konkret formuliert lauteten die für das hier entworfene Erkenntnisinteresse operationalisierten Leitfragen folgendermaßen:

- Welches sind die konkreten, realen Phänomenbereiche, anhand derer in volkswissenschaftlichen Publikationen »Kultur« thematisiert und problematisiert wird? Wofür steht der Kulturbegriff und wann wird er explizit genannt?
- Welche Perspektiven können identifiziert werden, die das fachliche Forschen anleiten? Welche Argumentationsabläufe organisieren das Denken? Und: Wie wird das eigene Reden disziplinär zugeordnet bzw. wie sprechen die AutorInnen über die eigene und über andere Disziplinen?
- Von welchen (Subjekt-)Positionen aus sprechen die AutorInnen?
- In welchen Textgenres, Publikationsforen und -medien werden die volkswissenschaftlichen Beiträge publiziert?

Nach dieser diskursanalytischen *Beschreibung* der Texte folgt im zweiten Forschungsschritt die analytische Auswertung der Lektüreprotokolle, die nach *Regelmäßigkeiten* fragt: Können gemeinsame Muster und Pra-

19 Siegfried Jäger hat in verschiedenen seiner Beiträge differenzierte Analyseraster entwickelt, mithilfe derer eine Diskursanalyse durchgeführt werden kann. Ich habe mich daran orientiert, ohne allerdings den genauen und detaillierten Vorgang zu übernehmen (vgl. Jäger 1993: 180-201; Jäger 1994: 33-42; Jäger 1999: 140-147).

20 Wie bereits mehrfach angedeutet wird vor allem im Blick auf das Subjekt und seine Position ein wesentlicher Unterschied zu stärker hermeneutisch angelegten Forschungsinteressen erkennbar. Philipp Sarasin formuliert die Differenz zwischen den unterschiedlichen Zugängen kurz und prägnant: »Sie [die formellen Bedingungen eines Diskurses; se] zu rekonstruieren bedeutet in erster Linie, das Sprechen dieser Subjekte nicht von ihren Intentionen her verstehen zu wollen, sondern von den diskursiven Mustern aus, in die dieses Sprechen eingeschrieben ist.« (Sarasin 2001a: 73f)

xen des volkskundlichen Sprechens in den unterschiedlichen Publikationen nachvollzogen werden?

Um diese erste Rekonstruktion volkskundlicher Diskurspraxis, die sich auf das Feld der Programmatik – ausgehend von Kaschubas Antrittsvorlesung – konzentrierte, zu differenzieren und allenfalls zu modifizieren, richtete sich die nächste Forschungsetappe auf den eben vorgestellten analytischen Nachvollzug des disziplinären Sprechens in zwei weiteren, kontrastiv gewählten (vgl. Keller 2004: 84ff) Forschungsfeldern der Volkskunde. Einerseits fiel die Wahl auf einen traditionell volkskundlichen Bereich, der schon lange und – fachintern – unbestritten das disziplinäre Forschungsinteresse profiliert: die Sachkulturforschung. Andererseits bot sich – als polar entgegengesetztes Beispiel – die »Stadthethnologie« an, die die Volkskunde weder als traditionelles noch als spezifisch disziplinäres für sich reklamieren kann, sondern die als weit gespanntes kulturwissenschaftliches Forschungsfeld profiliert ist. Nach der erneuten Rekonstruktion der diskursiven Regelmäßigkeiten innerhalb dieser unterschiedlichen Forschungsbereiche schloss sich ein letzter analytischer Schritt an, der die Ergebnisse der drei einzelnen Fallanalysen zueinander in Beziehung setzte. Im gegenseitigen Vergleich der regelmäßig wiederholten Themen, Begriffe, Argumentationsmuster und Subjektpositionen wurde letztlich die allgemein erkennbare Diskursstruktur abstrahiert und in den zeitgenössischen historischen wie gesellschaftlichen Kontext eingeordnet. Daraus wurden sowohl generelle inner-, wie interdisziplinäre Sprechmuster erkennbar als auch die Spezifika der einzelnen Forschungsfelder und der Volkskunde als einzelne Disziplin.

Der zentrale Punkt, an dem die Analyse und die Interpretation des volkskundlichen Sprechens konstant und kontinuierlich seinen gedanklichen Fixpunkt fand, besteht in der analytischen Positionierung des Kulturbegriffs: »Kultur« wird in der analytischen Rekonstruktion – nicht *trotz* sondern *aufgrund* seiner zentralen Position im Diskurs – als »Leerstelle« (vgl. Laclau/Mouffe 1995) behandelt, damit dessen diskurstragende Rolle und Funktion sichtbar gemacht werden kann. Gemeint ist damit ein systematisches Ausschließen der Frage nach der realitätsadäquaten Inhaltsbestimmung und Definition von »Kultur«, die dann einer kritischen Diskussion und Interpretation zugeführt würde. Demgegenüber gilt das Interesse der diskurspraktischen Profilierung des Kulturbegriffs, der eine spezifische *Funktion* im Diskurs übernimmt. Diskursanalytisch bedeutet dies, dass nicht die definierende Inhaltsbestimmung von »Kultur« den Diskurs entscheidend motiviert und reguliert, sondern dass der Begriff an sich eine »diskurstragende« Rolle einnimmt: »Diskurstragende Kategorien sind solche, durch deren »Entfernung« – wenn man sie

sozusagen aus dem betreffenden Diskurs ›herauszöge‹ wie die Stahlteile aus einer Betonkonstruktion – der betreffende Diskurs nicht länger ›halten‹ könnte und in sich zusammenbräche wie ein Kartenhaus.« (Link 1998: 15) Jürgen Link spezifiziert die Form solcher Kategorien in seiner breit angelegten Untersuchung zur »Normalität« noch näher: »Unter solchen Kategorien sind in der Regel nicht isolierte einzelne Wörter zu verstehen sondern ganze semantische Komplexe einschließlich ihrer Praxisbezüge, wiederum vergleichbar mit kreuzweise angeordneten Stahlteilen in Beton.« (ebd.)

In diesem Sinn differenziert sich die analytische Perspektive als doppelter Blick auf zwei unterschiedliche Dimensionen der diskursiven Struktur und Praxis: Erstens notiert die Diskursanalyse, was von den DiskursteilnehmerInnen thematisiert, argumentativ betont, aus anderen Kontexten zitiert und begrifflich variiert wird. Auf dieser positiv fassbaren Oberfläche des Diskurses zeichnen sich im Verlauf der Analyse die Regelmäßigkeiten und seriellen Reihungen der diskursiven Struktur ab. Sichtbar wird dann, worüber die FachvertreterInnen konkret sprechen, wie sie es tun und was – offensichtlich – als disziplinäre Begriffs- und Argumentationsregel zu gelten hat.

Erkennbar wird in dieser Skizzierung der Positivität allerdings noch nicht, warum gerade diese gewählten Themen und Begriffe für die LeserInnen ihre Plausibilität erhalten. Was eben diese im diskursiven Feld engagierten Problematisierungen und Referenzen motiviert, ist an dieser Stelle der Analyse noch nicht geklärt. Deshalb richtet sich der zweite Blick bei der Rekonstruktion diskursiver Praxis auf das bedeutungsbestimmende Umfeld: In welchem gesellschaftlichen und historischen Kontext fallen die fachlichen Äußerungen und erhalten von dort ihre Akzeptabilität? Wie bezieht sich der volkscundliche Diskurs auf die ihn umgebende Umwelt? Entwirft er Deutungen, Erklärungen, Orientierungen, Kompensationen oder Legitimationen für instabil gewordene Gesellschaftsbereiche oder Institutionen? Und: Welche Intentionen, auf denen diese Entwürfe ruhen, zeichnen sich im disziplinären Formationsfeld ab?

Um zu diesen Fragen Antworten formulieren zu können, sucht die Analyse auf der deskriptiv nachvollziehenden Ebene nach den institutionellen Zusammenhängen, in die das jeweilige Sprechen eingebettet ist, und von wo es erst seine Aussagemöglichkeit erhält. Der Blick richtet sich entsprechend auf die Publikationsgenres und -orte, die als Schnittstelle zwischen SprecherInnen und LeserInnen fungieren. Entscheidend ist hier auch die strukturelle Position der Sprechenden, die qua Institution und deren Autorität im gesellschaftlichen Umfeld auf die Wirksamkeit der Äußerungen rechnen können. Für den Nachvollzug dieser zweiten diskursdefinierenden Ebene sind zusätzliche Quellenmaterialien

notwendig, die an die – positiv eruierten – Diskursstellen angeschlossen werden. Institutionelle Dokumente (wie Institutshomepages im Internet und Informationshefte der Fachverbände, fachhistorische Arbeiten), publizatorische Informationen – Klappentexte, Vorworte und Editoriale von Büchern sowie das Impressum mit Angaben zur Auflagenhöhe, zum Verlag und zu seinem (geographischen) Standort – und zeithistorische Veröffentlichungen zu den (als wesentlich erachteten) Vorkommnissen und Entwicklungen des untersuchten Jahrzehnts am Ende des 20. Jahrhunderts veranschaulichen die »Materialität« des Diskurses und ermöglichen die interpretative Rekonstruktion der Plausibilität sowie Akzeptanz der volksculturell praktizierten Sinnkonstruktion (vgl. Sarasin 1996: 145ff u. 2001a: 62f).

Positionierung der Untersuchung und Subjektposition der Forscherin: Erkenntnispotential und Erkenntniswert

Die vorliegende Untersuchung findet ihre Position im Schnittpunkt ganz unterschiedlicher disziplinärer Theorie- und Wissensbestände. In Anlehnung an unterschiedliche Arbeiten, die ihrerseits die Frage nach der Konstruktion von Wissen und nach der diskursiven Herstellung von Sinn verfolgt haben, konturiert sich das Vorgehen der hier vorgestellten Forschung. Das Einlesen in Studien, die an konkretem empirischen Material vorführen, wie der theoretische Positionswechsel, die diskursanalytische Perspektivierung und die interpretative Einordnung der analytischen Beschreibung in ihren soziohistorischen Kontext, vor dem die je diskursiven Äußerungen erst ihre Plausibilität erhalten, ganz praktisch funktioniert und welche Art der Ergebnisse sie zutage fördert, ermöglichte die Einübung in diskursanalytisch angeleitetes Denken. Wesentliche – wenn auch nicht immer inhaltlich einschlägige, so aber umso grundsätzlichere – Inspiration stellten die thematisch ganz unterschiedlichen Arbeiten von Annette Waldschmidt (1996), Sabine Maasen (1998), Jürgen Link (1998), Werner Sohn (1999), Philipp Sarasin (2001) und Stefanie Duttweiler (2005) dar.

Auf dem – für das hier eingeführte Erkenntnisinteresse für die Qualität, Funktion und Position von (kultur-)wissenschaftlichem Wissen – näher liegenden Gebiet der Wissenschaftsforschung entstanden in den letzten Jahren verschiedene Arbeiten, die sich an foucaultscher Theorie orientieren und dessen Diskursbegriff operationalisieren. Entsprechend dem Kontext der Wissenschaftsforschung²¹, innerhalb dessen diese

21 Der Begriff der Wissenschaftsforschung wird hier stellvertretend für das ganze in sich allerdings stark diversifizierte Feld gebraucht. Einen guten

Arbeiten sich selbst verorten, konzentrieren sie sich inhaltlich (vorwiegend) auf das Feld der Natur- und Technikwissenschaften. Eine spezifische Ausrichtung in diesem Forschungsbereich stellen die »cultural studies of science« dar, die bisher vorwiegend im englischsprachigen Bereich durchgeführt wurden (vgl. Rouse 1992). Die Prämissen und Perspektivierungen, unter denen die »cultural studies of science« ihre Forschung betreiben, faßen Sabine Maasen und Matthias Winterhager pointiert zusammen:

»Cultural studies of science consider science not a distinguishable kind of knowledge but rather a fundamentally heterogeneous endeavour; insists upon the local, material and discursive character of scientific practice; acknowledges that the traffic across the boundaries between science and society is always two-way; in short: ›Cultural studies of science‹ are located within ongoing conflicts over knowledge, power, identity, and possibilities for action. [...] Yet, in doing so, they aim to participate in constructing authoritative knowledge of the world by critically engaging with the scientific practices of making meanings [...].« (Maasen/Winterhager 2001: 27)

An diese Fundierung eines konstruktivistisch orientierten Erkenntnisinteresses, mit dem die »cultural studies of science« operieren, schließt sich die volkscundlich-kulturwissenschaftliche Thematisierung von sozialer Wirklichkeit an. Mithilfe eines Kulturbegriffs, der nach den »Regeln [fragen läßt; se], nach denen Menschen miteinander verkehren, sich untereinander verständigen und voneinander abgrenzen« (Zimmermann 2005: 39), interessiert sich die Volkskunde für das

»komplizierte Wechselspiel von Kleinem und Großem, von Individuum und Gesellschaft, wenn Kulturwissenschaftler/innen die Regelwerke einer Kultur erkennen, die sonst niemandem auffallen; wenn sie hinterfragen, was allen fraglos erscheint; wenn sie mit Sensibilität und Leidenschaft ihrer elementaren Frage nachgehen und erklären, warum sich Menschen verhalten, wie sie sich verhalten« (ebd.).

In der Kombination des wissen(schafts-)soziologischen Zugangs zur Wissenschaft als Teil der Gesellschaft, der ebenso sehr von dieser bedingt und geprägt wird, wie er selbst auf die Gesellschaft einwirkt, mit der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Perspektive, die nach der Konstruktion von Bedeutungen und den historisch spezifischen Beding-

Überblick über die unterschiedlichen Ausrichtungen und Forschungsansätze der Wissenschaftsforschung vermitteln Jasanoff et al. 1995, Felt et al. 1996, Heintz 1998, Maasen 1999 u. Weingart 2003.

ungen für menschliches Handeln fragt, gelingt eine theoretisch fundierte Ausrichtung der Analyse, wie sie die hier intendierte Forschung für die Untersuchung ihrer Fragen benötigt.²²

Für die interpretative Einordnung des – am Beispiel der Volkskunde – untersuchten Sprechens über »Kultur« wurden einschlägige Wissensbestände aus den Geschichtswissenschaften und der Soziologie einbezogen, die einen erklärenden Nachvollzug dessen erlauben, warum die VolkskundlerInnen reden, wie sie reden. Zusammenfassend formuliert ermöglicht die Forschungspositionierung der folgenden Untersuchung im Schnittpunkt von Wissen(schafts-)forschung, Soziologie, Ethno- und Geschichtswissenschaften, disziplinärer Fachreflexion und diskurstheoretischer Methodologie die Bündelung ganz unterschiedlicher Potentiale: In der Kombination von diversifiziertem Wissen, das nach Maßgabe des vorliegenden Erkenntnisinteresses theoretisch, analytisch und methodisch operationalisiert wurde, ergibt sich die Möglichkeit, nach der diskursiv produzierten Sinnkonstruktion anhand von »Kultur« im volkskundlichen Sprechen zu forschen. Im Vordergrund steht dementsprechend die Frage, warum, inwiefern und wie die volkskundlichen AutorInnen mit ihren Beiträgen am gegenwärtigen wissenschaftlichen Verständnis von »Kultur« mitarbeiten.

Ein solcher Zugang entwickelt seine Produktivität darin, dass er keine weitere Interpretation von »Kultur« oder gar ein neues synthetisiertes Kulturkonzept anstrebt, sondern die bisherigen Diskussionen bezüglich

22 Innerhalb der »volkskundlichen« Fachgeschichte wird die Entwicklung und soziohistorische Kontextualisierung des facheigenen Forschens bereits seit langer Zeit intensiv thematisiert. In den letzten Jahren entstanden in diesem Zusammenhang einige Arbeiten, die sich auf die jeweils spezifischen Bedingungen des »volkskundlichen« Denkens und das davon hervorgebrachte Wissen konzentriert haben (vgl. Hartmann 1990; Deißner 1997; Beck 1997a; Bendix 1997; Lindner 2003; Lindner 2005; Scharfe 2005). Noch befindet sich diese Blickrichtung auf die Konstruktionsweisen und -effekte wissenschaftlichen Wissens in der »Volkskunde« allerdings eher am Anfang, weswegen solche Forschungszugänge bisher selten systematisch an größeren Quellenbeständen der disziplinären Wissensproduktion durchgeführt worden sind. Seit Mitte 2006 läuft als aktuellste Entwicklung und Hinwendung der fachlichen Forschung zur Herstellung und Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen ein an mehreren Instituten angesiedeltes, und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördertes Projekt mit dem Titel „Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer. Zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert“ (vgl. <http://www.volkskundliches-wissen.de>, 30.07.2008).

Einen ähnlichen Stand der Forschung zeigt sich für den der Volkskunde nahestehenden Fachbereich der »Völkerkunde«/ausereuropäischen Ethnologie (vgl. Stocking 1995; Hildebrandt 2003; Petermann 2004).

ihrer Regelhaftigkeit und ihren Konstruktionen hinterfragt. Zweitens ermöglicht die Transparenz dieser kontingenten Sinnkonstruktion eine Öffnung der bisherigen Diskussionen um »Kultur« in den verschiedenen Disziplinen, indem auf einer anderen Ebene an diese bisherigen theoretischen und konzeptionellen Reflexionen angeknüpft werden kann und damit bisher ausgegrenzte Ansätze denkbar werden. Drittens erweitert der diskursanalytische Zugang das theoretische und methodische Instrumentarium der Volkskunde, die dem methodisch eingesetzten Konzept des Diskurses noch immer ziemlich zurückhaltend gegenübersteht.²³

Die Wahl des diskursanalytischen Zugangs bestimmt sich durch einen zweiten, wesentlichen Punkt: Die Subjektposition der Autorin, die sich mit der vorliegenden Untersuchung als Promovendin im Fach der »Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft« zu qualifizieren sucht, ist mehrfach risikobelastet. Einerseits trägt das Projekt Züge des fachlichen »Selbstmords«, wenn die disziplinäre Legitimierung als anerkannte Fachwissenschaftlerin mit einem Thema zur Autoritätsdekonstruktion des Faches angestrebt wird.²⁴ Zweitens bewegt sich das

23 Vgl. dazu die Kontroverse in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde zwischen Konrad Köstlin und Elisabeth und Olaf Bockhorn (vgl. Köstlin 1998; Bockhorn O. u. E. 1998). Ähnliche Kontroversen kennen auch andere Fächer, vgl. dazu die Zusammenfassung der Rezeption von Diskursanalyse in den Geschichtswissenschaften bei Sarasin (2001) oder auch Landwehr (2001);

24 Pierre Bourdieu schildert – trotz seiner unterschiedlichen hierarchischen Position innerhalb des Felds – ähnliche Probleme während seiner Forschungen im universitären Milieu: »Bereits die Einführung von Eigennamen genügt – aber wie sollte man darauf gänzlich verzichten können bei einem sozialen Universum, in dem es doch unter anderem wesentlich darum geht, »sich einen Namen zu machen« –, damit der Leser sich in seinem Hang bestärkt fühlt, das konstruierte Individuum, das als solches nur innerhalb des theoretischen Raums der Identitäts- und Differenzbeziehungen existiert, die zwischen der eindeutig definierten Menge seiner Eigenschaften einerseits und den einzelnen Mengen von Eigenschaften andererseits bestehen, die – nach denselben Prinzipien definiert – die anderen Individuen charakterisieren, auf den in seiner Ganzheit erfassten konkreten Einzelnen zu reduzieren.« (Bourdieu 1988: 32) bzw. »Wer »Gruppengeheimnisse ausplaudert«, wird bekanntlich von seiner Gruppe nicht sonderlich geliebt, vor allem vermutlich dann nicht, wenn die Übertretung oder der Verrat sich auf deren höchste Werte berufen kann. Dieselben, von denen die Objektivierung als »klarsichtig« oder »couragiert« hochgelobt wird, sofern sie sich auf fremde, gegnerische Gruppen richtet, reagieren instinktiv mit Misstrauen, wo es um die Bestimmungsgründe der spezifischen Klarsicht geht, die aufzudecken der Analytiker von seiner eigenen Gruppe fordert. Der Zaubelerhrling, der das Risiko auf sich nimmt und sich für die Zauberei des eigenen Stammes und dessen Fetische interessiert, statt in

Projekt oft hart an der Grenze des (persönlichen) intellektuellen Overkills. Im ständigen Wechsel zwischen unterschiedlichen Fachpositionen und im Einbezug bisher unbekannter, großer theoretischer, methodischer und inhaltlicher Wissensbestände aus verschiedenen Fächern, gelangte die Autorin des öfteren an den Rand ihrer Möglichkeiten. Für beide Probleme allerdings bot die Wahl der Diskursanalyse und die »interdisziplinäre« Positionierung des Projekts ihre spezifischen Angebote zur Bearbeitung des Risikos. Die Möglichkeit eines Wechsels zwischen Nähe und Distanz beinhaltete eine große Produktivität: Die Nähe zum Untersuchungsfeld bot wesentliche, bereits bestehende Kenntnisressourcen über das untersuchte Fach, die den inhaltlichen Einstieg in das untersuchte Wissen und die Einordnung bestimmter Diskussionen erleichterten. Die Distanz der Fragestellung, die sich auf die Volkskunde als spezifische Wissensinstitution richtete, ermöglichte eine Neuperspektivierung des bisherigen Blicks auf die (eigene) Disziplin. In wechselnder Annäherung an das volkskundliche Wissen aus einer diskursanalytischen Blickrichtung und stetiger Distanzierung von der Volkskunde als diskursives Formationsfeld, das erst im Sprechen selbst den Sinn seines Wissens herstellt, entwickelte sich eine produktive analytische Verdichtung, die zur zunehmenden Sichtbarmachung der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Denk- und Argumentationsweisen führte.

Wesentlich zur Risikobearbeitung beigetragen hat – neben dem fruchtbaren Wechsel der Perspektiven – auch die konstante Ermöglichung dieses Blickwechsels durch das institutionelle und persönliche Betreuungsumfeld, in dem die Arbeit entstanden ist. Walter Leimgruber, der als Lehrstuhlinhaber am »Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie« der Universität Basel und als Hauptbetreuer die fachliche Nähe garantierte, qualifizierte sich durch seine Offenheit und Neugierde gegenüber fachlichen Grundlagenreflexionen und thematischen Erneuerungen als idealer Begleiter der Forschung. Sabine Maasen, die den Lehrstuhl für Wissenschaftsforschung/Wissenschaftssoziologie an derselben Universität innehat, stellte ihre inhaltlichen, theoretischen

fernen Tropen den beruhigenden Reizen einer exotischen Magie nachzugehen, muss darauf gefasst sein, dass die Gewalt, die er entfesselt, sich gegen ihn selber kehrt. [...] Hier geht es vielmehr allein darum, den der öffentlichen Verbreitung der »Stammesgeheimnisse« immanenten Widerspruch in Worte zu fassen, der lediglich deshalb so schmerzhaft ist, weil die – wie auch immer unvollständige – Veröffentlichung des Privatesten immer auch etwas von einem öffentlichen Bekenntnis an sich hat.« (ebd.: 36f) Vgl. auch Dressel/Langreiter, die ähnliche Erfahrungen während ihrer historisch-kulturwissenschaftlichen Forschung zur Biographie aktuell lebender und arbeitender WissenschaftlerInnen thematisiert haben (Dressel/Langreiter 2002).

und methodischen Ressourcen hinsichtlich der Erforschung eines fachwissenschaftlichen Felds, dem sie in produktiver Distanz gegenüber steht, intensiv zur Verfügung und ermöglichte so die konstante Entwicklung der Forschung in ihren unterschiedlichen Phasen und Fortschritten. Und last but not least ermöglichte das Kolloquium bzw. der persönliche Zusammenhang der verschiedenen, aus unterschiedlichen disziplinären Kontexten stammenden DoktorandInnen am Lehrstuhl für Wissenschaftsforschung in Basel den inhaltlichen, methodischen, theoretischen und persönlichen Austausch über das Projekt, ohne den dieses wohl nie zu einem konstruktiven Ergebnis und Ende gekommen wäre.

Der in dieser Weise profilierte Forschungszugang (und -prozess) entwirft seinen eigenen Erkenntnisgewinn in dem ihm eigenen multidisziplinären Untersuchungsdesign, das unterschiedliche Abgrenzungen und Ausweitungen beinhaltet. Als Abgrenzung gegenüber bisherigen fachhistorischen und -theoretischen Arbeiten versteht sich der diskursanalytische Ansatz, der keine Ideologiekritik intendiert, da er Wissen und Macht untrennbar miteinander verknüpft sieht. Es besteht aus diskursanalytischer Sicht keine »eigentliche« Realität, die kritisch mit den disziplinären Theorien zu dieser Realität verglichen und nach ihren inhärenten Ideologien hinterfragt werden könnte. Zweitens bezieht sich die Untersuchung nicht auf die vertikale Zeitachse und eine linear nachvollziehbare Fachentwicklung sondern auf den zeitgenössisch-horizontalen Kontext der disziplinären Sinnkonstruktion. Und drittens interessiert sich die Studie immer für die Subjektpositionen der beigezogenen FachautorInnen, die es ihnen erlaubt, legitime Aussagen zum volkswissenschaftlichen Diskurs beizusteuern. Damit stehen nicht die Persönlichkeiten und ihre wissenschaftlichen Leistungen im Zentrum, sondern deren diskursive Rolle und Praxis.

Im Sinne einer Erweiterung versteht sich das Projekt auch hinsichtlich der Wissenschaftsforschung, deren Interessens- und Untersuchungshorizont bisher stark auf Naturwissenschaft und Technik ausgerichtet ist. Die Blickrichtung und Fragestellungen der Wissenschaftsforschung auf das Feld der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften hin auszudehnen, soll ein Ziel der vorliegenden Studie sein, denn damit gerät ins Blickfeld des Erkenntnisinteresses, was Maasen und Winterhager als zentralen Punkt zukünftiger Forschung über Wissenschaft statuiert haben: »Ultimately, science should not be about epistemology but about doing research. Likewise, science studies should not be exhausted with epistemological questions but study science.« (Maasen/Winterhager 2001: 31)

»Gang der Arbeit«: Thesen

Anschließend an diese Forschungsskizze sollen im Folgenden – sozusagen als Wegmarken – die verschiedenen konkreten Arbeitsschritte sowie die dabei passierten »Meilensteine« vorgezeichnet werden.

Im Blick auf die historische Situiertheit der *einleitend* geschilderten Irritationen springt als kategorielle Rahmung sofort diejenige der »Moderne« ins Auge. Sowohl die Forschung als auch die westlichen Gesellschaften selbst qualifizieren ihre eigene Zeit – im Verlauf des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts – als eine »moderne«. Was sich bei einem zweiten näheren Blick auf Begriff und Phänomen dahinter verbirgt, was damit bezeichnet, beschrieben, bewertet und gedeutet wird, ist demgegenüber sehr viel uneindeutiger. Als Charakteristik, die letztlich in allen Entwürfen enthalten ist, und die auch die Entwürfe als historische Phänomene selbst kennzeichnet, läßt sich die (stetige) strukturelle Differenzierung der Gesellschaften mit dem Resultat einer zunehmenden Komplexität und die damit einhergehende (ständige) Selbstthematisierung begreifen (vgl. Kneer/Nassehi/Schroer 2000). Wenn auch der Status des Wissens – und damit auch derjenige der Wissenschaft(en) – bisher ungeklärt bleibt, verbindet die Reflexion und Thematisierung dieser Frage doch das sich immer stärker durchsetzende Verständnis, dass die Gesellschaft – als organisierte Ordnung eines menschlichen Kollektivs – sich am Ende des 20. Jahrhunderts durch Wissen qualifiziert bzw. als »Wissengesellschaft« charakterisiert werden kann (vgl. Maasen/Winterhager 2001: 260; Weingart 2003; Stehr 2005). Die gesellschaftliche Dynamik, in der das Wissen hergestellt wird, und aus der das Wissen seine Qualität, seine Funktion, seine Autorität und Legitimität, seine Position – kurz: seinen Status – erhält, bestimmt sich grundsätzlich aus einer – institutionell verfestigten – Konkurrenz um die richtige Deutung der Gesellschaft: Die kompetitive Herstellung und Positionierung des Wissens, das vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Selbstdeutung und Selbstvergewisserung steht, qualifiziert sich konsequent als Politik des Wissens.

Auf dem Boden dieser *historisch-theoretischen Kontextualisierung*, die im vorhergehenden *ersten Kapitel* der Arbeit entworfen wurde, folgt im *zweiten Kapitel* der »Kultur«-Konstruktionen« der diskursanalytische Nachvollzug der konkreten volkscundlich disziplinären Wissens- und Identitätsarbeit. Anhand einer mikroperspektivischen Nabsicht auf drei sehr unterschiedliche Felder volkscundlicher Forschung wird herausgearbeitet, wie die FachvertreterInnen den Kulturbegriff in ihrer Forschungspraxis profilieren, positionieren und wissenschaftlich wie gesellschaftlich funktionalisieren. Der systematische Nachvollzug der

volkskundlichen Arten, den Kulturbegriff in ihren Forschungen einzusetzen, zeigt, dass sich die analytische Präsentation der komplexen Vernetztheit von verschiedensten menschlichen Lebensformen als Charakteristik volkskundlichen Wissens benennen lässt. Der Kulturbegriff spielt dabei die Schlüsselrolle, weil er die Relationen sichtbar macht, in die jeder Mensch – je historisch und gesellschaftlich spezifisch – eingebunden ist. Im volkskundlichen Konzept von »Kultur« steht der Mensch als Subjekt im analytischen Zentrum, zu dem dann die weiteren Ebenen in Beziehung gesetzt werden. So gerät die Beziehung eines Menschen zu sich selbst und zu anderen Menschen, die Beziehung zur Gesellschaft bzw. zum Staat und letztlich auch die Beziehung zur physischen Umwelt – egal ob als »Natur« oder als »Stadt« – in den Forschungsblick. Konsequenterweise entsteht aus jedem volkskundlichen Nachvollzug des subjektiv erlebten, aber immer in historische und gesellschaftliche Zusammenhänge eingebetteten Lebens das – kulturwissenschaftlich gezeichnete – Bild einer komplexen Wirklichkeit.

Diese fachliche Konzipierung des Kulturbegriffs hat einen entscheidenden Effekt: Der Gegenstand, den die VolkskundlerInnen in ihren Forschungen beschreiben, entwerfen und diskutieren, ist nicht – wie erwartet – die »Kultur« sondern die »Gesellschaft«. Entgegen der expliziten Positionierung von »Kultur« als »Perspektive und Objekt« des volkskundlichen Forschens, wie es immer wieder in den programmatischen Veröffentlichungen betont wird, zeigt die diskursanalytische Untersuchung, dass die »Gesellschaft« – nicht »Kultur« – den fokussierten Gegenstand des volkskundlichen Diskurses darstellt. Wesentlich an dieser diskursanalytisch erreichten Erkenntnis ist allerdings, dass die Herstellung des Forschungsgegenstandes »unbemerkt« (Nassehi 2006, 16) bleibt: Explizit unternimmt die Volkskunde die Erforschung unterschiedlicher Kulturen; implizit betreibt sie das Geschäft der gesellschaftlichen Gestaltung.

Zeichnet dieser erste Teil der »Kultur«-Konstruktionen im Blick auf die »Wissensarbeit« die diskursive Gegenstandskonstruktion in ihrer inhaltlichen, spezifisch volkskundlichen Formierung nach, konzentriert sich der zweite Teil dieses Kapitels unter der Perspektive der »Identitätsarbeit« auf die diversifizierten strategischen Bemühungen der FachvertreterInnen, eine über das eigene Fach hinausreichende Evidenz und Wirkmächtigkeit ihres Redens herzustellen, die – am Stand der Dinge gemessen – bisher eine erfolgreiche disziplinär-institutionelle Existenzsicherung erreicht. Im analytischen Nachvollzug der Effekte volkskundlicher Diskurspraxis wird die inhaltliche und materielle Konstitution eines eigenen fachspezifischen Denkraums sichtbar: Alles volkskundlich Denkbare wird in diesem inhaltlich bestimmten und institutionell gesi-

cherten Rahmen geäußert; was innerhalb dieses Diskursraums nicht plausibel gemacht werden kann, macht volkskundlich keinen Sinn.

Der mikroanalytische Nachvollzug, wie er im Verlauf dieses – »doppelt« geführten – zweiten Kapitels der Arbeit am konkreten Material präsentiert wird, erhält im *dritten Kapitel* seine Einbindung in die historisch spezifische Situation der Universität als eine der immer noch wichtigsten Wissensinstitutionen (später) moderner Gesellschaften. Typisch für die Universität am Ende des 20. Jahrhunderts ist deren Wettbewerbsstruktur, die das universitäre Wissensfeld zu einem komplexen Ineinander aus unterschiedlichen Positionen, Beziehungen und Wissensbeständen macht. In diesem Feld muss jeder und jede, die sich über eine gewisse Zeit behaupten will, lernen, mit dieser Konkurrenz und Komplexität produktiv umzugehen. Im Besonderen die institutionalisierten Organsiationseinheiten – das heißt vor allem die einzelnen Fächer – benötigen ein differenziertes Instrumentarium, um die Konkurrenz und das damit verbundene Risiko erfolgreich zu bearbeiten. Die Volkskunde antwortet auf diese Herausforderung mit einem differenzierten Management: In Form eines expliziten *Komplexitätsmanagements* führen die FachvertreterInnen immer wieder vor, welche Erkenntnispotentiale – wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Art – im volkskundlich verwendeten und reklamierten Kulturbegriff enthalten sind. Zweitens plausibilisiert das Fach seine Legitimität und konsequent seine gesellschaftliche Relevanz sowie Notwendigkeit mithilfe eines facheigenen *Kompetenzmanagements*, das deutlich macht, welche Fähigkeiten und Potentiale im kulturwissenschaftlichen Wissen für die gesellschaftliche (Neu-) Ordnung vorhanden sind. Und drittens erreicht die Disziplin ihre – bislang immer wieder – legitimierte institutionelle Existenz, die sie nur dank eines konstant wiederholten *Differenzmanagements* sichern kann.

Im Sinne der diskurstheoretischen Entbettung des Kulturbegriffs aus seiner bisherigen fachlichen Selbstverständlichkeit werden im *vierten Kapitel* der Arbeit die vorangehenden Ergebnisse noch einmal aufgegriffen und in der theoretischen Abstraktion von »Kultur« als *Relationierungsformel* diskursanalytisch neu konturiert.

In der Gestalt einer »Formel«, die der pointierten Darstellung eines komplexen Zusammenhangs bzw. Sachverhalts dient, bringt der volkskundlich verwendete Kulturbegriff die Vieldimensionalität der zeitgenössischen Wirklichkeit auf einen theoretischen Punkt. Die Konzipierung als »Formel« ermöglicht es dabei, die unterschiedlichen Ebenen der inhaltlichen Wissensarbeit, des strategischen Identitätsmanagements und der normativ intendierten Gesellschaftspolitik in deren gegenseitigen Abhängigkeiten und Verbindungen zu systematisieren. Indem die Relationierung – das heißt, das in eine gegenseitige Verbindung Setzen vieler

sehr unterschiedlicher Aspekte – zum Kern der Formel bestimmt wird, werden die verschiedenartigen Bereiche der Produktion von Inhalten, der institutionellen Selbstdarstellung und der gesellschaftlichen Orientierung bzw. Neumodellierung als miteinander vernetzte Felder zu einem einzigen Komplex des »kulturwissenschaftlichen Wissens« verschmolzen.

Im letzten und *fünften Kapitel* der Arbeit schließlich bilden die erarbeiteten Erkenntnisse aus den vorangegangenen Analysen den Boden für die zusammenfassende Beantwortung der Frage, welchen Status volkskundlich-kulturwissenschaftliches Wissen in der späten Moderne einnimmt bzw. für sich beansprucht. Über die detaillierte Perspektive auf das Fach, sein Wissen, seine managerialen Strategien und seine politischen Intentionen hinausgehend wird die *Volkskunde* unter dem beschriebenen Blickwinkel letztendlich erkennbar als ein *Fall-Beispiel* für die späte moderne Gesellschaftssituation. Die Herstellung von kulturwissenschaftlichem Wissen und auch das Wissen selbst stehen im Zusammenhang der modernen gesellschaftlichen Verfassung, die sich in grundsätzlicher Konkurrenz über ihre eigene Ordnung informiert, verständigt und vergewissert. Das als »kulturwissenschaftliches« qualifizierte Wissen wird dabei sowohl zum Brennpunkt wie auch zum Instrument der gesellschaftlichen Selbstverortungsversuche.

Als zentrales Resultat der ganzen Arbeit lässt sich für den größeren soziohistorischen Kontext die These formulieren, dass die Disziplin sowohl als *Fall für* ihre Zeit wie auch als *Beispiel in* ihrer Zeit steht. Das heißt, der mikroanalytische Nachvollzug des volkskundlichen Diskursfelds zeigt, dass im Sprechen über »Kultur« wesentlich mehr enthalten ist als (nur) eine fachinterne Spezialdiskussion: Über die Naht auf das Fach hinausgehend wird die Volkskunde erkennbar als ein *Fall für die spätmoderne Produktion und Positionierung von kulturwissenschaftlichem Wissen*, das auf den Zweck einer emanzipativen Veränderung der gegenwärtigen Gesellschaft ausgerichtet ist. Gleichzeitig manifestiert die Volkskunde ein *Beispiel für die unterschiedlichen disziplinären Managementformen*, die den zeitgenössischen Universitätsfächern abverlangt werden, wenn sie ihre institutionelle Existenz weiterhin erfolgreich sichern wollen.

Als *Fazit und Ausblick* lässt sich anschließend an diese Ergebnisse der gewählte Zugang der Diskursanalyse rekapitulierend als doppeltes Unternehmen qualifizieren: Zum einen folgt sie der Intention, eine *retrospektive Re-Konstruktion* des untersuchten Diskursfeldes zu erreichen. Im Zentrum steht dabei die Darstellung und Interpretation der diskursiven Ordnung, wie sie die spezifische Praxis zu sprechen, zu argu-

mentieren und sich in gesellschaftliche wie wissenschaftliche Diskussionen einzumischen, hervorbringt.

Zum anderen beabsichtigt das diskursanalytische Vorgehen aber auch eine *prospektive Konstruktion* des Felds: Im Sinne von Foucaults »kritischem Projekt« (vgl. Caruso 1987; Dreyfus/Rabinow 1994) macht die diskursanalytische Rekonstruktion das ideelle, ideologische und institutionelle Fundament erkennbar, auf dem für die Zukunft – im kritischen Bezug auf das Eine, Aktuelle – Anderes, Neues gedacht und entworfen werden kann. Dies meint einerseits die im Sinn eines Ausblicks angeregte Diskussion, inwiefern der Kulturbegriff weiterhin seine wissenschaftliche Relevanz und Aussagekraft beanspruchen kann. Anhand der Zuspitzung des Begriffs zur kulturwissenschaftlichen »Matrix«, die gleichzeitig eine drastische Reduktion von »Kultur« auf deren analytisch-reflexive Potenz beinhaltet, soll argumentiert werden, welche bisher nebeneinander geführten aktuellen Diskussionen – um gesellschaftliche und individuelle Identitätskonstruktion, Wissenschafts- und Gesellschaftspolitik sowie um die theoretische Konzeption von »Kultur« und von »Gesellschaft« – in einen gemeinsamen, produktiven, analytisch handhabbaren, reflexiv orientierten Zusammenhang gebracht werden könn(t)en. Andererseits bedeutet Foucaults kritisches Projekt auch, das in und mithilfe der Diskursanalyse sichtbar Gemachte als Zumutung zu reformulieren sowie konsequent zu hinterfragen. Unter diesem Blickwinkel stellt sich dann die marktorientierte Wettbewerbsstruktur zeitgenössischer Wissenserstellung nicht mehr unbedingt als beste Form und produktivster Kontext für Wissenschaft dar. Es ließe sich dann – verstärkt – darüber diskutieren, ob und welche anderen Arten, Gesellschaft zu denken und zu reflektieren, der Aufgabe sozialer Selbstbeschreibung, -regulierung und -deutung angemessener sein könnten.

2. KAPITEL: »Kultur«-Konstruktionen: Wissensarbeit

Das leitende Erkenntnisinteresse, das diese Untersuchung motiviert, initiiert zwei grundlegende Fragen: Erstens, was *konstituiert* das volkscundliche Wissen und zweitens, was *konturiert* dieses Wissen. Die erste Frage konzentriert sich auf den *Status* und die *Position* des volkscundlichen Wissens vor dem Horizont des sozial anerkannten »wahren« Wissens. Die zweite Frage dagegen bezieht sich auf die spezifische *Art* und *Qualität* volkscundlichen Wissens, aufgrund derer sowohl die Autorität wie auch die Legitimität der disziplinären Erkenntnisse sich überhaupt erst profilieren lassen. Als konkretes Untersuchungsfeld wurden – wie bereits mehrfach erwähnt und begründet – drei, in ihren Charakteristika wesentlich unterschiedene Forschungsfelder der Disziplin Volkskunde ausgewählt: Zum einen richtet sich der analytische Blick auf den traditionellen Bereich der »Sachkulturforschung«. Zweitens interessiert das fachlich »junge« Feld der »Stadtforschung« und drittens konzentriert sich die Analyse auf die fachliche wie begriffliche Programmatik der Volkskunde, sich qua »Kultur« als »Kulturwissenschaft« zu profilieren. Eine Skizze der konkreten Profile dieser disziplinären Forschungsfelder wird jede im Folgenden vorgestellte Mikroanalyse an deren Anfang einleiten. Die basale Frage: »Wie funktioniert »Kultur« im epistemischen Feld der Volkskunde?« leitet den analytischen Nachvollzug des fachlichen Umgangs mit dem Begriff. Die Frage wird deshalb in den drei unterschiedlichen Forschungsfeldern immer wieder neu gestellt, das heißt im Blick auf ganz unterschiedliche konkrete Publikationen immer wieder neu nachvollzogen und analytisch beschrieben. Das diskursanalytische Interesse gilt dementsprechend der Erarbeitung der volkscundlichen »Wissensarbeit«, wie es Armin Nassehi für sein eigenes Projekt der soziologischen Rekonstruktion soziologischen Wissens beschrieben hat:

»In diese Praxis eingeschlossen ist freilich auch die Produktion soziologischer Texte selbst, die als eine *Praxis* aufzufassen ist, also sich selbst in Echtzeit ermöglichen muss, Plausibilitäten durch Abschattungen herstellen, blinde Flecken und unbeobachtbare Bedingungen erzeugen und einen inneren Zugzwang des »Sagbaren« sich erarbeiten muss. Die Soziologie (und selbstverständlich: jegliche andere Texte produzierende Wissenschaft) als eine Praxis zu beobachten, heißt nicht nur abstrakt, sie als Teil ihres Gegenstandes aufzufassen, sondern ganz konkret, ihre Arbeit des Begriffs *als Arbeit* aufzufassen, eben als praktische Herstellung einer selbst tragenden Plausibilität *als Text* oder als *gesprochenes Wort*, das in seiner gepflegten Form meist ein Textderivat ist.« (Nassehi 2006: 384f; Hervorhebungen i.O.)

Der analytische Blick richtet sich demgemäß auch in diesem Projekt auf die diskursiv konstruktiven Effekte des Kulturbegriffs auf der Ebene des volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens. Durch die Analyse leiten folgende konkrete Fragen: Wie konzipieren und operationalisieren die in den 1990er Jahren arbeitenden VolkscundlerInnen den Begriff der »Kultur«? Was thematisieren sie unter dieser Perspektive von der Fülle gesellschaftlicher Realität? Welche realen Felder und Phänomene konstituieren sie anhand ihres Begriffs von »Kultur«? An welche bereits vorhandenen, selbstverständlich erscheinenden Autoritäten und Wissensbestände schließen sie an, um ihren eigenen Gedanken Plausibilität zu kommen zu lassen, das heißt, um ihre jeweiligen Äußerungen in diskursiv potente Aussagen zu transformieren (vgl. Foucault 1997: 167)?

Die analytische Sichtung des Quellenmaterials geschieht vor dem Interessenshorizont, welchen *Gegenstand* die volkscundliche Forschung anhand ihrer Arbeit letztlich hervorbringt. Kurz: *Worüber* reden die VolkscundlerInnen eigentlich? Damit verbunden ist ebenso die Frage nach den impliziten *Leitdifferenzen*: Welche grundlegenden Unterscheidungen liegen dem volkscundlichen Denken zugrunde, die die Grenze zwischen dem »kulturwissenschaftlich« Denkbaren und dem »kulturwissenschaftlich« Undenkbaren definieren? Welchen Rahmen geben die FachvertreterInnen dadurch ihrem Denken? Und: Welche thematischen Achsen und welche interne Grundregel organisieren die volkscundliche Wissenserstellung im Sinn einer kohärenten und konsistenten disziplinären Episteme? Die analytische Perspektive orientiert sich im Ganzen an der mehrdimensionalen Qualität der volkscundlichen »Kultur«-Konstruktionen: Im Nachvollzug der diskursiven Praxis wird der aktive Prozess des – spezifisch volkscundlich gestalteten – *Herstellens* von Wissen qua »Kultur« sichtbar gemacht sowie gleichzeitig die im und durch das Konstruieren hergestellten *Effekte* als manifeste Konstruktion spezifisch volkscundlichen Wissens.

Drei Forschungsfelder: Wir und die Welt

Die Arbeit am Wissen stellt den einen von zwei Grundpfeilern volkskundlicher Diskurspraxis dar.¹ Die im folgenden vollzogene Re-Konstruktion dieser einen Hälfte des disziplinären Fundaments konzentriert sich auf die Analyse der *diskursiven Struktur* der volkskundlichen Episteme, die sich im inhaltlichen Wissen, die Realität »kulturwissenschaftlich« zu repräsentieren, manifestiert. Gedanklich mitgeführt wird dabei immer die soziohistorisch kontextuelle Herausforderung des dreifachen Evidenzverlustes der (Geistes- und Sozial-)Wissenschaften, der Potenz bzw. Eindeutigkeit des Kulturbegriffs und der volkskundlichen Profilierung als »Kulturwissenschaft«, auf den die FachvertreterInnen reagieren müssen. Wie also – stellt sich die leitende Frage – wird im volkskundlichen Reden anhand von »Kultur« die Wirklichkeit thematisiert? Und: Wie wirkt sich der gesellschaftliche Hintergrund auf die Herstellung eines spezifisch volkskundlich formierten Gegenstands am Ende des 20. Jahrhunderts konkret aus?

In jedem der drei ausgewählten Forschungsbereiche werden zuerst die charakteristischen Thematisierungen, Begriffswahlen und Perspektivierungen vorgestellt, auf die sich die Volkskunde konzentriert. Es wird sich zeigen, dass im Zentrum des volkskundlichen Interesses jeweils die Stellung des Menschen in der Welt – das heißt in seiner je konkreten Realität – steht. Den Anfang jedes analytischen Zugriffs markiert ein Zitat aus einem Beitrag unterschiedlicher FachvertreterInnen, das in der Folge detailliert nach der Art und Qualität des hergestellten Wissens befragt wird. Die Auswahl der Textausschnitte sowie diejenige der AutorInnen orientierte sich an einer möglichst großen Spannbreite der methodischen, der inhaltlichen sowie der Subjekt-Positionen. Den Schluss dieser ersten Rekonstruktion volkskundlicher Wissenskonstruktion bildet ein Resumée, das die Frage zu beantworten versucht, auf welchen Gegenstand sich die VolkskundlerInnen in ihrem forschenden Bemühen ausrichten, und wie sie diesen damit überhaupt erst (mit-)hervorbringen. Im Blick auf die fachlichen Argumentationsmodi soll dort sichtbar gemacht werden, dass der »heimliche Fokus« (Sarasin 2001) der Volkskunde konsequent darauf gerichtet ist, die Modellierung einer komplex gestalteten Gesellschaft in Form von »differenzierter Integration« vorzunehmen.

1 Den zweiten Grundpfeiler definiert die »volkskundliche Identitätspolitik«, die im 3. Kapitel ausführlich thematisiert und anhand des Quellenmaterials expliziert wird.

Sachkulturforschung: Wir und die Materialität

Die Provokation des inflationären »Kultur«-Gebrauchs und der wissenschaftlichen Infragestellung trifft im Bereich der volkskundlichen Sachkulturforschung auf ein disziplinäres Selbstverständnis, das »Kultur« – manifestiert in den Dingen – als fachliche Tradition und Stärke der Volkskunde definiert. Bereits seit den Anfängen der Disziplin im 19. Jahrhundert ist eine Konzentration der Forschungsbemühungen auf dieses Feld erkennbar, das unterschiedliche Themen- und Fragestellungen, Methoden wie auch Perspektivierungen hervorgebracht hat. Neben der inhaltlichen Einbettung ist die Sachkulturforschung auch institutionell (seit 1970²) durch eine eigene Arbeitsgruppe im wissenschaftlichen Fachverband der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv)« verankert. Alle zwei Jahre organisiert die Arbeitsgruppe an wechselnden Standorten ihre eigenen Fachtagungen, die durch Folgepublikationen dokumentiert werden.

Am Ende der 1990er Jahre kulminiert die Thematisierung der »Dinge« in einer Tagungs- und Publikationshäufung, die dem traditionellen Forschungsbereich eine Ausweitung und zusätzliches Gewicht sowohl innerhalb wie auch außerhalb der ganzen Fachgemeinschaft verschafft. Nicht allein in den angestammten Institutionen – der Arbeitsgruppe und den verschiedenen Museen – ist die Sachkultur prominent gesetzter Untersuchungsbereich, sondern auch andere Felder – wie diejenige der Frauen- und Geschlechterforschung – wenden sich explizit den materiellen Dingen zu (vgl. Mentges/Mohrmann/Foerster 2000). Neben der Publikationssteigerung zur volkskundlichen Sachkulturforschung führt die dafür institutionalisierte Facharbeitsgruppe eine Namensänderung ein: Aus der »Arbeitsgruppe Kulturhistorische Museen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde« wird jetzt die »Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft

-
- 2 1970 wurde die »Arbeitsgruppe für Sachkulturforschung und Museum« gegründet, die früher den Namen »Arbeitsgruppe Kulturhistorischer Museen« bzw. »Arbeitsgruppe kulturgeschichtliche Museen« trug. Die Gründung der Arbeitsgruppe »stand im Kontext der damaligen kontroversen Diskussion um das Selbstverständnis und die Neuorientierung des Faches Volkskunde, die auch die bisherige Arbeitsweise von Museen in Frage stellte. Die Arbeitsgruppe sollte einen überregionalen Rahmen für die Sachkulturforschung an Museen bieten. In ihr engagierten sich viele ehemalige Mitglieder der bis 1969 bestehenden Volkskunstkommision (gegründet 1928) und der Kommission für Arbeits- und Geräteforschung (gegründet 1965).« (Kurzbeschreibung der »Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum« auf der homepage der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, <http://www.d-g-v.org/kommissionen/>, 30.07.2008.)

für Volkskunde« (vgl. Heidrich 2000). Zudem sind viele der zitierten Veröffentlichungen nicht streng auf die eigene Fachcommunity limitiert sondern inkorporieren jeweils Beiträge von nachbarschaftlichen Disziplinen aus dem Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Nach innen wie nach außen sind mit diesen quantitativen wie qualitativen Innovationen Zeichen gesetzt. Mit verstärkter Manifestation und (inter-)disziplinärem Ausstrahlungspotential machen die VolkskundlerInnen auf ihren fachlichen Anspruch aufmerksam. Grundsätzlich die institutionelle Tradition und inhaltliche Kompetenz für einen Wirklichkeitsbereich zu beanspruchen, reicht offensichtlich nicht mehr aus zur eindeutigen disziplinären – und institutionellen – Zuordnung. Die Claims auf wissenschaftliche Autorität hinsichtlich des Phänomenbereichs »materieller Kultur« müssen ausgreifend expliziert, legitimiert und breit vermittelt werden. Die fachlichen Fundamente erweisen sich auch hier nicht als gesichert, sondern müssen sorgfältig profiliert und remanifestiert werden.

Vor diesem Hintergrund stellt sich für die diskursanalytische Auswertung dieses Forschungsbereichs die provokante Frage: Wie kommt die Volkskunde von der Untersuchung der »Heugabel« (vgl. Meiners/Ziessow 2000: Inhaltsverzeichnis), der »Waschmaschine« (vgl. Gestaltungsräume 1992: Inhaltsverzeichnis) und dem »Schnee« (vgl. Köck 1997: 33) zur »kulturwissenschaftlichen« Repräsentation gesellschaftlicher Realität? Und weiter gefragt: Welchen gesellschaftlichen Nutzen schreiben die VolkskundlerInnen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit »banalen« (vgl. Scharfe 1995) Alltagsgegenständen zu?

Relationierungen: Intimisierung – »Spuckkästen« und »Waschschüsseln«

»Genauso wie sich das Schlafverhalten im »Prozess der Zivilisation« veränderte, sind Hygiene- und Reinlichkeitsstandards historisch gewachsen und waren sozial recht unterschiedlich ausgeprägt. Erst ein langer Prozess der Regelung individueller Affekte durch Fremd- und Selbstzwänge ließ die Scham- und Peinlichkeitsschwelle auch in dieser Hinsicht vorrücken. Diese Veränderung des psychischen Habitus hin zu einer Individualisierung und zunehmenden Intimisierung war oft an Gegenstände gebunden.« (Hauser 1994: 281f)

Andrea Hauser interessiert sich in ihren umfassenden »Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes« ganz grundsätzlich für die »Dinge des Alltags«, anhand derer sie »zivilisations- und mentalitätsgeschichtliche Wandlungen und Beharrungen« ländlichen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert sichtbar machen will, und die sie nach deren

Funktion für die Ausbildung unterschiedlicher sozialer Lebensstile im Dorf beurteilt. Der Text auf dem Buchrücken von Hausers Publikation pointiert vorwegnehmend die Erkenntnisorientierung und das Ergebnis der Untersuchung:

»Die Geschichte des Dorfes Kirchentellinsfurt am Neckar im 18. und 19. Jahrhundert wird als Geschichte seiner Dinge erzählt. Am Sachbesitz sozial repräsentativer Familien wird gezeigt, von welchen starken Transformationsschüben und Entwicklungsprozessen die dörfliche Gesellschaft im privaten und öffentlichen Bereich erfasst wurde. Intimisierung, Geschlechterrollendifferenzierung, Rationalisierung, Verhäuslichung, Entagrarisierung, Bevölkerungszunahme, Verarmung, Verbürgerlichung, Industrialisierung u.a. mehr. Anhand ausgewählter Sachobjekte und ihrer Aneignung – vom Bett über Bücher bis hin zur Küchenausstattung – werden zivilisations- und mentalitätsgeschichtliche Wandlungen und Beharrungen sichtbar.« (ebd.: Klappentext)

Im Anschluss an diese historische Einbindung des körperlichen Verhaltens in dem langen und langsamen Prozess der »Zivilisation« – für den sie auf Norbert Elias zurückgreift – bespricht Hauser im Verlauf des Buches konkret und detailliert den menschlichen Umgang mit sich selbst (und anderen) durch »verfeinernde« Gegenstände: »Spuckkästen und Waschschüsseln«, »Bilder und Spiegel«, »Uhren«, »Bücher«, »Teller und Schüsseln«, »Messer und Gabel« sowie der »Kaffee« (ebd.: Inhaltsverzeichnis) üben einen entscheidenden Einfluss auf die menschliche Wahrnehmung und das eigene Selbstverständnis aus.

Im Wesentlichen handelt es sich bei diesen Gegenständen, die Hauser unter dem Thema der Verfeinerungen behandelt, um solche, die die Sinne und Sinnlichkeit des Menschen betreffen. Die genannten »Dinge« sind entweder auf die Reinigung des Körpers, auf die Nahrungszubereitung und Nahrungsaufnahme, auf das Sehen und auf die Erfahrung sowie den Umgang mit der Zeit bezogen. Eine ganze Reihe von Themen sind an diese körperlichen Bedingtheiten des (alltäglichen) Lebens angeschlossen. Wie in der oben zitierten Einleitung vorweggenommen, thematisiert Hauser anhand der einzelnen Möbelstücke und häuslichen Dinge das »Schlafverhalten«, die vorhandenen »Hygiene- und Reinlichkeitsstandards«, soziale Differenzen und Differenzierungen, die Regelung der »individuellen Affekte«, die ausgeübten »Fremd- und Selbstzwänge«, veränderte »Scham- und Peinlichkeitsschwellen«, den allgemeinen »psychischen Habitus«, die in den Dingen ersichtliche »Individualisierung«, »Privatisierung« und »Intimisierung« im gesellschaftlichen und geschichtlichen »Prozess« des letzten und vorletzten Jahrhunderts. Die Begriffe, die eine wesentliche Rolle spielen, um diese Phäno-

mene und Entwicklungen zu fassen und in ihrer Qualität zu beschreiben, sind Bezeichnungen für Regeln und Regulierungen, die in Gruppen entworfen und durchgesetzt werden, für damit hergestellte Unterschiede und Unterscheidungen, für die entstehenden Selbst- und Fremdbeziehungen, für – vor allem körperliche – Empfindungen, Wahrnehmungen und Bedürfnisse, für die (lange und langsame) Dauer dieser Entwicklungen sowie für die über die Gruppe und den gesellschaftlichen Zusammenhang gesteuerten Bewertungen all dieser Dimensionen des Lebensvollzugs. In den Blick genommen sind dabei immer die Vorgabe selbst und die dazu in Beziehung stehende Praxis. Deshalb erscheinen die Begriffe auch meist in ihrer zweifachen Substantivform: als Partizip und als Verlaufsform. Die begriffliche Doppelung setzt das Signal für die durchgehende Betonung der Prozessualität, die den Wechsel aus Werden und Gewordensein zur dynamischen Geschichte einer Gesellschaft transformieren. Die primären Unterscheidungskriterien, mit denen Hauser ihre Analyse durchführt, bilden konsequent diejenigen des Sozialen und des Historischen. Sie bestimmen in Hausers Nachvollzug des ländlichen Lebens mit, durch, in und neben den »Dingen« die stärksten und wesentlichsten Rahmenbedingungen, innerhalb derer die Menschen mit der Materialität umgehen und von dieser selbst geprägt werden.

In dieser grundsätzlichen Einrahmung durch geregelte Bezüge zu anderen Menschen und zur Zeit, trifft Hauser weitere Differenzierungen: Die soziale und historische Qualität des je eigenen Seins bestimmt sich durch die Geschlechtszugehörigkeit, das Alter und die generationelle Einbindung, die als privat oder öffentlich gekennzeichnete Räumlichkeit, in der man sich befindet und bewegt, den städtischen oder ländlichen Lebenszusammenhang, die agrarische oder industrielle Produktions- und Wirtschaftsweise sowie die Funktionalität von Ding oder Praxis. Hauser verbindet alle diese analytisch bestimmten und in den realen Quellen nachvollzogenen Faktoren zu einem ganzen Bild gesellschaftlicher Wirklichkeit. An die Einleitung, in der sie pointiert pro »Ding« oder »Ensemble«, um das es im folgenden gehen wird, den Zusammenhang von gesellschaftlichen und regionalen Lebensstilen und Möbelbeständen referiert, schließt sich der konkrete Blick auf ihr eigenes im schwäbischen Hinterland gelegenes Fallbeispiel an, dessen Sachbestand sie darstellt und hinsichtlich des daraus ablesbaren Lebensstils interpretiert. Im Blick auf Frauen und Männer, Kinder und (Schwieger-)Eltern, Handwerker und Pfarrer, Ledige und Verheiratete etc. reflektiert Hauser immer wieder pro Gegenstand die Qualität, die sich aus dieser Art »Ding« für die Menschen in ihrem Verhältnis zu sich selbst und zueinander ergibt. Sie interessiert sich dabei auch für die Veränderungen sowohl der Dinge als auch der davon mitveränderten Selbst- und

Fremdbeziehungen sowie für die – wandelbaren – Funktionen, mit denen die Dinge besetzt werden: An verschiedenen Stellen wird deshalb die Veränderung einer »Sache« zum Thema, die aus einem konkreten, alltäglichen »Gebrauchsgegenstand« ein soziales »Zeichen« von Status generiert (vgl. Hauser 1994: Klappentext).

Entscheidend bei all diesen Verknüpfungen, die Hauser pro Objekt erstellt, ist die Fokussierung und Zielrichtung ihres Forschungsinteresses: Die Autorin platziert im Zentrum immer den einzelnen Menschen und denkt von dort in alle möglichen Richtungen der Beziehungs- und Bedingungsfelder, die von ihm ausgehen sowie sie auch auf ihn zurückwirken. Das Leben erscheint dadurch primär als das einem einzelnen Menschen zugehörige, das aber in jeder Form und Art der Gestaltung sowie des Erlebens verbunden ist mit anderen Menschen, mit der Zeit, dem Raum, der natürlichen Umwelt und all den unterschiedlichsten Ausformungen, menschliche Praxis zu regeln, zu organisieren und mit Sinn aufzuladen. Das Individuum wird so zwar an sich denk-, aber nie als solches, als »Einzelnes« thematisierbar. Immer werden gleichzeitig mit dem Selbstverständnis eines Menschen auch dasjenige der ihn umgebenden Gruppe geschildert. Selbst-, Fremd- und Gruppenbezug definieren und präsentieren ein unauflösbares Geflecht jeder personalen Darstellung. In diesem Sinn gerät auch die menschliche Dimension seiner Körper- und Sinnlichkeit in den ForscherInnenblick: Das Interesse an jedem Menschen als Subjekt platziert diesen als Fixpunkt im Zentrum der Analyse, von dem im Folgenden die vielfältigen komplexen Relationierungen nachgezeichnet, gewichtet und interpretiert werden, in und aus denen sich das Menschsein überhaupt realisiert.

Sehr deutlich exemplifiziert wird diese volkskundliche Blickrichtung in Hausers Einbezug des Pietismus, um anhand des davon angeleiteten Normensystems das Vorhandensein bestimmter Dinge – z.B. von Büchern – in ländlichen Haushalten eines agrarisch geprägten Umfelds nachvollziehbar und verständlich zu machen. Hauser beschreibt die Funktionalisierung pietistischer Vorstellungen als Rechtfertigung und Begründung der je eigenen Lebensform:

»Eine Lebenswirklichkeit vieler Frauen war im 19. Jahrhundert die Unehelichkeit. Gerade durch die massiven Pauperisierungsentwicklungen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert waren besonders Frauen nicht in der Lage, die nötige materielle Grundlage zur Eheschließung aufzubringen. Hinzu kamen die Ehebeschränkungen von Seiten des Staates. Es ist auffallend, dass gerade ledige Frauen stark pietistisch ausgerichtet waren. Ledige Frauen waren so ganz wesentlich die Trägerinnen des organisierten Pietismus. Einmal versprach der Pietismus ihnen in der Ehe mit Gott die nicht sexuell befriedigte Er-

füllung und bot damit auch eine Legitimation dieser besonders im Agrarverband sanktionierten Lebensform. Zugleich wertete der Besitz von kulturellem Kapital in Form von Büchern die Position der Ledigen im Dorf auf.« (ebd.: 302)

In diesem kurzen Abschnitt scheint bereits die ganze Fülle von Bezügen und Bedingungen auf, innerhalb derer ein Mensch – hier als Frau – zu einem – sozial formierten – Verständnis und einer Positionierung seiner selbst gelangt.

Die Erforschung der »Sachkultur« erhält vor diesem diskursiv aufgezogenen Horizont die Funktion eines Schlüssels zur konkreten Lebenswirklichkeit von Menschen in ihrer je spezifischen Art der Vergesellschaftung: Über die »Dinge« gelingt der volkskundlich forschende Zugang zur Beschreibung, Analyse und Interpretation der gesellschaftlichen Ordnung in ihrer lokalen und historischen Spezifik. Die komplexe Verbindung von »Geschichte«, »Gesellschaft«, »Alltag«, »Dingen« und »Menschen« repliziert modellartig und authentisiert die komplexe Realität. Das Menschsein wird so für die LeserInnen erkennbar als Subjektivierung in der Gruppe und als Objektivierung durch die Gruppe. Das Subjekt des späten 20. Jahrhunderts – als dargestelltes und als im Lesen angesprochenes – lernt in dieser Weise von einer andauernden Aufmerksamkeit für die Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern, von (geschlechtlichen, sozialen und religiösen) Rollenzuschreibungen, von Ein- und Ausschließungen, die sowohl im historischen Exempel als auch beispielhaft für die eigene aktuelle gesellschaftliche Gegenwart gelesen werden können. Durch die »kulturwissenschaftliche« Relationierung des Menschen zu seinem mehrdimensionalen Umfeld wird erkennbar, wie scheinbar banale Gegenstände – »Spuckkästen« und »Waschschüsseln« – zu einem »intimisierten« Selbstverhältnis und einer Selbstwahrnehmung des Menschen als Subjekt führen.

Relationierungen: soziale Praxis und Gruppenverhältnisse – Die »Tasse«

»In der Ecke des Büros steht gurgelnd eine Kaffee-Maschine. Sie verbreitet den Duft von frischem Kaffee. Daneben ein Aschenbecher – halb voll. Eingehrahmt wird das Ganze von einigen leicht ramponierten Kaffeebechern, die deutlich die Spuren ihrer Nutzung tragen: Spuren vom täglichen Kampf um das Koffein.

Stumm warten sie auf ihren nächsten Einsatz in der Kaffeepause; *stumm* auch deshalb, weil nur wenige Tassen auf Anhieb etwas von der Bedeutung preisgeben, die sie im Laufe ihrer *Biographie* für ihre Besitzer erlangt haben;

stumm vielleicht aber auch, weil sie für ihre Benutzer rein zweckrationale Gefäß-Funktion besitzen...« (Henkel 1997: 226; Hervorhebungen i.O.).

Die Wahl der »Tasse« als Ausdruck der »Trinkkultur am Arbeitsplatz« ermöglicht Matthias Henkel, ein Studienprojekt, das er als Assistent im Sommersemester 1995 am »Seminar für Volkskunde« der Universität Göttingen mit dortigen Studierenden durchgeführt hat, am gleich darauffolgenden Kongress der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde« in Karlsruhe vorzustellen. »Symbole« in ihrer je unterschiedlichen Funktion, Konkretisierung, Instrumentalisierung und in ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung durch die »Volkskunde« – im Sinne einer »kritische[n] Auseinandersetzung mit der Geschichte der Symbolforschung und d[er] Wiederaneignung eines angestammten volkskundlichen Forschungsfeldes« (Symbole 1997) – bestimmten den großen thematischen Rahmen, innerhalb dessen »das Vorbereitungskomitee aus nahezu hundert Vortragsangeboten auswählen« konnte (ebd.). Nicht nur die volkskundlichen FachvertreterInnen fühlten sich angesprochen und aufgefordert, ihre Forschungen zur Diskussion zu stellen, sondern auch »bei den Vertreterinnen und Vertretern der Nachbardisziplinen [stieß die Beschreibung des Kongressthemas; se] auf ein überraschend starkes Echo« (ebd.).

Matthias Henkel gehörte mit seinem Beitrag zu den Ausgewählten und referierte seine Forschungsergebnisse in der Sektion der »Arbeitskulturen« (ebd., Inhaltsverzeichnis). Henkel beginnt seinen in der Kongresspublikation gedruckten Beitrag mit einem kleinen Einstiegsszenario, das den ZuhörerInnen ermöglicht – und sie gleichzeitig auffordert – sich in assoziativer Übernahme des Beschriebenen und in Ergänzung durch eigene, ähnliche Erfahrungen gedanklich in das von Henkel untersuchte Feld zu begeben. Direkt an seine eingangs zitierte kleine Alltags-skizze schließt Henkel seine Fragestellungen an, die er anhand des Kulturbegriffs entfaltet: Im Kontext der »traditionellen Sachkulturforschung« wird die Tasse mittels der Kriterien »Material, Form, Farbe und Dekor« (Henkel 1997: 226) zum Thema seiner Forschung: Eine Anmerkung erklärt die im folgenden eingehaltene Terminologie dieser Typisierung: Tasse in Anführungszeichen nimmt den Gegenstand als *pars pro toto* für das »gesamte Formenspektrum von Trinkgefäßen«; Tasse ohne Anführungszeichen bedeutet, dass Henkel »typologisch sauber zwischen Tasse und Becher« unterscheidet (ebd.); der Blick auf die »Trinkkultur« ermöglicht Henkel den Nachvollzug einer »Kulturgeschichte des ›bittersüßen Wohlgeschmacks‹« (ebd.); das Interesse an der »Trinkkultur« dagegen konzentriert sich auf »das ganze Spektrum von Handlung und Kommunikation von Mensch zu Mensch und von Mensch zu

Objekt«, weshalb »die verschiedenen Funktions- und Bedeutungsebenen untersucht [werden], die beim täglichen Umgang der Menschen miteinander und mit den Objekten zu berücksichtigen sind« (ebd.). Und last but not least markiert der »Arbeitsplatz [...] das Forschungsfeld, in dem die Untersuchung durchgeführt wurde« (ebd.: 227). Das Gegensatzpaar »privat« und »öffentlich« dient dabei als feinanalytisches Instrumentarium, »denn schließlich geht es um das private Trinkgeschirr am öffentlichen Arbeitsplatz« (ebd.). Die »Tasse« in ihrer Charakteristik und Qualität als Materialisierung von »Kultur« bildet im Sinne eines »Symptom[s] für soziale Situationen« (ebd.: 233) den Zugang zu Sinn und Bedeutung des eingangs geschilderten Szenarios. Das Ding an sich ist und bleibt zwar »stumm« (ebd.: 226); der Kulturbegriff allerdings bringt ihn zum Reden und entfaltet dessen »Biographie« (ebd.). Der kulturwissenschaftliche Forscher taucht hier in seiner Funktion nicht explizit auf, wird aber implizit als Vermittler zwischen »Sache« und »Sinn« positioniert.

Im analytischen Nachvollzug der Beziehungsnetze, in denen sich Menschen als handelnde Subjekte und erlebende Objekte befinden, stellt die Frage nach den Möglichkeiten von sozialer Praxis und bestimmten Gruppenverhältnissen ein basales Erkenntnisinteresse dar. Nach der Abhandlung seiner Quellenbasis, der analytischen Perspektivierungen – »Wer? Was? Wann?« (ebd.: 229) –, der »betriebliche[n] bzw. private[n] Handlungsmuster« (ebd.: 231), der qualitativen und quantitativen Unterscheidungen benutzter Trinkgefäße – »Tassen« oder »Tassen« und wie viele von welcher Art – sowie der erkennbaren »Bedeutungsebenen« (ebd.: 236), fasst Henkel konsequent diesem Grundsatz folgend seine wesentlichen Resultate am Ende seines Vortrags noch einmal in einer Schlusspassage zusammen:

»Die *Vielschichtigkeit der Botschaften und Bedeutungsmuster*, die mit privaten Tassen am Arbeitsplatz in Verbindung stehen, kann hier nur angerissen werden; sowohl selbstreflexive als auch demonstrative Elemente sind eindeutig nachweisbar. Die »Tasse« kann als fester *Bestandteil innerbetrieblicher Kommunikations-, Aneignungs- und Abgrenzungsprozesse* gewertet werden, da die Kollegen um die individuelle Wertigkeit des Gefäßes für die Besitzer wissen und diesen *erweiterten Intimbereich* in der Regel (durch die oben angesprochene Nutzungshemmung) auch beachten. Die Nutzung fremder »Tassen« kann jedoch, neben schlichter Nachlässigkeit auch andere Gründe haben. Bei dieser *willentlichen Nutzung* der fremden »Tasse« wird bewusst die *Verletzung des Intimbereiches* in Kauf genommen. Es bietet sich dadurch der *Anlass zu einer symbolischen Auseinandersetzung*. Der besondere Reiz dieser Art von Kommunikation besteht darin, dass sie einen Bereich betrifft, der die innerbetrieb-

liche Hierarchie nicht direkt tangiert – sozusagen also einen »Nebenkriegsschauplatz« darstellt.

Das gesamte Spektrum der beschriebenen Phänomene und der sich daraus in Wechselwirkungen ergebenden Bedeutungsebenen führt zu einer *symbolischen Überhöhung* des rein physiologisch motivierten Flüssigkeitsausgleiches. Diese Überhöhung dokumentiert sich einerseits in den *Handlungsmustern* – haben Sie schon einmal eine Bürogemeinschaft bei einer Kaffeepause gestört? – und andererseits in der bei diesen Handlungen zum Einsatz kommenden Sachkultur: den Tassen, Bechern etc.« (ebd.: 238f; Hervorhebungen i.O.)

Henkel verdichtet mit diesem Absatz seine vorhergehende Beschreibung von Arbeitsplatz, betrieblichem Arbeitsort, den sich dort aufhaltenden bzw. arbeitenden Menschen, der Art und Anzahl der Trinkgefäße, dem Zeitpunkt und der Zeitdauer der Tassennutzung, der verschiedenen Aktivitäten und Umgangsarten rund um die »Tasse«, indem er mit ihnen eine ganze Reihe von Themen abhandelt. Ihm geht es darum, in und anhand der »Tasse« die Dimensionen der persönlichen und zwischenmenschlichen Zeichensetzungen und Bedeutungsproduktionen, der im Kontext von Arbeit sich einstellenden Kommunikations-, Aneignungs- und Abgrenzungsprozesse, der Verteidigung und Verletzung von Intimität bzw. Öffentlichkeit, der Freiwilligkeit, Intentionalität und Behinderung von Handlungen, sowie der damit verbundenen Konflikte, Auseinandersetzungen und symbolischen Austragungsformen sichtbar zu machen. Er zeichnet das Verhältnis zwischen dem Subjekt als soziales Individuum und der Gruppe als kollektiver Umgebung in Bildern von (schweren) Konflikten – auf dem betrieblichen »Nebenkriegsschauplatz« – von komplexen Verknüpfungen aus Struktur und Zeichenhaftigkeit sowie von ständiger, dynamischer Veränderung – die tägliche Kaffeepause am Arbeitsplatz als »Anlass zu einer symbolischen Auseinandersetzung« (ebd.). Seine Wahl der Begriffe konzentriert sich entsprechend auf solche, die »Kommunikation«, »Aneignung«, »Abgrenzung«, Prozessualität und Zeichensetzung gleichzeitig benennen und analytisch qualifizieren. Auch auf der sprachlich-stilistischen Ebene evoziert Henkel die – analytisch durchdringbare – Komplexität von alltäglichen, banal erscheinenden Praktiken, wenn ein »Kulturwissenschaftler« sich deren repräsentativer Interpretation annimmt: Henkel kombiniert eine alltagsnah gehaltene Sprache mit einer stark abstrahierten Darstellung. Der eingangs evozierte Kaffee aus der »gurglenden Kaffeemaschine« wird deshalb in Henkels Funktionsanalyse des Kaffeetrinkens am Arbeitsplatz zum zweckrationalen, »rein physiologisch motivierten Flüssigkeitsausgleich« (ebd.: 239).

Die Kontrastierung der Alltagssphäre mit ihrer wissenschaftlichen Reflexion durch den starken sprachlichen Kontrast aus essayistischer, alltagsnaher Situationsbeschreibung und analytisch abstrahierter Interpretation, die in ausgesprochen alltagsferner Begrifflichkeit ausgedrückt wird, stellt den Unterschied zwischen der erlebten Wirklichkeit und der sich davon absetzenden Reflexion deutlich heraus. Diese Betonung macht nicht nur die analytisch herausgearbeiteten Bedeutungsschichten sichtbar, sondern sie zeigt ebenso klar die Notwendigkeit »kulturwissenschaftlicher« Kompetenz und Expertise auf, um diese Verallgemeinerung und Verstehensleistung erbringen zu können. Ebenso stark vermittelt die direkte Ansprache des Publikums diesem den Eindruck, dass es sich in der Darstellung von Henkels untersuchten Personen mit großer Wahrscheinlichkeit wiedererkennen wird, womit der Autor seine analytischen Ergebnisse dem Publikum – sowohl zur Überprüfung wie auch zur reflexiven Übernahme – selbst in die Hand gibt. Die konkrete Bewusstmachung des – überall und täglich wirkenden – gesellschaftlichen Ordnungsgeflechts, dessen Organisation und Funktionsweise stellt eine Parallelität zwischen dem aktuellen Publikum und den beschriebenen Personen vor, indem beide als soziale AkteurInnen innerhalb der analytisch transparent gemachten Gesellschaft angesprochen werden. Auf diese Weise bietet Henkel seinen ZuhörerInnen (und LeserInnen) das Material für die Reflexion der je eigenen sozialen Praxis und vermittelt darin gleichzeitig das Verständnis, dass das eigene Handeln und damit auch das der eigenen sozialen Umgebung – und letztlich sogar das der Gesellschaft – der potentiellen eigenen (individuellen) Bearbeitbarkeit unterliegt.

Im Zentrum seiner Darstellung platziert Henkel die »Tasse«; im Zentrum des fachlichen Interesses, das in der rhetorisch einprägsamen Schlussplatzierung als »kulturwissenschaftliche« Erkenntnis expliziert wird (ebd.: 239), steht der menschliche im Sinne von persönliche, subjektive, emotionale, kommunikative, symbolisierende, sich ein-, aus- oder abgrenzende »Umgang« mit der »Tasse«; das heißt, alle vorhergehenden Äußerungen über die Tasse kulminieren am Schluss in der »kulturwissenschaftlichen« Aussage über die soziale Komplexität aus allen möglichen Beziehungen, die sich vom Mensch zur »Tasse« und mittels der »Tasse« in einem spezifischen Kontext – hier dem der Lohnarbeit in einer Firma – herstellen lassen. Die (persönliche) »Tasse« am Arbeitsplatz symbolisiert und materialisiert die betriebliche Corporate Identity, den stillen Protest gegen die Uniformität moderner Büroausstattungen, die Möglichkeit, sich gegenüber den Arbeitskollegen abzugrenzen und das Instrument zur (gegenseitigen) sozialen Kontrolle. Mit dieser gleichzeitigen Zentralisierung des Menschen als Subjekt und der Evokation

der ihn umgebenden gesellschaftlichen Komplexität stellt Henkel eine direkte, in situ vorgenommene Relationierung der Menschen – als von ihm Untersuchte und von ihm Angesprochene – in ihrer alltäglichen Praxis mit den sie umgebenden und prägenden, gesellschaftlich normierten Gruppenverhältnissen dar.

Relationierungen: Werte, Normen und Sozialisierung – Der »Lippenstift«

»Welche Geschichte erzählt der Lippenstift, [...] den [Frauen; se] als unentbehrliches Requisit in ihren Handtaschen ungesehen am Körper tragen, den sie aber auch öffentlich über ihre Lippen führen? Warum ist der Blick von anderen gebannt, wenn sich eine Frau mit dem Lippenstift über den Mund fährt? Welche symbolischen Bedeutungen, welche Phantasien und Ängste, welche Ambivalenzen sind mit diesem Alltagsding verknüpft?« (Gieske 1996: 7)

Anhand des heutzutage eindeutig weiblich konnotierten und scheinbar eindeutig funktionalen Gegenstands des Lippenstifts stellen sich Sabine Gieske und die, in dem von ihr edierten Artikelbändchen zum »Lippenstift. Ein kulturhistorischer Streifzug über den Mund« (Gieske 1996) versammelten AutorInnen die Frage nach dieser Eindeutigkeit: Ist der Lippenstift wirklich nur weibliches Utensil? Und: War er das schon immer?

In ihrer einleitenden Annäherung an den fragwürdig gemachten Gegenstand blickt Sabine Gieske erst einmal zurück:

»Auffällig ist, dass in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Diskurs über das Schminken einsetzt. In dieser Zeit, in der sich traditionell-feudale Verhältnisse auflösen und sich die bürgerliche Gesellschaft entwickelt, gerät der »eitle Putz« ins Kreuzfeuer der Kritik. Es sind vor allem gesundheitliche und moralisierende Argumente, die von bürgerlich-aufklärerischer Seite genannt werden, um das Schminken zu unterbinden.« (ebd.: 8f)

Die öffentliche Diskussion, die geäußerte Kritik, der Versuch der Unterbindung machen aus heutiger Sicht stutzig:

»Warum aber, das scheint eine berechtigte Frage, wird das Schminken nun so vehement kritisiert, warum wird an die Reinlichkeit und Gesundheit des Körpers appelliert? Möglicherweise sind diese aufklärerischen Debatten über Schönheit deshalb von zentraler Bedeutung, weil sie zunächst einmal zur Abgrenzung des aufstrebenden Bürgertums und zur Abwertung des Adels dienen. Um sich von feudalen Verhältnissen zu verabschieden und die sich entwickelnde bürgerliche Gesellschaft mit neuen Formen des Arbeitens und Le-

bens, mit neuen sozialen Verbindungen und kulturellen Erscheinungen zu legitimieren, muss diese, die bürgerliche Gesellschaft, neue Wertvorstellungen und Ideale schaffen. Sie sichern das Neue ab. Die Kritik am Schminken richtet sich gegen (aristokratische) Maskerade, gegen Künstlichkeit und Unnatürlichkeit, gegen Affektiertheit und Verschwendung. Sie geht einher mit einem neuen bürgerlichen Körperverständnis, das auf Gesundheit, Leistungsfähigkeit, auf Nützlichkeit und Disziplinierung ausgerichtet ist. Im Laufe des 18./19. Jahrhunderts wird der Körper naturwissenschaftlich immer weiter erforscht, er wird beobachtet, vermessen und kontrolliert. Vor allem seine Sexualität wird zu einem öffentlichen Problem, zu einer Gefahr, die bekämpft werden muss.« (ebd.: 11)

Und was, stellt sich die Autorin dann die Frage, sind die Konsequenzen aus dieser diskursiven Disziplinierung? Mit dem Blick auf die neue soziale Ordnung, die das Bürgertum zu etablieren weiß, macht die soziale Bewertung und Normierung des Schminkens vieles erkennbar, was das Handlungs- und Möglichkeitsfeld der Menschen strukturiert:

»Damit ist das Schminken nicht nur unpopulärer geworden, es dient nun auch zur Abgrenzung der Geschlechter. Die bewusste körperliche Selbstinszenierung verliert für bürgerliche Männer Ende des 18. Jahrhunderts an Bedeutung, mehr noch, der Einsatz von Schminke ist für den bürgerlichen Mann unvorstellbar – die Schminke wird zum Zeichen einer neuen Geschlechterordnung. Mode, Eitelkeit und Luxus werden ab dem späten 18. Jahrhundert zum Symbol für ›Weiblichkeit‹. Damit haben bürgerliche Frauen viel mit dem entmachteten Adel gemeinsam; beide betonen den Körper, was der bürgerliche Mann zu vermeiden weiß [...]« (ebd.: 12).

Die neue Ordnung der Geschlechter impliziert, formuliert und implementiert im folgenden eine ganz bestimmte Rolle für die Frau:

»Die bürgerliche Frau muss von anderen begehrt werden, muss reizvoll und verführerisch sein [...]. Zwar darf sie ihre Reize einsetzen, aber sie muss tugendhaft bleiben. Diese bürgerliche Frau birgt, anders als die adlige Mätresse, bspw. keine Gefahr mehr in Hinblick auf Günstlingswirtschaft oder Intrigen in sich. Die erotische Macht von Frauen, nämlich begehrt zu werden, verführerisch zu sein und sich verführen zu lassen, wird im Laufe des 18./19. Jahrhunderts entaristokratisiert und verhäuslicht. Vielleicht ist es kein Zufall, dass gerade zu der Zeit, als diese erotische Macht von Frauen endlich gebannt zu sein scheint, die Geburtsstunde des modernen Lippenstifts schlägt.« (ebd.: 12f)

Viel mehr als über das Schminken selbst, seine unterschiedlichen Instrumente, deren Materialität und konkrete Funktion berichtet Gieske von der staatlichen und produktionstechnischen Verfassung der Gesellschaft

in Europa seit dem 17. und 18. Jahrhundert. Sie beschreibt die unterschiedlichen Diskussionsstränge in ihrer Argumentation und Zielrichtung, die sich damals mit dem Schminken beschäftigten. Statt von Farben spricht Gieske vom Körper als ideelles Konstrukt; statt über Puder referiert sie die Hygiene- und Gesundheitsanweisungen aufklärerischer Autoren; statt von der Art und Weise, das Gesicht zu bemalen, spricht sie von ein-, aus- und abgrenzenden Ordnungen zwischen Klassen und Geschlechtern. Über Schminke, Pinsel, Farben und Formgebungen, über die Herstellung, die Produktionsorte und -techniken, über das Material, seine Gewinnung und Verarbeitung erfahren wir bei Gieske nichts. Sie interessiert sich vielmehr für die je zeitgenössischen Bewertungen, die über das Schminken geäußert wurden; für die historischen Entwicklungen der gesellschaftlichen Ordnung und Hierarchie; für die Legitimationsmittel des aufstrebenden Bürgertums, sich gegen den Adel durchzusetzen und neue gesellschaftliche Strukturen, neue Formen des Arbeitens und Lebens, neue Klassen- und Geschlechterverhältnisse, neue Wertvorstellungen und Ideale einzuführen. Sie bringt das bürgerliche Körperverständnis in einen kausalen Zusammenhang mit der zeitgenössischen (natur-)wissenschaftlichen Praxis. Sie sieht den Umgang mit Sexualität und Erotik normiert von sozialen Vorstellungen. Sie stellt die körperliche Selbstinszenierung in den Zusammenhang von unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollen, gesellschaftlicher Macht, von Öffentlichkeit und Privatheit. Und sie deutet den Lippenstift, seine schminktechnische Innovation als Zeichen wesentlicher sozialer Veränderungen, auf die sich die verschiedenen AutorInnen des Bandes in ihren ganz unterschiedlichen Themenstellungen konzentrieren werden (ebd.: 7).

Trotz der sprachlich wenig abstrahierten Begriffswahlen, die nah an der alltäglichen Sprachpraxis bleiben, und der damit verbundenen, gängigen Schreibweise, wird in Gieskes Einleitung schnell ersichtlich, dass der Lippenstift nicht im Zentrum ihres Erkenntnisinteresses steht, sondern dass er Wegweiser, Schlüssel und Dekodierungsinstrument für das darüber hinausgehende Erkenntnisziel darstellt. Die Autorin will wissen, von welcher sozialen Klasse und in welchem historisch-wirtschaftlichen Zusammenhang die Mittel für eine Veralltäglichung gesellschaftlicher Grenzen, Entaristokratisierung und Verhäuslichung erfunden, eingesetzt und wirksam wurden. Gefahren, Intrigen und Macht bestimmen dabei wesentliche Erkenntniskriterien, um das ganze Zusammenspiel von Menschen, Vorstellungen, Rechten und Pflichten, wirtschaftlicher Produktion und alltäglichen, kleinsten Verrichtungen – das Nachzeichnen der Lippen mit Farbe – in seiner sozialen Funktion und Dynamik zu verstehen.

Antworten auf ihre eingangs gestellte Frage nach den Gründen für die vielfältigen »Symbolisierungen«, die »subjektiv-persönlichen Phantasien«, »Ängste« und »Ambivalenzen«, die sich mit dem »Alltagsobjekt« Lippenstift verbinden, findet Gieske in der Geschichte des Schminkens als *soziale Praxis*, die in einem komplexen Bedingungsfeld steht. Antwort ist ihr aber nicht nur das inhaltliche Wissen und das Verstehen von komplexen Zusammenhängen, das sie anhand ihres »kulturwissenschaftlichen« Instrumentariums hervorbringt und vermittelt, sondern auch die Konsequenzen, die sich aus der soziohistorischen Dynamik und Entwicklung ergeben, bestimmen den Wert und die Aussagekraft ihrer Antworten: Wenn der Blick zurück die Interessenbedingtheit und sozial motivierten Machtansprüche enthüllt, dann öffnet der Blick in die Zukunft (möglicherweise) befreiende Potentiale zur gesellschaftlichen Umgestaltung (ebd.: 14).

Die Betonung dieses Blicks in eine gesellschaftliche Zukunft verdichtet sich durch einen im Text unkommentierten Anhang mit Abbildungen von physiognomischen Studien aus dem 18. Jahrhundert und von deren weitergeführter, instrumentalisierender Ideologisierung im Nationalsozialismus des 20. Jahrhunderts (ebd.: 15ff). Die in ihrer Unkommentiertheit scheinbar unscheinbare Illustrierung der (vor-)wissenschaftlichen Interessen am menschlichen Körper, deren Effekt – der physischen Vernichtung »unwerten Lebens« im Dritten Reich – zum spätmodernen (deutschsprachigen) Allgemeinwissen gehört, spezifiziert das »kulturwissenschaftliche« Arbeiten und Wissen, das Sabine Gieske in ihrer Einleitung manifestiert, in diskursiv absichtsvoller Weise: Im Zentrum des Interesses steht der Mensch als Subjekt und Objekt von sozialer Ordnung, die sich in staatlicher Struktur verfestigt und damit Macht *und* Struktur gewinnt. Die Perspektivierung des Menschen und seines bedingend-bedingten Verhältnisses zur organisierten Gesellschaft zeigt die soziale Ordnung als Aushandlungsobjekt, als tradiertes Produkt und als gemeinschaftliches Regulierungsinstrument. Der Einbezug produktiver wie destruktiver Potentiale der komplex vor sich gehenden Vergemeinschaftung, die in ihrer zerstörerischen Kraft anhand der nationalsozialistischen Erb- und Rassenlehre eindrücklich vor Augen geführt ist, dient als Mahnung und Mahnmal für die soziale Verantwortung, die mit der wissenschaftlichen Gegenstands konstruktion verknüpft ist. Die Konterkarierung und Kontrastierung des gesellschaftlich visionären Schlusses von Gieskes Text, der auf die Potentiale und Widerstandsmöglichkeiten für eine subjektiv lebbare und lebenswerte Gesellschaft hinweist, mit den als destruktiv und todbringend eingeordneten Physiognomiestudien im Anhang funktionieren als diskursive Instrumente, die das kulturwissenschaftlich gezeichnete Bild von gesellschaft-

licher Ordnung in verstärkter Weise einschreiben und positionieren. Mit der Gegenüberstellung von staatlich implementierter Physiognomiegläubigkeit und kulturwissenschaftlich entworfener Gesellschaftsvision – als polare Gegensätze – überträgt sich vice versa die Normativität des historischen Staatmodells auf die kulturwissenschaftliche Version des gesellschaftlichen Lebens und ihrer Ordnung und stabilisiert diese mit einer quasi staatlichen Qualität. Die Inverhältnissetzung des Menschen – als Frau und als Mann – zu seinem gesellschaftlichen Kontext anhand des alltäglichen Gegenstands, diskursiviert den Lippenstift auf eindruckliche Weise als Beispiel und Instrument für soziale Wertsetzungen, Normierungen und sozialisierende Einordnung.

Relationierungen: Mensch und Natur – die »Banane«

»Sachen sind, nach der Definition Hans Lindes, vom Menschen gefertigte Objekte. Sie sind absichtsvoll geschaffen und unterscheiden sich so von den naturgegebenen Dingen. In Sachen ist die naturhaft vorgegebene Materie gemäß der Bedürfnisstruktur des Menschen bearbeitet. Sachen sind Artefakte. Sie sind so in doppelter Weise auf den Menschen bezogen – durch ihre Herstellung und durch ihre Verwendung, deren Subjekte identisch oder unterschiedlich sein können.« (Korff 1999: 278)

Abstrahiert und knapp formuliert Gottfried Korff – mit Bezug auf den Soziologen Hans Linde – die Differenzen setzende und Verhältnisse beschreibende Definition von »Sachen«. Diese Sachdefinition, der sich Korff in seinem Beitrag zur Festschrift widmet, die Klaus Beitzl zu Ehren entstanden ist – dem ehemaligen Direktor des »Österreichischen Museums für Volkskunde« in Wien –, ist durch eine grundlegende Irritation von Seiten Korffs motiviert. Er stellt sich und dem gemeinsamen Fach – Klaus Beitzls, Korffs und allen anderen FestschriftautorInnen – die verwunderte Frage, warum das Mensch-Ding-Verhältnis trotz seiner fundamentalen Bedeutung für den Menschen in seinem Leben und Erleben bisher »kulturwissenschaftlich« nicht stärker thematisiert und theoretisiert worden ist: Menschsein steht – so beginnt Korff mit dem oben zitierten Statement seine Überlegungen – in seiner ganzen sozialen Einbindung und Ausrichtung in einem primär nicht-sozialen Kontext. Raum, Zeit, Materie und Natur bilden physische Konstanten, denen der Mensch jeden Tag im Vollzug seines Lebens gegenübersteht. Sobald er sie in die Hand nimmt, ihnen gegenübertritt, sich mit ihnen beschäftigt und sich in ein Verhältnis zu ihnen setzt, verändert sich allerdings ihre Qualität.

Vor dem Hintergrund eines »Kultur«- und Fachverständnisses, das Mensch, Gesellschaft und Geschichte in die Mitte seiner Forschung stellt und gleichzeitig die Erforschung materieller »Kultur« als das Kennzeichen, die Tradition und Stärke der Disziplin versteht, befremdet Korff die – aus seiner Sicht erkennbare – wissenschaftliche »Sachabstinenz« und die »Diskrepanz zwischen dem Maß, wie Sachen und Dinge auf unser Leben einwirken, und dem Maß, wie sie Widerhall in der kulturwissenschaftlichen Forschung gefunden haben« doch sehr (ebd.: 274). Nach einem kurzen *tour d’horizon* durch diese fachlichen Abstinenzen konzentriert sich Korff seinerseits auf die Darstellung, Charakterisierung und Qualifizierung des Mensch-Ding-Komplexes. Das heißt unter anderem:

»Sachen haben keine automatischen Eigenqualitäten, weder von der Form noch vom Material her. Das Tischlein-deck-Dich gibt es nur im Märchen. Nicht nur sachliche Qualitäten, sondern Objektrelationen einerseits, der Verwendungszweck andererseits bestimmen die Funktionen von Sachen. Die Bedeutung der Sache konstituiert sich vor allem in Handlungssystemen, ist zuweilen aber auch abhängig von disparaten Objektkonnotationen. Die Banane ist ein aktuelles Beispiel dafür. Aufgrund ihrer materiellen Besonderheiten ist sie seit Beginn dieses Jahrhunderts ein in Europa wegen ihrer Vitaminhaltigkeit und ihres Kalorienreichtums beliebtes Nahrungsmittel, von Ärzten und Ernährungswissenschaftlern nachdrücklich empfohlen und in den zwanziger Jahren massenhaft als Unterschichtsspeise eingesetzt. Die durch die freie Verfügbarkeit mögliche Veralltäglicung und Ent-Exotisierung wird in den zwanziger Jahren konterkariert durch Josefine Bakers Bananentanz und eine damit verbundene künstliche, massenkulturell wirksame Re-Exotisierung. Nach dem Zweiten Weltkrieg erreicht Deutschland den höchsten Pro-Kopf-Verbrauch an Bananen (1973: 10.9 kg, pro Jahr), wobei durch die Zweistaatlichkeit nur der marktwirtschaftlich ausgerichtete Teil in die Gunst des massenhaften Konsums kam, was bewirkte, dass 1989 die Banane zum Realsymbol bundesrepublikanischer Sachkultur und mangelwirtschaftlicher Begehrlichkeit in der DDR wurde – und in dieser Bedeutung schließlich auch zum stehenden Motiv politischer Witze und sogar zum Gegenstand der Wahlanalyse.« (ebd.: 284)

Trotz der Relevanz und Vielfältigkeit von sachsymbolischer Analyse und Einordnung führt Korff im Folgenden seiner Ausführungen ein groß zu schreibendes »aber« ein:

»Der Vergleich der emotional-symbolischen Bedeutungen von Sachen in Knappheits- und Überfluggesellschaften soll kein Hinweis auf eine historische Konstanz von Dingen sein. Die Unterschiede sind zu deutlich, als dass

von einer gleichbleibenden oder sich jeweils nur geringfügig modifizierenden Beziehung Mensch – Ding die Rede sein könnte.« (ebd.: 288)

Diese als Axiom kulturwissenschaftlicher Forschung platzierte Aussage dokumentiert Korff anhand der Qualität, die die Dinge nach ihrer explosionsartigen Vervielfältigung in den spätmodernen westlichen Gesellschaften erhalten haben:

»Die Beziehung zu den Sachen, zu den in großer Fülle vorhandenen Einzelsachen, scheint an Komplexität verloren zu haben. Mit der Differenzierung der Sachkultur korrespondiert eine Entdifferenzierung der Verhaltenskultur – jedenfalls was die Beziehung zu den einzelnen Objekten anbelangt. Jean Baudrillard spricht davon, dass die Gegenstände immer differenzierter, unsere Gesten dagegen immer einfacher werden: Einfache Handbewegungen sind anstelle umständlicher Hantierungsverfahren getreten. Die Technik, die hinter der kleinen Geste steht, ist freilich um vieles komplizierter als die alten Prozeduren. Neben diesen direkten Auswirkungen der Sachkultur wird man mit umfassenden Änderungen der Struktur der Wahrnehmung und Erfahrung rechnen müssen.« (ebd.: 289)

Mit Beispielen wie demjenigen der Banane, das einen natürlichen Gegenstand nicht nur in der Befriedigung menschlich-physischer Bedürfnisse zur »Sache« macht, sondern auch die Bedeutungsvielschichtigkeit im Verhältnis zwischen Menschen und Dingen sichtbar werden lässt – indem Korff detaillreich nachweist, welche Funktionalität als Unterschichtsspeise, welche Objektivierung als Gegenstand sozialhygienischer Bemühungen, welche Umfunktionierung zum Unterhaltungssphänum und zum tabubrechenden Instrument durch Josefine Baker und welche symbolische Kraft für den Kampf um das bessere Gesellschaftssystem die Banane im Lauf der Zeit entfalten kann –, reproduziert Korff Abschnitt für Abschnitt seine Reflexion über den Zusammenhang und die Relationierung vom Mensch zum Ding. In immer wieder neuen Anläufen formuliert Korff das Verhältnis und dessen Qualität, das »Sachen« als dem Menschen Gegenüberstehendes hervorbringen. In theoretischer Anlehnung an andere Denkerinnen und Denker der »Dinge« bestimmt er deren menschliche und soziale Wertigkeit: Sie – die »Dinge« – sind aus anderem Stoff als der Mensch selbst und schon dadurch ein »objektives« Gegenüber. Sie verändern sich selbst nicht und strukturieren so die Zeit für den Menschen. Diese Strukturierung ist doppelter Natur: Die »Dinge« bieten dem Menschen Stabilität innerhalb der Dynamik von Praxis und Emotion. Und sie bieten Stabilität in der Zeit durch Tradition, indem sie die Muster, wie mit ihnen die Welt gesehen, gefühlt und bearbeitet werden kann, auch an die jüngeren Generationen weiter-

geben. Entscheidend an dem Verhältnis ist, dass der Mensch selbst – in eigener »Intention und Aktivität« (ebd.: 279) – die »Dinge« geschaffen hat. Dadurch prägen sie, wie sie selbst geprägt worden sind. In ihnen stecken Handlungsanleitungen, die in ihrem Weiterbestehen und in ihrer Weitergabe an andere Menschen den gesamten gemeinsamen, sozialen Zusammenhang mitdefinieren (ebd.).

Korff bezieht in seiner Theoretisierung die materiell-physische Struktur von »Sachen«, ihre Evidenz und zeitliche Konstanz auf ihre Potenz zur Kontinuierung von menschlichen Erfahrungen, Handlungen, intergenerativ sich wiederholenden Wahrnehmungen und Hantierungsweisen. Und er verortet diese Möglichkeitsstruktur in einer historisch spezifizierten, qualitativ je unterschiedlichen Gesellschaft. Korffs Begrifflichkeit, die auf die analytische Systematisierung, Charakterisierung, Kategorisierung, Kontextualisierung und Interpretation des Mensch-Ding-Verhältnisses zielt, verrät das zentrale volkscundliche Erkenntnisinteresse. Wie bei Hauser explizit und mehrfach eingeschrieben fungieren auch bei Korff die »Dinge« als Zugang zu Beziehungsverhältnissen: Die Dinge sind einerseits Medien der Realitätserfahrung für den Menschen und andererseits sind sie faktische Gegebenheiten des Lebens. Sie vermitteln Erfahrungen und sind selbst Materie. Medium und Faktum fallen im Ding in eins. Variantenreich, aber dicht komprimiert diskutiert Korff auf über elf Seiten die verschiedensten Aspekte, die das Mensch-Ding-Verhältnis dokumentieren, analysieren und interpretieren lassen. Unter der Perspektive der »Funktionalität« veranschaulicht er, wie Dinge die Aufgabe des Symbols, Instruments, der class- und gender-Produktion sowie die Rolle von affektiven Beziehungen einnehmen können (ebd.: 282ff). Die »Temporalität« wiederum ist das Stichwort, um darauf aufmerksam zu machen, dass erstens die Zeit als Wandel der Dinge selbst beschreib- und bedenkbar ist, und zweitens den Wandel des Verhältnisses zwischen Ding und Mensch erfasst (ebd.: 289f). Die Theoretisierung der »Sachkultur« geht immer von dem Beziehungsverhältnis aus, das zwischen Menschen und »Sachen« besteht. Die »Sachen« allein interessieren (Korff) nicht; es geht um sach-anthropologische »Kultur«-Theorie.

Die sozialanthropologische Kontextualisierung steht in all diesen Reflexionen zwar im Zentrum der Denkarbeit, sie bildet aber nicht das diskursive Ziel der von Korff angestrebten »kulturwissenschaftlichen« Überlegungen. Vielmehr geht es in seiner volkscundlichen Wissensarbeit um die Zeichnung eines Bilds vom Menschen, das die gesellschaftliche Einbettung des Menschen als dessen empirisch-realen Zustand darstellt und an dem abgelesen werden kann, wie das Menschsein sich in Form unterschiedlichster Ausgestaltungen formiert. Ins Zentrum

der Gegenstandskonstruktion von Gesellschaft wird zu deren Profilierung die theoretisierte Konturierung des gesellschaftlich eingebundenen Menschen gesetzt. Dementsprechend dient die kulturwissenschaftlich viel zitierte Philosophin Hannah Arendt als theoretische Inspiration und als Fundierung für die abstrahierten Überlegungen zur Mensch-Ding-Beziehung, die Korff in konsequent positiv gezeichneter Anlehnung an die Philosophin (ebenfalls) als »Objekt-Anthropologie« qualifiziert (ebd.: 278f). Damit markiert Korff – dem (fach-)wissenschaftlichen wie allgemein interessierten Publikum – die wissenschaftliche wie gesellschaftliche Zielorientierung als auch das theoretische Niveau seiner vorgetragenen Reflexionsarbeit: Das Individuum wird hier als komplex handelndes Wesen vorgestellt, das sich in einem ebenso komplexen – weil materiell bedingten und bedingenden – Umfeld vergesellschaftet bzw. vergesellschaftet wird. Die menschlichen Handlungskompetenzen und -potentiale entstehen – in volkscundlich-kulturwissenschaftlicher Konzeptualisierung – aus dem (möglichst weit reichenden und tief gehenden) Verstehen der je eigenen Umwelt sowie der eigenen Positionierung und Bedingtheit (und damit auch der von anderen). Jede analytische Darstellung menschlicher Existenz – wie Korff sie in seinem Festschriftbeitrag liefert – oszilliert damit immer zwischen repräsentierender Transparenz von Wirklichkeit und handlungsanleitender wie handlungsbevollmächtigender Präsentation der vielschichtigen Möglichkeiten für die aktuell lebenden (und lesenden) Menschen.

In Korrespondenz zur theorieorientierten Zielsetzung, die der »kulturwissenschaftlichen« Autorisierung der formulierten Handlungsanleitungen dient, ist der Duktus des Artikels gleichzeitig theoretisch dicht sowie inhaltlich erfahrungsnah und konkret gehalten. In dem Aufsatz finden sich viele Forschungsverweise und Bezüge auf bestehende Resultate aus anderen Disziplinen. Korff verknüpft die disziplinär unterschiedlichsten, vorwiegend theoretisch und anthropologisch ausgerichteten Forschungsbeiträge aus den Bereichen der Kulturphilosophie, der (Sozial- und ökologischen) Psychologie, der Kunst- und Designwissenschaft, der Soziologie, Geschichtswissenschaft und Ethnologie mit solchen aus der Volkskunde. Die Pointe der Verknüpfung liegt darin, dass die Philosophie, Psychologie und Kunstwissenschaft mit ihrer zur Generalisierung und starken Abstraktion tendierenden Forschung die Funktion der legitimatorischen Fundierung des kulturwissenschaftlich-sachanthropologischen Theorieprojekts übernehmen. Auf diesem interdisziplinär wissenschaftlichen Fundament werden dann die empirisch dicht beschriebenen Beispiele hinsichtlich der darin sichtbar gemachten – anhand der Banane historisch, gesellschaftlich und geographisch unterschiedlich konkretisierten – Lebensweisen in einer anthropologisch

ausgerichteten Weise interpretiert; und zwar mithilfe der soziologischen, geschichts- und ethnowissenschaftlichen Detailstudien, die hinreichenden Vergleich- und Belegmaterial bieten.

Profilierung: Gesellschaft als differenzierte Integration – »Vielfalt kann ja nichts schaden«

»Während unseres ersten Gesprächs am Telefon bemerkte Herr E., in seiner Wohnung gäbe es nicht viel ›Typisches‹, da er nicht sehr traditionsbewusst sei. Diese Äußerung scheint in offenkundigem Widerspruch zu stehen zu der großen Anzahl von siebenbürgischen und rumänischen Objekten, die die Wohnungsdekoration der E.'s dominieren.

Für Alfred E.'s Äußerung gibt es verschiedene Gründe. Zum einen scheint sein Bewusstsein für die Dinge, die ihn umgeben, geringer ausgeprägt zu sein als bei seiner Frau. Von ihr kamen meist detailliertere Hinweise und Angaben zu den einzelnen Gegenständen. Aber auch sie war nach der Begehung des Erdgeschosses über die große Anzahl der Objekte aus Rumänien erstaunt.

Frau E.: »Ist doch mehr als man denkt, ne?«

Herr E.: »Man nimmt das nicht mehr so wahr, wenn man täglich damit umgeht.«

Frau E.: »Ja, weil es einem vertraut ist.«

Im täglichen Umgang werden die Objekte von ihnen als persönliche Dinge empfunden, die sich – wie bei anderen Leuten auch – im Laufe der Lebensgeschichte und durch Geschmacksentscheidungen angesammelt haben. Als Aushängeschilder ihrer Ethnizität werden die rumänischen und siebenbürgisch-sächsischen Dinge von ihnen nicht betrachtet.

Herr E. betonte während des Gesprächs mehrfach, dass seine Frau und er keine Abbildungen siebenbürgischer Orte und Kirchen in ihrer Wohnung ausstellen. Zudem entsprächen auch die vielen rumänischen und ungarischen Gegenstände nicht seiner Vorstellung eines ›typisch‹ siebenbürgisch-sächsischen Wohnraumschmucks. Er betonte, dass er sich in der Auswahl von Einrichtung und Wohndekoration von seinem persönlichen Geschmack leiten lasse und nicht von dem Wunsch, siebenbürgischen Traditionen zu entsprechen:

»Ich kaufe mir was Funktionales, und wenn ich das bekomme, was mich an zu Hause erinnert, dann wenn es hinpasst, stelle ich's mir auf. Aber Aufstellen, nur damit es da ist, weil es [...] von zu Hause ist, das ist mir nicht wichtig. Wenn es mir gefällt, und ich meine Freude daran hab, dann stell ich's hin. [...] Aber] das muss nicht zwingend sein, um nun zu demonstrieren, ich komme aus Siebenbürgen.« [Auslassungen i.O.]

Auch seine Frau möchte ihre Wohnung nicht willkürlich mit siebenbürgischen Attributen ausstatten, die nicht im Einklang mit ihrer Lebensgeschichte stehen, wie etwa Holzstühle in der Küche. Sie betont jedoch stärker als ihr Mann, dass ihr Geschmack ebenso wie ihre Identität durch ihre Herkunft geprägt ist. Da-

her ist sie der Meinung, dass Wohnungen von Siebenbürger Sachsen durchaus anders aussehen sollten als Wohnungen von Bundesdeutschen:

»Es ist eine andere Identität. Wir haben eine andere Sprache, man hört es uns an der Sprache an, wir haben in gewissem Sinne eine andere Verhaltensweise, wir haben in vielerlei Hinsicht eine andere Denkweise, weil wir so viele hundert Jahre in der Diaspora gelebt haben, und weil gewisse Dinge sich eben so entwickelt haben, und warum soll ich das verleugnen? Warum soll man das nicht, so wie man es an meiner Sprache erkennt, kann man es auch an meinem Wohnraum erkennen. Ich stehe dazu. Ich habe nie versucht, meine Identität zu verleugnen oder irgendwie mich übertrieben anzupassen, zu sagen, ich will sein wie die anderen. Das will ich nicht!«

Der Zusammenhang zwischen der Gestaltung des Wohnraums und der eigenen Identität ist Inge E. sehr bewusst. Für sie ist klar, dass die siebenbürgischen und rumänischen Objekte in der Wohnung auch Ausdruck ihrer Ethnizität und ihres Verständnisses von Heimat sind: *»Es sind bestimmte Dinge, mit denen man sich identifiziert!«*

Dennoch ist die Wohndekoration der E.'s nicht in erster Linie in dem Bestreben zusammengestellt worden, ethnische Herkunft zu demonstrieren. Für die Keramiksammlung, die den Raumschmuck dominiert, ist vor allem deren kunsthistorischer und ästhetischer Wert, weniger die ethnische Zuschreibung der einzelnen Stücke von Belang. Es sind ebenso viele ungarische und rumänische Stücke darin enthalten wie siebenbürgisch-sächsische. Die Sammlung wurde bereits in Bukarest angelegt, an einem Ort, wo die Keramiken keine fremde Herkunft, sondern ausschließlich kulturhistorisches Interesse demonstrieren. Durch die Migration ist die zusätzliche Symbolfunktion hinzugegetreten, die Gegenstände von »zu Hause« erhalten: sie werden Zeichen für Heimat, für eine Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft in der Lebensgeschichte, für die Identität mit sich selbst, für die Ethnizität.

Gleichzeitig sind die kulturhistorischen Gegenstände in der Wohnung der E.'s, zu denen die Keramik-Sammlung ebenso gehört wie die böhmische Fayence-Figur und die rumänische Hinterglasmalerei, gemeinsam mit der meist funktional gehaltenen Möblierung Repräsentanten einer Ästhetik, die Intellektualität und Schichtzugehörigkeit demonstriert.

Durchbrochen wird dieses Prinzip nur durch wenige geschenkte Objekte, die im Wohn- und Esszimmer ihren Platz gefunden haben, und die Gemälde des Sohnes im Esszimmer und im Flur. Auch die Erinnerungsobjekte, die mit dem Gedenken an enge Verwandte und Freunde verbunden sind, weisen auf soziale Verbindlichkeiten und familiäre Verbundenheit hin. Im Gesamtcharakter der Wohndekoration nehmen diese Objekte jedoch einen geringen Raum ein und ordnen sich zudem meist der Anforderung unter, gleichzeitig Objekte von kulturellem und ästhetischem Wert zu sein. Familienfotos, die diesen Anspruch nicht erfüllen, sind ausschließlich im privaten Obergeschoss als Wandschmuck zu finden.« (Bräuer 2000: 158ff; Hervorhebungen i.O.)

Birgit Bräuer beschäftigt sich in ihrer Magisterarbeit, die 1997 von der Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen angenommen und im Jahr 2000 als 83. Band der »Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V.« publiziert wurde, mit dem Thema der (Re-)Migration von ehemals deutschstämmigen Siebenbürger Sachsen nach Deutschland seit den 1950er Jahren. Bräuer interessiert sich speziell für die Migration von rechtlich als »Aussiedler« bezeichneten Personen, deren Auswanderung – gesetzlich, gesellschaftlich und wissenschaftlich – in den Kontext der Bevölkerungsverschiebungen als Folge des Zweiten Weltkriegs eingeordnet wird. Bräuers explizierte Fragestellung richtet sich darauf, »ob und wie es den Betroffenen gelingt, einen Bogen zu schlagen, um den Bruch [durch die Migration; se] in der eigenen Lebensgeschichte und Identität zu überwinden, und welche Bedeutung die Zugehörigkeit zu ihrer Herkunftsethnie für sie weiterhin hat« (ebd.: 9f). Bräuer geht davon aus, dass die Ethnizität einen entscheidenden Aspekt für die Migrationsmotivation darstellt, weshalb sie für ihr Forschungsinteresse an den subjektiven lebensgeschichtlichen Entwicklungen theoretisch und analytisch dort ansetzt. Eine zweite Hypothese fundiert Bräuers operationale Fragen und ihr methodisches Vorgehen: Sie versteht das Wohnen und die Wahl der Möblierung als subjektive, sozial und kulturell geprägte Praxis, in der konsequenterweise sowohl die eigene Identität als auch die Ethnizität zum – materiell und konkret fassbaren – Ausdruck kommen (ebd.: 10f).

Bräuer gewinnt ihr Material für die Beantwortung dieser operationalen sowie ihrer übergeordneten Fragestellung nach der subjektiven Be- und Verarbeitung von Migrationserfahrungen aus Gesprächen mit ausgewählten Personen und aus dem Blick auf die je spezifischen Wohnungsausstattungen ihrer InterviewpartnerInnen. Die Gespräche, die Bräuer in Form von teilstandardisierten Interviews geführt und anschließend transkribiert hat (ebd.: 14), werden ergänzt von Grundriss-Skizzen und Fotografien der Wohnungen mit Möblierung und Dekoration, die Bräuer selbst angefertigt hat (ebd.: 15). Das Kernstück der Arbeit bilden neun Einzelfallanalysen auf fast 100 Seiten, die Bräuer mit einer analytischen und interpretierenden Gesamtbetrachtung auf noch einmal ca. 30 Seiten abschließt. Den Einzelfällen sind drei große Kapitel zur Methodologie und theoretischen Einordnung sowie zum allgemeinen historischen und sozialen Kontext der ausgewählten Personengruppe vorangestellt (ebd.: Inhaltsverzeichnis). Der Interviewleitfaden und die Fotos sind der Arbeit als Anhang beigelegt (ebd.: 251ff).

Das eingangs referierte Zitat stellt eine längere Passage aus einer der Fallstudien dar. Es sind die letzten zwei von 14 Seiten, auf denen die

Forscherin das »Ehepaar E.« den LeserInnen vorstellt, und die der Analyse der biographischen Selbstdeutungen von Herrn und Frau E. bzw. deren aktuellem Selbstverständnis im bundesdeutschen Lebensumfeld gewidmet sind. Jede Fallstudie ist mit einem Zitat der interviewten Personen überschrieben, die als pointierte Charakterisierung des entsprechenden Falls fungiert. Diejenige Studie von »Inge und Alfred E.« hat Bräuer mit dem Zitat »Vielfalt kann ja nichts schaden« betitelt (ebd.: 147). Nach den Beschreibungen und Analysen der biographischen Daten, der unterschiedlichen Lebensstationen und -orte sowie der spezifischen Familien- und Berufssituation folgt am Schluss Bräuers Besprechung und Deutung der Wohnungsausstattungen. Hier demonstriert die Autorin ihre fachliche Analyse und »kulturwissenschaftliche« Kompetenz, indem sie die eingangs als voneinander abhängig definierten Themen der Identität, der Ethnizität und des Wohnens im Blick auf die »materielle Kultur« miteinander verknüpft, um sie so in eine wechselseitig bedingend-bedingte Relationalität zu bringen.

Bräuer schildert auf diesen zwei Seiten, wie das Ehepaar E. die Auswahl ihrer Möbel und die Einrichtung ihrer Wohnung in Deutschland begründet. Als wichtig betont sie in ihrer, direkt mit den Interviewpassagen verbundenen Analyse die subjektive, biographische Funktion und Bedeutung, die die verschiedenen »Dinge« für die beiden Eheleute haben, welche Unterschiede je nach Person dabei zum Vorschein kommen und wie die Dingwahrnehmungen variieren zwischen bewusster und unbewusster Zeichensetzung. Aus dieser analytischen Perspektive werden die Regeln »kulturwissenschaftlich« kategorisiert, die den Bezug des interviewten Ehepaars zu ihren Möbeln und deren konkreter, weil bedeutsamer Platzierung bestimmen. Ausgehend von den individuellen und persönlichen Äußerungen werden die dinghaften Zeichensetzungen im Hinblick auf die soziale Schicht und die sozialen Einbindungen der beiden WohnungsbesitzerInnen interpretiert. Bräuer verortet so die individuellen Biographien und subjektiven Entscheidungen im Zusammenhang allgemeiner Praxen und struktureller Typik. Demgegenüber setzt Bräuer im Folgenden die persönlichen Vorstellungen von Ingrid und Alfred E., die diese bezüglich genereller Konzepte von Tradition, ethnischer Typik und Identität formulieren. Im Nachvollzug der Beziehungen, die die beiden zwischen sich, ihren Familien, früheren und jetzigen Freunden, ArbeitskollegInnen und Nachbarn anhand ihrer Wohnungsausstattung herstellen, erreicht Bräuer anhand ihrer kulturwissenschaftlichen Analyse eine Differenzierung zwischen allgemeiner Biographie, individueller Identität und subjektiver Selbstverortung. In der Deklaration der Unterschiedlichkeit und Hierarchisierung der bestimmenden Faktoren für die Möbelwahl je nach Funktionalität, persönlichem Ge-

schmack, Zeichenhaftigkeit oder Zeichenfunktion entfaltet die Forscherin eine im Konkreten nachvollzogene Diversität an Lebensmöglichkeiten, die sie letztlich anhand ihrer interpretativen Auswertung wieder zu einem gesamten soziohistorischen Kontext zusammenfügt.

Gleichzeitig transformiert Bräuer die gesellschaftlich breit verwendeten Konzepte von »Ethnizität«, »Tradition«, »Typik« und »Identität« über ihre »kulturwissenschaftlich« differenzierend gestaltete Analyse: Bräuer verwendet die Begriffe für ihre eigene komplexitätsorientierte Forschung, auch wenn sie im gesellschaftlichen Umfeld oft – im Gegenteil zu Bräuers analytischer Intention – mit einfachen und eindeutigen Bedeutungen besetzt sind. Die Aufrechterhaltung der Begriffe durch Bräuer, die sie unter ihrer analytischen Perspektive realer Differenzierung für die »kulturwissenschaftliche« Beschreibung und Interpretation von konkreten biographischen Beispielen nutzt, transformiert die meist *ein-deutig* und *statisch* verwendeten Bezeichnungen im diskursiv neu hergestellten Zusammenhang und aufgrund ihrer neuen Funktion zu analytischen Kategorien für *unterschiedliche, sich wandelnde* und *veränderbare* Lebenszusammenhänge von subjektiv-individuellen Menschen innerhalb eines gesellschaftlichen Ganzen. Die Nähe der Beschreibungen und der darin enthaltenen Erfahrungen, die Bräuer in ihrer Studie präsentiert, zu denjenigen des potentiellen Publikums ermöglicht den LeserInnen den einfachen Einstieg in die Lektüre und die Herabsetzung von Denkhindernissen beim Nachvollzug der Analyse. So erhöht die Autorin die Wahrscheinlichkeit der von ihr intendierten, komplexitätsbetonten Rezeption sowie die erfolgreiche, inhaltlich modifizierte Wiedereinführung der von ihr »kulturwissenschaftlich« konnotierten Begriffe.

In ihrer Verwendung öffentlich bekannter und geläufiger Begriffe, in ihrer Wahl der Beispiele, in ihrem sprachlichen Duktus sowie in ihrer Chronologie der Fallstudien bzw. in ihrem ganzen Aufbau des Buches, manifestiert Bräuer auf immer wieder wechselnden Ebenen des Denkens das gleiche Profil ihres diskursiv gesetzten Gegenstands: Verschiedene persönliche Lebenserfahrungen und -situationen unterschiedlicher Menschen werden analytisch verknüpft und interpretativ abstrahiert zu Fällen eines größeren Ganzen. Das für die LeserInnen evozierte Bild der untersuchten Personen, das Zitieren derer je eigenen Aussagen und der Einbezug der verschiedenen, individuell geäußerten Meinungen und Entscheidungen verbindet sich mit den Analysen und Interpretationen der Forscherin zu einem gesellschaftlich und historisch spezifizierten Gesamtprofil: Im kulturwissenschaftlich charakteristischen Hin und Her zwischen dem Blick auf das Spezifische im Allgemeinen und der Abstraktion des Subjektiven hin zum Generellen entsteht das Bild von vielen, differenten Subjekten in einem objektivierten, gesellschaftlichen

Gesamtzusammenhang. Bräuer liefert damit von ihrer – per Qualifikation und publikatorischer Autorisierung – akkreditierten Position als kulturwissenschaftlich arbeitende Volkskundlerin eine Konzeption der »Gesellschaft« als Komplex aus differenziert agierenden Persönlichkeiten, die sich und ihr Umfeld selbst bewusst wahrnehmen, deuten und zu gestalten versuchen. In Kombination vieler solcher gruppenorientiert-selbstständiger Menschen formiert sich deren Gemeinschaft als *differenzierte* und doch gleichzeitig *integrierte* Gesellschaft.

Fazit: Wir und die Materialität

In einer Zeit, in der der Bereich der »Dinge« im Verlauf von knapp 200 Jahren – durch industriell veränderte Produktions- und Distributionsbedingungen sowie durch die marktwirtschaftlich veränderten Konsumptionsmöglichkeiten – eine stetige, ja geradezu exponentielle Veränderung erfährt, interessiert sich die Volkskunde für das Verhältnis, das zwischen den »Dingen« und den Menschen besteht. Konzentrierte sich die Forschung im 19. Jahrhundert auf die Qualität der »Dinge« – als »Überbleibsel« bzw. als im Verschwinden begriffene »Kultur« (vgl. Bimmer/Weber-Kellermann 1985: 14; vgl. Kaschuba 1999: 224ff) –, wechselte der Forschungsfokus im Verlauf des 20. Jahrhunderts. »Funktion«, »Symbolgehalt« und »Bedeutung« wurden zu zentralen Leitkategorien, die die Fragestellungen und Erkenntnisinteressen neu ausrichteten (vgl. Bimmer/Weber-Kellermann: 119ff; Kaschuba 1999: 224ff). Am Ende des 20. Jahrhunderts, das sich durch Themensetzungen der »Krise«, »Komplexität« und »Konstruktion« (vgl. Geertz 1987) charakterisieren läßt, gerät die Dingwelt als »Materialität« in den volkskundlichen Forschungsblick. In dieser Konzeption weitet sich das Erkenntnisinteresse vom Objekt an sich auf die Dimensionalität der »Dinge«. Die volkskundliche Forschungsagenda folgt so dem Lauf der Zeit in deren charakteristischen Veränderungen, ohne das volkskundliche Thema der »Sachkultur« an sich preiszugeben.

Der relationierend definierte Kulturbegriff, wie ihn die FachvertreterInnen in den 1990er Jahren verwenden, ermöglicht und organisiert die neue disziplinäre Forschungsausrichtung. Erstens gelingt mit der Relationierung ein Perspektivenwechsel, der der zeitgenössischen Charakteristik der Komplexität gerecht werden kann. Indem die Relationierung ohne theoretische Fixierungen der analytisch beobachteten Inverhältnissetzungen und ohne direkte Kausalität der unterschiedlichen Beziehungen operiert, gerät auch die Widersprüchlichkeit und die als Krise erfahrene Realität in den Blick. Zweitens erreicht diese analytische Strategie der relationierenden Vernetzung eine qualitative Ausweitung der Er-

kenntnisinteressen, die noch immer nach der Qualität, Funktion und Bedeutung der »Dinge« fragen kann, gleichzeitig aber auch darüber hinausgeht, indem sie die interpretative Bestimmung – von Qualität, Funktion und Symbolgehalt – im Verhältnis der Menschen zur Materialität sucht.

Pointierend zusammengefasst ermöglicht der aktuelle, relationierende Kulturbegriff einen volkskundlichen Traditionserhalt durch die Transformation der erarbeiteten Erkenntnisse zu »kulturwissenschaftlichem« Wissen. Anhand der neuen Perspektive und Forschungsorientierung, die grundsätzlich relationierend funktioniert, gelingt eine veränderte Organisation des Wissens, das nicht nur die Mehrdimensionalität der gegenwärtigen Realität in ihrer vernetzten Ordnung repräsentiert, sondern auch unterschiedliche Wissensbestände – unter anderem die fachhistorisch erarbeiteten und tradierten – miteinander verbindet.

Stadtforschung: Wir und die Physis

Im Verlauf der 1990er Jahre erscheinen im deutschsprachigen Westeuropa (mindestens) sechs disziplinäre Gemeinschaftspublikationen zum Thema »Stadt«, an denen die Volkskunde maßgeblich beteiligt ist. Den Anfang macht 1993 das »Anthropological Journal on European Cultures« mit seinem vierten überhaupt veröffentlichten Band unter dem Titel »Urban Europe« (AJEC 1993). Diesem folgt ein halbes Jahr später der in Graz erscheinende »kuckuck« mit seinen »Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde«, die sich in diesem Heft dem Thema »Metropolis« widmen (kuckuck 1994). Noch im gleichen Jahr 1994 fokussiert der ebenfalls ganz taufrische »anthropolitan« aus Frankfurt a.M. seine erste Ausgabe im zweiten Jahrgang der »Stadtanthropologie« (anthropolitan 1994). Weiter geht es im gleichen Takt mit der achten Ausgabe – im vierten Erscheinungsjahr – von »kea«, der sich selbst als »Zeitschrift für Kulturwissenschaften« untertitelt, mit dem Motto »Stadtdschungel« (kea 1995). Es folgt ein kurzes zeitliches Luftholen, bis im Juni 1998 die »Berliner Blätter« sich mit ihren »Ethnographische[n] und Ethnologische[n] Beiträgen« zu Wort melden. Sie konstatieren und fokussieren in ihrer 17. Nummer diverse »Transformationen des Städtischen«, die Michi Knecht und Peter Niedermüller als HerausgeberInnen dieses Hefts unter der programmatischen Perspektive einer »Stadtethnologie in Europa« thematisieren (Berliner Blätter 1998). Und als letzten Beitrag in diesem Jahrzehnt veröffentlicht Waltraud Kokot, Thomas Hengartner und Kathrin Wildner den Band »Kulturwissenschaftliche Stadtforschung«, den sie – bereits in retrospektiver Blickrichtung – als »eine Bestandsaufnahme« definieren (Kokot/Hengartner/Wildner 2000).

Bereits auf den ersten – eben skizzierten – Blick fällt auf, dass in diesem (inter-)disziplinär wissenschaftlichen Feld eine auffällige Anzahl neuer Zeitschriften gegründet wurde und dass diese mit einer ihrer ersten Ausgaben das Thema »Stadt« aufgreifen. Ein zweiter Blick in die Editoriale und Impressa der verschiedenen Veröffentlichungen zeigt, dass sich jede der oben zitierten Publikationen neben der wissenschaftlich-professionellen Leserschaft an ein grundsätzlich weiter gefasstes, an aktuellen kulturbezogenen Themen interessiertes Publikum richtet. Diese Ansprech- und Anspruchsqualität dem eigenen Forum gegenüber manifestiert sich materiell im gestalterischen Layout und der (material-)technischen Aufmachung.

Fast durchwegs alle Publikationen sind in ihrer Gestaltung eher einfach gehalten. Am aufwändigsten zeigt sich das »AJEC«, das in einem einheitlichen, für jede Ausgabe gleich gehaltenen Umschlagsdesign erscheint. In schwarzweißer Farbgebung bildet das Cover die geographische Karte Europas ab: Im Bild wird noch einmal das Motto wiederholt, das auch im Namen der Zeitschrift gespiegelt wird. Im Zentrum stehen (die) »European Cultures«, die aus dem Blickwinkel von »Anthropologists« thematisiert werden. Die einheitlich gewählte und für alle Ausgaben durchgängig verwendete Umschlaggestaltung macht bereits beim zweiten Band – spätestens aber im zweiten Jahr mit der dritten und vierten gleich aussehenden Ausgabe – deutlich, dass hier ein auf längerfristige Zeit angelegtes Zeitschriftenprojekt vor den LeserInnen liegt. Die Wahl des Designs, der Einheitlichkeit und des Materials demonstriert einerseits die Professionalität dieses Unternehmens und andererseits die Hierarchie von Inhalt und Gestaltung. Zentral sind die Inhalte, die im Rahmen einer professionellen und durchdachten Konzeption entstehen und vermittelt werden. Das Material dagegen orientiert sich einerseits an möglichst niedrig zu haltenden Kosten – in Form des Paperbacks – und andererseits an ökologischer Ressourcenorientierung: Deshalb bewirkt der kartonierte Glanzumschlag in Kombination zu dem ungebleichten, halbkartonierten Papier im Inneren der Zeitschrift eine Pointierung – nicht Kontrastierung – der inhaltlich intendierten Aussagekraft: Die HerausgeberInnen profilieren und positionieren hier ein Forum, das sie als gesellschaftlich wie ökologisch nachhaltig präsentieren und das konsequent auch auf die in der Zeitschrift geäußerten Inhalte ausstrahlt oder gar übergeht. Letztlich ermöglicht diese Art der konkreten Materialisierung des »AJEC« eine doppelte Publikumsstrategie. Erstens ist jedes Heft klar erkennbar Teil eines Gesamtunternehmens, das über Zeitschriftenabonementen als solches der Öffentlichkeit zugute kommen soll. Zweitens stellt jedes Buch eine eigene, in sich geschlossene Publikation dar, die auch einzeln rezipiert werden kann.

Richtiggehend »flapsig« zeigt sich demgegenüber der Grazer »kuckuck«, der von einem »jungen« – das heißt vorwiegend mit noch nicht etablierten WissenschaftlerInnen besetzten – HerausgeberInnenteam ediert wird. Wie viele populäre Zeitschriften- oder Informationsmagazine im A4-Format gehalten, getuckert statt gebunden, bildet der »kuckuck« ein Leichtgewicht, das man schnell einstecken, einfach mitnehmen, locker durchblättern und auch im Bus, Zug oder Café überfliegen bzw. lesen kann. Der Umschlag ist aus etwas dickerem, in wechselnder Farbe hergestelltem Papier, jeweils mit einem großen Foto, Bild, Skizze oder Cartoon gestaltet, die das im Heft zu Erwartende bildhaft assoziativ ankünden. Unterschiedliche Schriftarten, unterschiedliche Bilder von unterschiedlicher Druckqualität und das innen verwendete graue Umweltschutzpapier signalisieren eine Einfachheit der Herstellung, die das Gewicht und die Intention der Zeitschrift in absichtlich nicht-etablierter, aktuell-flexibler Professionalität verstanden wissen wollen. Im – materiell vermittelten – Vordergrund steht die Einfachheit, Flexibilität und Spontaneität, auf die das Heft in seiner Gestaltung verweist. Es demonstriert, vor allem aufgrund seiner Regelmäßigkeit, seiner Frequenz von zwei Ausgaben pro Jahr und seiner Dauerhaftigkeit des Erscheinens, dass bei der Relevanz der Inhalte, des Engagements unterschiedlicher Personen und der Ideenvielfalt sehr viel mehr und einfacher machbar ist, als man im Vergleich zu teurem Printmedien-Hochglanz-Design denken und erwarten würde. Gerade im Kontrast von unbekümmerter Flüchtigkeit der Materialität, die sich ja doch in den Sammlungen der Bibliotheken und Institutsarchive als sehr dauerhaft erweist, und der Wichtigkeit der pro Ausgabe behandelten Themen liegt die stark mit dieser Spannung arbeitenden Wirkung der Zeitschrift.

Demgegenüber zeigt sich der etwas jüngere, aber ebenfalls einfach geheftete, in kleinem A5 formatierte »anthropolitan«, der von der Frankfurter »Gesellschaft für Kulturanthropologie (GeFKA)« herausgegeben und lanciert wurde, nüchterner und gesetzter. Durchgehendes Comput layout, wissenschaftlich üblicher Schriftsatz und textorientierte Gestaltung zeigen an, dass hier die Informationen und Inhalte im Zentrum stehen. Der in fetten Grossbuchstaben gesetzte Name der Zeitschrift dominiert das Titelblatt, womit die Aussage des restlichen Layouts unterstützt wird: Institutionell gesehen rezipieren die LeserInnen mit dem »anthropolitan« ein Vereinsbulletin, das aber in seiner Nüchternheit sehr deutlich vermittelt, dass die Gesellschaft auf wissenschaftlicher Autorität gegründet ist, deren Informationen das Gewicht und die Wichtigkeit einer gesellschaftskritischen Instanz beanspruchen.

Lebhafter und anspruchsvoller – im Sinne von sinnlich ansprechender – präsentiert sich die »Zeitschrift für Kulturwissenschaften« mit dem

kurzen, ins Auge springenden Namen »kea«. Klein geschrieben, groß gesetzt, in geschwungener Handschrift (scheinbar) aufs Papier geworfen macht die Publikation neugierig auf ihren Inhalt. Mehrere Aspekte verstärken diesen Eindruck: auch hier ein bunter, kartonierter Umschlag, ein Titelbild – schwarz auf dem farbigen Grund –, als assoziativer Verweis auf das Hauptthema, kein aufwändiges aber doch erkennbares Gesamtdesign, ein Wechsel zwischen Druck- und handschriftlichen Buchstaben, zwischen großen und kleinen Gestaltungselementen verkünden keineswegs eindeutig, aber Interesse heischend, was die LeserInnen im Inneren der Zeitschrift erwartet. Titel und Untertitel der Zeitschrift provozieren allein schon in ihrer Relationalität ein Nachdenken und Nachfragen: Wer oder was ist »kea«? Wer oder was sind »Kulturwissenschaft«? Erklärt das eine das andere und wie? Gewicht und Dicke jeder Edition nehmen vorweg, dass es sich – auch wenn inhaltlich noch immer wenig verdeutlicht ist – um eine Zeitschrift mit einer gewissen Substanz handeln muss. Zudem: Jede Ausgabe ist ein Buch an sich, und Ausgabe an Ausgabe gereiht ergibt Mitte der Neunziger Jahre bereits einen Viertel Meter Lauflänge.

Die »Berliner Blätter« schwanken zwischen professionellem Anspruch des Designs und der Einfachheit einer wenig aufwändigen Herstellung. Der leicht kartonierte Umschlag kündigt bereits auf dem Titelblatt, wenn auch klein gedruckt, aber am oberen Heftrand platziert – als Überschrift interpretierbar – das Thema und Inhaltsverzeichnis der Ausgabe an. Die Mitte des Deckblatts nimmt jeweils ein thematisch ausgewähltes Foto ein, das groß und fett gedruckt mit dem Namen der Zeitschrift unterschrieben ist. Zentral und an erster Stelle fällt den LeserInnen also ein – Assoziationen weckendes – Bild und die Manifestation einer Institution ins Auge. Die Angabe der ISSN-Nummer auf gleicher Höhe wie das Erscheinungsdatum direkt unter dem Zeitschriftennamen verstärkt die Aussage des Offiziellen, der allgemeinen Etabliertheit, Konstanz und Kontinuität, die die »Berliner Blätter« für sich in Anspruch nehmen. Das Layout im Inneren der Hefte steht in einem gewissen Kontrast zur bzw. in Aufweichung der vorher demonstrierten Dominanz des Etablierten. Mit wenig grafischem Ehrgeiz folgt Beitrag auf Beitrag in relativ großer Schrift gut leserlich gedruckt. Hier im Inneren – auf der Ebene des zweiten Eindrucks – dominieren die Inhalte, die nun für Qualität und Substanz der Zeitschrift bürgen. Diese gestalterische Bescheidenheit des Textlayouts zugunsten der inhaltlichen Konzentration vermittelt und stärkt das zugrundeliegende Selbstverständnis, aufgrund der thematisierten Inhalte genügen zu können.

Ganz auf dem Boden des Etablierten dagegen und mit dem editorischen Selbstbewusstsein von verlagserfahrenen BuchautorInnen lassen

Kokot, Hengartner und Wildner ihre kulturwissenschaftliche Bestandaufnahme zur Stadtforschung im Jahr 2000 in einem renommierten Wissenschaftsverlag erscheinen. Schon nach einem kurzen Blick auf das Buch weiß der Leser und die Leserin, dass es sich um eine wissenschaftliche Publikation aus einer bestehenden Reihe im Programm eines namentlich genannten Verlags handelt. Titel und Buchrücken kündigen sachlich und direkt das behandelte Thema an. In der Kürze und Allgemeinheit der Titelauswahl »Kulturwissenschaftliche Stadtforschung«, gesetzt in Kapitalen, ist der Charakter eines Überblicks angezeigt. Den wissenschaftlich Geübteren ist ebenso ersichtlich, dass die Herausgeber-schaft auf einen Artikelband verschiedener AutorInnen verweist, der aus Anlass einer Tagung, einer Ehrung, einer Zusammenfassung prominenter Forschungsbeiträge, eines Überblicks zu einem wichtigen Forschungsthema oder Ähnlichem entstanden ist. Den zusätzlich ethnologisch Sozialisierten ist das Buch mit seinem spezifischen Layout, der Paperbackbindung und dem Verlagssignet ein schnell decodierbares Zeichen für ein Handbuch. Die Farbgebung des Buchs in verschiedenen Grautönen, mit einer schwarzweißen Fotografie, abgesetzt mit Königsblau und Schwarz, wechselt in ihrem Ausdruck zwischen nüchterner Seriosität – der Wissenschaft – und der auch die Sinne ansprechenden Offenheit einer Publikation aus dem populären Marktsegment.

Die konkrete Materialität der Publikationen, deren spezifische Art der Institutionalisierung und ihre Themenpräsentation produziert und reproduziert diskursiv die fachliche Position, in der sich die Volkskunde sowie ihre disziplinären MitautorInnen im späten 20. Jahrhundert befinden: Sie alle besitzen offensichtlich einerseits die institutionellen, finanziellen sowie inhaltlichen Ressourcen, um sich in ein für sie neues Forschungsfeld zu begeben. Die Themenwahl der »Stadt« funktioniert dabei in doppelter Intention: Die Aktualität des Phänomens an sich und die »kulturwissenschaftliche« Problematisierung des Phänomens – im Kontext global verallgemeinerbarer Verstärkerungsprozesse – wirken aktualisierend sowie autorisierend auf die sich dazu äußernde(n) Disziplin(en) zurück.

Im spezifischen Verlauf der volkskundlichen Fachentwicklung hat die »Stadtforschung« zwar einige methodische wie theoretische Ansätze generiert; sie konnte aber keine eigene Ausprägung zu einem fachspezifischen Forschungsfeld – wie beispielsweise die »Sachkulturforschung« – ausbilden. Diesen Umstand qualifiziert die Volkskunde an dieser Stelle statt als einen ihr eigenen fachlichen Mangel zu ihrem disziplinären Potential, indem sie die »Stadtforschung« als Signal von Innovation, Gegenwartsorientierung und gesellschaftlicher Relevanz – quasi *pars pro toto* bzw. stellvertretend – für das ganze Fach vorstellt. Auftritt,

Layout und die doppelte (inner- wie außerwissenschaftliche) Publikumsorientierung der verschiedenen »Stadt«-Publikationen im Verlauf der 1990er Jahre nehmen diese selbstpositionierende Codierung in sich auf und schreiben sie direkt, konkret und wiederholt in die Materialität der verschiedenen Hefte oder Bücher ein. Die meist sehr einfach gehaltene »Verpackung«, das mit wenig(er) Anstrengung finanzierbare und unkompliziert herstellbare Eigendesign, oft im Eigenverlag und -versand ediert, das schnelle Aufeinanderfolgen der einzelnen Ausgaben sowie die institutionalisierten Neugründungen garantieren grundsätzlich die praktische Umsetzung der Publikationsideen, vielmehr aber signalisieren sie die diskursive Intention, als Fach und Geistes- bzw. Gesellschaftswissenschaft aktuell, effizient, gesellschaftlich relevant, publikums- und zukunftsorientiert zu sein. Die doppelte Publikumsadressierung fungiert dabei als Scharnier, das – statt hermetischer Abtrennung der unterschiedlichen Bereiche von Wissenschaft und gesellschaftlicher Öffentlichkeit – eine Diffusion und Durchlässigkeit der verschiedenen Leser-Innengruppen praktiziert. Der Begriff der »Kulturwissenschaft« übernimmt dabei die Schlüsselrolle, indem er das mehrdimensionale Feld einer großen Konnotationsbreite öffnet: Gemeint sein kann sowohl die spezifisch fachliche Beschäftigung der Volkskunde mit städtischer Wirklichkeit als auch die interdisziplinäre Kooperation aus diversen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern zugunsten synthetisierender Forschung auf dem Feld der Stadtforschung. Gemeint sein kann zudem die kritisch-reflexive Beschäftigung einer Wissenschaft mit gesellschaftlichen Problemlagen in städtischer Umwelt oder die Vermittlung von breit interessierenden, aber wissenschaftlich autorisierten Beiträgen zum Leben in einer Stadt.

Relationierungen: Urbanisiertes Selbst – »Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten«

»Seit einiger Zeit reden wir viel über die vermeintlich schöne neue Arbeitswelt, wie sie sich in La Défense bei Paris oder den Londoner Docklands präsentiert, in Deutschland in etwas weniger konzentrierter Form in der Hamburger City Nord, im Münchner Arabellapark oder in Frankfurt-Niederrad. Überhaupt, sieht man sich einmal eine Stadt wie Frankfurt am Main etwas genauer an, dann stellt man schnell fest, dass nicht die Produktionsstätten der Chemie-, Elektro- oder Brauindustrie allzu markant in den optischen Vordergrund rücken, sondern die hochformatigen oder sonstwie spektakulären Gebäude des Dienstleistungssektors, etwa die Banktürme, geradezu klassische – und zwar großstädtische – Tummelfelder von Angestellten. Vielleicht ist es nicht ganz unwichtig, in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass hierzulande die Angestellten mittlerweile die umfangreichste gesellschaftliche Großgruppe

bilden. Sie haben in dieser Funktion seit mehr als zehn Jahren die Arbeiter abgelöst.

›Angestelltengesellschaft‹, ›Angestelltenmentalität‹, ›Angestelltenkultur‹, wer hat sie noch nicht gehört, diese Begriffe? Aber: Wer kann sich etwas konkretes darunter vorstellen? Sind die Angestellten wichtig für den Fortbestand der Menschheit? Verkörpert die Tätigkeit von Angestellten vielleicht die ›Arbeit der Zukunft‹? Es lebe die saubere Arbeit! Realität oder Mythos? Die Commerz- und Privatbank in Berlin sieht sich, wie uns Fritz W. Fischer 1932 überliefert, genötigt, ›ein eigenes Putzmittel anzuschaffen, um Hände und Gesicht des in großen Maschinensälen an den Buchungsmaschinen beschäftigten Angestellten vom Arbeitsschmutz zu säubern. Die übliche Toilettenseife reiche hierzu nicht mehr aus‹. Das aber klingt viel mehr nach Arbeiterwelt. Dazu passt der Kommentar des bayerischen Schriftstellers Oskar Maria Graf, der 1927 zu Protokoll gibt: ›Bei den Büromenschen war's, als gäbe es überhaupt kein Ende, als werkten sie – wie man in meiner Heimat sagt – nur herum wie ›der Käfer im Rossdreck‹‹. (Lauterbach 1995b: 22)

Diese zitierte Passage stammt aus dem Vorwort von Burkhart Lauterbach, das er für den Begleitband einer Ausstellung zur Lebenswelt der Angestellten im Münchner Stadtmuseum Mitte der 1990er Jahre verfasst hat. In einer kurzen Skizze lenkt er den Blick seiner LeserInnen auf deren innere Bilder von (Groß-)Städten, die in der zeitgenössischen Medienberichterstattung immer wieder auftauchen, die die LeserInnen von Reisen kennen mögen, oder in denen sie selbst, ihre Freunde oder Verwandte leben. Grosse – bekannte – Städte, deren bauliche Struktur gleichzeitig manifestieren und demonstrieren, wer hier zu einem großen Teil seine Zeit, seinen Alltag und sein Leben verbringt; Städte, die von einer spezifischen sozialen Gruppe gestaltet und bestimmt werden, so wie sie selbst deren Leben prägen – Städte als »Tummelfeld der Angestellten«. Lauterbach lenkt den inneren Blick weiter auf die Angestellten selbst: Von welcher Art, Qualität und Bedeutung sind die »Angestellten« eigentlich? Formieren sie eine eigene, eine besondere »Gesellschaft«, eine eigene »Mentalität« oder gar eine eigene »Kultur«? Sind sie die Vorhut der Zukunft oder noch genereller die Inkorporation und Sicherung der zukünftigen Menschheit? Oder noch einmal anders auf die Arbeit und das Leben der Angestellten geblickt: Entpuppen sich die Träger und Trägerinnen des modernen Großstadtlebens doch wieder als die zwar neue, aber immer noch schmutzige Arbeiterschaft, die ohne Blick über den eigenen Tellerrand nur »werkelt«, am Boden kriecht, kleben bleibt und mit Insekten verglichen werden muss?

Bereits in diesen wenigen Zeilen seines Vorworts entwirft Burkhart Lauterbach ein Puzzle aus unterschiedlichen Stücken, mit denen er – unter anderem vorhandene Stereotypen herausfordernd – die Lebens-

welt von »Angestellten« seinen LeserInnen als interessantes und merkwürdiges Phänomen moderner, urbaner Lebensweise näher bringen will. Die ersten Charakteristika dieses sozialen Menschentyps bestimmen sich durch den Ort – die Großstadt –, durch dessen Bauweise – mit »spektakulären Gebäuden« und »Banktürmen« gespickt –, dessen Arbeitsfelder – im Dienstleistungssektor, – dessen Arbeitsplätze – an schmutzigen großen Maschinen, und durch dessen Selbstverhältnis – als zufriedener, kleiner (Mist-)Käfer.

Innerhalb des Buches, das viele von verschiedenen AutorInnen verfasste »kürzere Problematisierungstexte, vertiefende Aufsätze, Biographien, Bilder jeglicher Art sowie Auszüge aus Dokumenten versammelt« (ebd.: 23), wird diese Skizze, die Lauterbach allem vorangestellt hat, erweitert, vertieft, karikiert, konterkariert und in wissenschaftliche wie mediale, historische wie aktuelle Debatten und Theoretisierungen des »Angestellten« bzw. des »Großstädtlers« eingeordnet. Im wechselnden Blick auf die »Angestellten« in ihrer Biographie und sozialen Stellung, ihre »Sehnsüchte«, ihre beruflichen wie sozialen Aufstiegsmöglichkeiten und ihre »Lebensläufe«, auf die »Büros: Die Arbeitswelt der Angestellten«, auf ihre soziale Organisation und auf ihre Freizeit entsteht ein Kaleidoskop dessen, wie Angestellte eine Spezifik sozialen Lebens – vor allem um die erweiterte Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert – darstellen (ebd.: Inhaltsverzeichnis). Das Gefühl, die Erfahrungen, das Selbstverständnis, die Empfindungen und Vorstellungen werden begrifflich vorstellbar gemacht, wenn bereits in den Beitragstiteln immer wieder die Rede ist vom »Weg zur Arbeit«, der »per Fahrrad, Bus und Bahn« zurückgelegt wird; oder von »Bodycheck und Zeitkontrolle«, die die Angestellten beim Eintritt in die Firma über sich ergehen lassen mussten; von »Bürozellen«, in denen die »Angestellten« gearbeitet haben; vom »Schreiben, Lochen, Archivieren«, »Tastschreiben« oder »Tippen«, die von den Tätigkeiten an den »Angestelltenarbeitsplätze[n] unter Rationalisierungsdruck« berichten; von »Komplizen und Opfer[n]«, als die sich »Angestellte« in der »Hierarchie und Ordnung« des Gewerbes selbst verstanden; von »Konkurrenzkampf« und »Unterordnung«, der die »Tippmädchen, Chefsekretärinnen, Buchhalter« »[n]ach 8 Stunden frisch und vergnügt« in ihre Freizeit mit »Tanzpalast«, »Jazz-Orchester und Shimmy-Tanz« entließ (ebd.). Dass die meisten Überschriften eine Spannung zwischen Titel und Untertitel eingehen, demonstriert die kritische Perspektive, die die AutorInnen auf die oben zitierten Arbeitsverläufe, sozialen Stellungen und Erfahrungen in ihren Beiträgen werfen.

Der Titel des begleitenden Ausstellungsbands demonstriert ebenso deutlich und explizit, was im Zentrum des analytischen Forschungsinter-

resses steht: Es sind die »Großstadtmenschen«, deren »Welt« als »Angestellte« beschrieben, kommentiert und der kritischen Rezeption durch das Publikum zugänglich gemacht werden soll (ebd.). Lauterbach theoretisiert an anderer Stelle im Bezug auf die zitierte Publikation, worauf sich das spezifisch volkskundliche Erkenntnisinteresse hinsichtlich Büroarbeit verrichtender Menschen ausrichtet: »Empfindungen und Wahrnehmungen, Erfahrungsweisen und Gestaltungsmöglichkeiten, Beziehungen und Kooperationsformen sollen gleichermaßen wie Besitz und andere materielle Verhältnisse in die Analyse einbezogen werden [...]« (Lauterbach 2000: 291) Dies dient dem Zweck, »zu profunden Aussagen über zentrale und relevante großstädtische Arbeitswelten zu gelangen, sowohl, was die Arbeit und ihr Umfeld als gewissermaßen harte Fakten einer kapitalistisch strukturierten Gesellschaft, als auch, was die Arbeit und ihr Umfeld als gewissermaßen weiche Erfahrungs-, Erlebnis- und Verhaltensbereiche betrifft« (ebd.: 296). In der verbindenden und kontrastierenden Verknüpfung von »harten« sozioökonomischen Bedingungen mit den »weichen« Empfindungen, Wünschen, Bedürfnissen, Verhaltensweisen und Alltagspraktiken der untersuchten »Angestellten« präsentiert Lauterbach dem – wissenschaftlichen wie nicht-wissenschaftlichen – Publikum gleichzeitig den Blick auf vergangene, gegenwärtige und (eventuelle) zukünftige Lebens-, Arbeits- und Seinsweisen sowie er die Vision eröffnet, noch andere Möglichkeiten zu denken, um das (sozial individuelle wie kollektive) Leben zu gestalten.

Die ebenso genaue wie kritische Analyse des modernen Lebens, die Lauterbach in volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Diskurspraxis vornimmt, beinhaltet und vermittelt so immer die Alternative und die potentiellen Wahlen, die diversifiziertes Wissen in sich trägt. In der Transparenz und Sichtbarkeit der waltenden Ordnungsstrukturen wird den LeserInnen die grundsätzliche Potentialität vorgestellt, die der Wandel in sich trägt und die dieser somit auch für die Gestaltung von subjektiv eigenen und kollektiven Möglichkeiten des Sozialen impliziert. Anhand der unterschiedlichen Relationierungen, die Lauterbach in der »Welt der Angestellten« analytisch sichtbar macht, zeichnet er konsequent das Bild vom »Großstadtmenschen« als »urbanisiertes Selbst«, das historisch und gesellschaftlich neue Handlungsmöglichkeiten aber auch -begrenzungen für die Gestaltung menschlicher Existenz einführt.

Relationierungen: soziale Praxis und Gruppenverhältnisse – »U-Bahn-Kontakte«

»Die Untersuchung beschäftigte sich mit Augenblickssituationen in der U-Bahn, in der sich zwei Menschen zum ersten Mal sehen, sich intensiver miteinander beschäftigen, als es die sonst gewohnte Flüchtigkeit dieses Raumes zulässt. Sie sehen sich an, verfolgen sich beim Umsteigen von einer Linie in die andere, manchmal gelingt es bis zu einem Lächeln, dem fast sofort die Flucht folgt, erschrocken über den eigenen Mut oder auch fasziniert über eine Erwidern. Diese Faszination, die seltene Begegnungen ausüben und dadurch ihre Besonderheit und Einzigartigkeit bekommen, lassen die Sehnsucht nach Wiederholung und Festhalten entstehen. Dieser Wunsch ist dann in den Annoncen der Stadtmagazine (TIP, Zitty für Berlin) wiederzufinden. [...]« (Letsch 1994: 23)

Mandy Letsch berichtet in dem kleinen Artikel, aus dem hier zitiert wird, von einem studentischen Projekt, an dem sie im Rahmen ihres Studiums am »Institut für Europäische Ethnologie« der Humboldt-Universität zu Berlin unter dem Thema der »Urbanen Anthropologie« mitgearbeitet hat. In dem obigen Abschnitt entwirft sie das Erkenntnisinteresse ihrer Forschungsarbeit, nachdem sei eine kurze lokale, historische und theoretische Einordnung ihrer Untersuchung vorgenommen hat. Ort und Zeit ihrer Studie bestimmen die großstädtische Alltäglichkeit des U-Bahnfahrens in einer mitteleuropäischen Metropole am Ende des 20. Jahrhunderts; in den Forschungsblick gerückt sind die Kontakte zwischen Unbekannten, die sich in einem als anonym und flüchtig definierten Umfeld bewegen und kennenlernen (ebd.: 23). Thematisiert werden die emotionalen wie sozialen Reaktionen dieser bisher in keiner direkten Relation zueinander stehenden Personen (ebd.: 25). Mit Interesse verfolgt werden die dann beobachtbaren Äußerungen von verinnerlichten Normen darüber, wie zwischenmenschliche Beziehungen, je nach deren Qualität (»bekannt« – »unbekannt«), zu gestalten sind (ebd.). In wenig abstrahierter Form und Alltagssprache konzentriert sich die Forschungsfrage direkt auf die menschlichen Erfahrungen, Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen, die sich im Zusammenleben mit anderen Menschen ergeben; und die dann von der Forscherin im Kontext des ganzen Lebens bewertet und gedeutet werden. Als »faszinierend«, »einzigartig« und »besonders« gekennzeichnet (ebd.: 23), motivieren die Erfahrungen eine zur Zeit allgemein bekannte und allen zugängliche Praxis: die Kontaktanzeige, die dazu dient, die nur kurz entstandene Beziehung zu erweitern, weiterführen zu können oder allenfalls sogar zu vertiefen. Als forschungsrelevant gelten konsequenterweise die persönlichen, emotionalen Erfahrungen und Befindlichkeiten der Menschen in

Bezug auf Andere, die über das benannte, sozial organisierte Kommunikationsmittel formulierbar werden (ebd.: 23f).

Die unterschiedlichen, im eingangs zitierten und oben beschriebenen Sprachduktus gehaltenen Interpretationen, die Letsch aus dem – anhand von qualitativen Interviews erhobenem – Forschungsmaterial entwirft, kombiniert sie mit dem theoretischen Habituskonzept von Pierre Bourdieu, das sie ihren interpretativen Äußerungen vorangestellt hat. Auf einem anderen, sehr viel stärker abstrahierten Ausdrucksniveau pointiert sie den gesellschaftstheoretischen Hintergrund, vor dem sie mit ihrer Projektgruppe denkt bzw. geforscht hat:

»Wir wollen ein Gedankenspiel versuchen, das sich aus der praxeologischen Erkenntnisweise Bourdieus, in der er sein Habituskonzept entwickelte, ergeben hat. Die theoretische Aussage, die für uns wichtig war, ist die sich aus dem Habituskonzept ergebende Synthese von objektiven Strukturen und subjektiven Verhaltensweisen. Dass also objektiv vorhandene, von Menschen geschaffene gesellschaftliche Strukturen die Verhaltensweisen der in sie Hineingeborenen prägen und diese Strukturen die Tendenz haben, sich über den Habitus zu reproduzieren, weil sie den Menschen als selbstverständliche und unreflektierte Verhaltensmuster dienen.« (ebd.: 23)

Direkt angeschlossen an diese theoretische Selbstpositionierung im Feld der aktuellen Gesellschaftswissenschaften folgt eine wissenschaftliche Einschränkung der eigenen Studie: Mit Bourdieu bereits qualifiziert als »Gedankenspiel« wird jetzt die Untersuchung zusätzlich als Teil eines »Kleinprojektes«, als »nicht repräsentativ« aber mit einem »durchaus [...] qualitative[n] Ergebnis« eingestuft (ebd.).

Pierre Bourdieu, der mit seinem Habitus-Konzept in den deutschsprachigen Geistes- und Sozialwissenschaften der 1990er Jahre als Theoretiker gesellschaftlicher Beziehungen so bekannt ist, dass er nicht mit einem konkreten Literaturverweis, sondern ganz allgemein zitiert werden kann, bietet der Studie von Letsch und ihren KommilitonInnen den legitimen sowie autorisierten theoretischen Denkraum, innerhalb dessen sie sich im Folgenden sicher bewegen können. Diesen Rahmen füllen sie in der Folge mit ihren eigenen, konkret gehaltenen und damit für die LeserInnen leicht nachvollziehbaren Analysen von zeitgenössisch-aktuellen städtischen Alltagssituationen. Auch wenn Berlin den speziellen Untersuchungsort für die Studiengruppe darstellt, können die im Blick auf soziale Begegnungen systematisierten Beschreibungen und die daran anschließenden Interpretationen von den LeserInnen auf ein lokal viel weiter gespanntes Feld bezogen bzw. ausgedehnt werden; akzeptabel wird die von den AutorInnen vorweggenommene Wahrschein-

lichkeit einer lokalen Übertragbarkeit der Darstellungen und Ergebnisse erstens aufgrund eines zu dieser Zeit voraussetzbaren Allgemeinwissens über Berlin und/oder andere (europäische) Großstädte sowie zweitens aufgrund von je subjektivem Erfahrungswissen, das die LeserInnen aus – für die spätmoderne Mobilität sehr wahrscheinlichen – eigenen Besuchen Berlins und den Erfahrungen in strukturell ähnlichen Umgebungen schöpfen können.

Die von Letsch und ihren KommilitonInnen entworfenen »Notizen zur Alltagskultur«, wie sie der Untertitel der Zeitschrift ankündigt (kuckuck 1994), präsentieren sich als »kulturwissenschaftlich« theoretisierte Skizzen aus dem aktuellen, gesellschaftlich eingebundenen Leben von nicht näher charakterisierten Personen. Wichtig sind die Fragen nach dem Erleben und Erfahren dieser Menschen im gegenseitigen Kontakt, das heißt in ihrem individuellen, aber sozial strukturierten und geregelten Zusammensein. Weniger wichtig ist die individuelle Profilierung dieser Menschen. Im Zentrum der Analyse stehen zwar die in Interviews befragten Personen, aber sie übernehmen dabei die Funktion von »Subjektpositionen«, die über die folgende »kulturwissenschaftliche« Analyse zu StellvertreterInnen von zeitgenössisch realisierten Lebensweisen abstrahiert werden.

Interessant und analytisch wertvoll für das »kulturwissenschaftlich« gewonnene Wissen sind in diesem Sinn die exemplarisch gefassten Beziehungen und sozialen Praxen von einzelnen Personen im Kontakt und in Kommunikation mit Anderen. Wesentlich, weil mit der diskursiven Strategie wissenschaftlicher Autorisierung behaftet, ist dabei die Betonung des Qualitativen und Spielerischen, das anhand der theoretischen Kombination von »kulturwissenschaftlichen« Zugängen mit dem »sozialwissenschaftlichen« Knowhow Bourdieus zur legitimierten Form eines wissenschaftlichen »Experiments« wird (ebd.: 23). Die sprachliche und inhaltliche Alltagsnähe wirkt in dieser Einbettung nicht disqualifizierend, sondern mutiert im Gegenteil zum besonders potenten Instrument der »kulturwissenschaftlichen« Analyse von Gesellschaft, weil sie sowohl die soziale Praxis als auch die diese bedingenden sowie die davon bedingten Gruppenverhältnisse und gesellschaftlichen Strukturierungen gleichzeitig theoretisch abstrahiert und in ihrer (je) konkreten Ausgestaltung sichtbar macht: Alltägliche »U-Bahn-Kontakte« werden so anhand »kulturwissenschaftlicher« Diskurspraxis zu theoretisch modellierten Sozialbeziehungen transformiert.

Relationierungen: historische und gesellschaftliche Einbettung – »Wohnen«

»Wohnen ist als ›privates‹ Dasein erste Dimension kultureller Produktion. Es meint zwar das Gewöhnliche und den persönlichen Alltag, tatsächlich läßt es aber klar die gesellschaftlichen Bedingungen in ihrem nicht trennbaren Zusammenwirken erkennen.« (Katschnig-Fasch 2000: 122) Elisabeth Katschnig-Fasch definiert in zwei kurzen Sätzen, mit denen die LeserInnen in ihre Analyse des »Wohnens und der Wohnkultur« eingeführt werden, ihr Untersuchungsfeld – das Wohnen –, ihre wissenschaftlich-theoretische Einordnung dieses Phänomens – Dimensionen kultureller Produktion –, und ihre Begründung für die wissenschaftliche Relevanz dieser Forschungsorientierung; das scheinbar Gewöhnliche, Individuelle und Subjektive bilden den Knotenpunkt für die basalen gesellschaftlichen Verhältnisse, in die jeder Mensch eingebunden ist. Die Position, von der sie auf die Phänomene im Alltag der Menschen blickt, ist fixiert: Katschnig-Fasch interessiert sich für die vielfältigen, das Leben der Menschen bedingenden und prägenden Verhältnisse, die jene aber selten als sozial organisiert wahrnehmen. Deshalb führt sie – als »Kulturwissenschaftlerin« – die Vernetzungen von Menschen und deren gesellschaftlicher Umwelt weiter aus:

»Als Materialisation der persönlichen Darstellung und Inszenierung innerhalb der soziokulturellen Umwelt ist Wohnen gleichzeitig Teil eines Gesamtsystems, und als solches ermöglicht es wiederum materiell und ideell übergreifende kulturelle und soziale Strukturen. Aktive und passive Wirklichkeitsaneignung, so könnte man Wohnen bezeichnen, die nur als Schnittpunkt von Tradition und Innovation, Integration und Segregation zu verstehen und in mikrostruktureller Heterogenität und makrostruktureller Homogenität zu meistern ist [...].« (ebd.: 122)

Nach der grundlegenden Feststellung menschlicher Gesellschaftsgebundenheit qualifiziert Katschnig-Fasch die Bindungen, innerhalb derer sich soziales Sein vollzieht, erstens nach ihrer Funktion für den Menschen – zu seiner Selbstdarstellung und Inszenierung – und für die Gesellschaft – als Mittel zur breiten Einflussnahme auf die Einzelnen. Zweitens verweist sie auf die unterschiedlichen Dimensionen, die auf diese Funktionalisierung des Wohnens einwirken: Aktive und passive Handlungsmöglichkeiten, Vergangenheit und Zukunft, unterschiedliche Arten des Gruppenbezugs innerhalb der Gesellschaft und verschiedenste Arten von Differenzen zwischen den Menschen spielen eine wesentliche Rolle da-

für, wie das konkrete Wohnen sich vollzieht. Denn, so fährt Katschnig-Fasch fort:

»Gerade die feinen Unterschiede des Wohnens sind es, die innerhalb der groben sozialen Unterschiede die ganze kulturelle Dynamik erkennen lassen. Hier manifestiert sich der gesellschaftlich-kulturelle Wandel, seine Ideologie, seine Machtstrukturen, die soziale und die geschlechtsspezifische Macht – quasi in seiner innersten Bastion. Hier demaskiert sich auch die Grenzziehung zwischen privat und öffentlich in ihrer ganzen Fragwürdigkeit und Ambivalenz. Wohnen als Schutz ist gleichermaßen Einschränkung und Schranke, produziert Stärke und Schwäche, schafft Geborgenheit ebenso wie Gewalt. Zwar verspricht sich hier Entfaltung zum selbstbestimmten Selbst, doch in der Gleichsetzung Wohnen mit Familie mussten jegliche Versuche, den ideologisierten und intimisierten Raum des Wohnens tatsächlich zugunsten einer emanzipierten Freiheit des Einzelnen zu sprengen, fehlschlagen: Zur Kleinfamilie eingeschrumpft, während das Öffentliche im Gegenzug intimisiert und privatisiert wurde [...]« (ebd.: 122).

Wohnen, so wird in Katschnig-Faschs Ausführungen deutlich, ist nicht nur komplex und gesellschaftlich bedingt, sondern vor allem wandelbar und machtdurchdrungen. In vier Sätzen werden die unterschiedlichen Formen von Machtausübung, die sich im Wohnen sozusagen materialisieren, benannt: Katschnig-Faschs Blick richtet sich auf ideell aufgeladene Differenzierungen zwischen innen und außen sowie zwischen Individuum und Gruppe(n). Zusätzlich werden diese Machtformen kritisch bewertet im Hinblick auf die Verhaltensmöglichkeiten, die Handlungsspielräume und die emotionalen Qualitäten der darin involvierten Menschen. Damit ist die analytische Durchdringung des Alltagsphänomens »Wohnen« aber noch nicht abgeschlossen; Katschnig-Fasch fährt fort:

»Als Ergebnis eines langen Filterungsprozesses ist Wohnen zudem auch ein Ort dessen, was sich in den Spielregeln des öffentlichen Lebens, der jeweiligen Logik des Marktes und der industriellen Produktion nicht fügt und in die moralische und kostenlose Überantwortung der für das »Private« zuständig erklärten Frauen übergeben wurde. Hier ist jedoch auch der Ort ihrer Antworten, ihrer autonomen kulturellen Kraft.« (ebd.: 123)

Was bisher zwar deutlich aber dennoch implizit geblieben ist, wird jetzt expliziert: Die alltägliche Selbstverständlichkeit des Wohnens ist keineswegs aus der je subjektiv-individuellen Praxis der jeweiligen BewohnerInnen zu verstehen sondern unterliegt den Regeln eines viel größer angelegten Beziehungsgeflechts. Was davon bisher noch nicht genannt worden ist, formuliert Katschnig-Fasch an dieser Stelle: Die Wah-

len, die jedes individuelle Wohnen begleiten, sind wesentlich vom Öffentlichen, also gemeinsamen Ganzen gesteuert; sie sind vernetzt mit den wirtschaftlichen Strukturen und Interessen; sie sind Teil in einem historischen Prozess – der Industrialisierung – und fallen je nach Geschlecht unterschiedlich aus. Das erste Fazit nach gut einer Seite präzisiert und gewichtet, welche Faktoren in dem soeben entfalteten Komplex des Wohnens die primäre Rolle spielen: »Alles in allem: Nirgends sonst verdichten sich die Möglichkeiten und zugleich die Risiken für die Einzelnen und für eine soziale Gruppe, mehr noch, für die ganze Gesellschaft und deren soziale und kulturelle Entwicklung wie in der Art und Weise oder in den Möglichkeiten ihres Wohnens.« (ebd.: 123f)

In rascher Abfolge sind – in den oben zitierten Passagen – die Themen genannt, die unter einer »kulturwissenschaftlichen« Perspektive im Lebensbereich des »Wohnens« als alltagsmächtig und gesellschaftlich relevant geltend gemacht werden: Alltag, Privatheit und Öffentlichkeit, Person und Gesellschaft, Aktivität und Passivität, Selbstdarstellung und Selbstverständnis, Überlieferung und Neuausrichtung, Intimität und Intimisierung, soziale und wirtschaftliche Organisationsformen, Spezifik und Einflusskraft der Produktionsverhältnisse, historischer Wandel, Zuweisung von Geschlechterrollen und -aktivitäten, Emanzipation sowie Handlungsmöglichkeiten und -restriktionen explizieren und interpretieren die unterschiedlichsten Relationsebenen, die das Leben in der (späten) europäischen Moderne prägen bzw. untereinander vernetzen. Die meist polar zueinander gesetzten Begriffe verweisen dabei auf Spannungen, die sich in und aus diesen Verhältnissen ergeben. Der Mensch erscheint eingebunden in ein vielschichtiges, zum Teil widersprüchliches und vor allem im gelebten Alltag wenig transparentes Ganzes, das als gesellschaftlich wie staatlich organisierter Komplex des Sozialen dargestellt und präsentiert wird.

Mit der knappen Aneinanderreihung der Themen erreicht die Autorin Doppeltes: Sie beschreibt die Komplexität gesellschaftlicher Wirklichkeit in analytischer Systematik, ohne dabei die Komplexität aufzulösen oder zu reduzieren. In der Dichte der sprachlichen Abstraktion und Kürze bleibt der Eindruck einer ineinanderverschlungenen Realität aus unterschiedlichsten Beziehungen zwischen den Menschen und ihrer menschlichen, materiellen wie ideellen Umwelt trotz analytisch hergestellter Transparenz bestehen. Das Instrument, das dieses dynamisch-flexibilisierte In- und Miteinander unterschiedlicher Dimensionen den LeserInnen denk- und vorstellbar macht, ist der relationierende Kulturbegriff mit seiner auf den Menschen gerichteten Perspektive, die diesen als handelndes Subjekt in einem (staatlich und historisch bedingten) Umfeld platziert, das er mitbestimmt und zum Teil selbst schafft sowie

es ihn in seinem Handeln, Denken und Fühlen bedingt. Die Anschlüsse an verschiedene Gesellschaftswissenschaftler – vor allem an Habermas als zeitgenössischem Exponenten kritischer (Sozial-)Theorie – unterstützen und qualifizieren die im ganzen Text demonstrierte Aussageintention: »Kulturwissenschaftlich« hergestellte Transparenz der komplex und reziprok wirksamen sozialen Wirklichkeit entsteht unter der Perspektive und zum Ziel kritischer Haltung in und gegenüber der Gesellschaft. Dies gilt sowohl für die WissenschaftlerInnen wie auch für die RezipientInnen als verantwortliche – und an ihre Verantwortung erinnerte – BürgerInnen einer gemeinsamen, gestaltbaren Gemeinschaft.

Relationierungen: gebauter Raum, natürliche Umwelt – »Stadträume«

»Die Alltagsbewegungen der Menschen in der Stadt – in ihrer Eigenschaft als soziale und Geschlechtswesen – markieren und prägen nicht nur ihre Beziehung zum Stadtraum; in ihrer »unauffälligen Kreativität« schaffen sie erst den Raum [...]. Sie sind Ausdruck der täglich gelebten Zeit sowie der vielfältigen, durch das individuelle Rollenspiel möglichen Verhaltens- und Seinsdimensionen. Allein das macht die Bewegung im Raum – im Gegensatz zum Ort – zum Eigentlichen, denn sie bezeichnet und bedeutet, wie der Pionier in der Erkundung der städtischen Raumrhetorik, Jean-Francois Augoyard, es formuliert, die expressive und rhetorische Seite des Alltags [...].« (Rolshoven 2000: 19)

Erneut vom Menschen aus gedacht folgt auch Johanna Rolshoven in ihren Überlegungen zu städtischen »Übergänge[n] und Zwischenräume[n]«, die sie in dem von Kokot, Hengartner und Wildner publizierten Sammelband veröffentlicht hat, den unterschiedlichen Aspekten, über die ein Mensch in einer Beziehung – jetzt explizit – zum Raum steht und sich selbst dazu in Beziehung setzt.

Als primäre und bestimmende Größe, die – wenn auch den Menschen oft unbewusst und von ihnen nicht kontrolliert – den Zugang und den Umgang mit dem Raum entscheidend prägt, gilt für Rolshoven die jeweils persönliche Position eines Menschen im Beziehungsfeld zu seiner mitmenschlichen, sozialen Umgebung. »Zeit« definiert dabei – neben »Raum« – die zweite Grunddimension, die auf das Verhältnis zwischen einer Person und den sie umgebenden Raum einwirkt. Rolshoven interessiert unter ihrer »kulturwissenschaftlichen« Perspektive allerdings nicht die Zeit als physikalisches Phänomen, sondern als sozial geformte Dimension. Vom Menschen in seinem gesellschaftlich eingebundenen Lebensvollzug her gedacht wird Zeit zum biographisch erlebten und geordneten, zum täglich sich wiederholenden Faktor, der auf die

Handlungs- und Wahrnehmungsmöglichkeiten im und über den Raum einwirkt (ebd.: 121). Dies gilt ebenso für die Verhältnisdimension der Räume: Auch diese werden in Rolshovens »kulturwissenschaftlicher« Analyse durch die Beziehungen, in denen Menschen zu ihnen stehen, charakterisiert und bestimmen in ihrer physischen, das heißt grundsätzlich auch ohne den Menschen bestehenden Materialität (aber nicht Qualität) die Charakteristik von Kommunikationszusammenhängen im städtischen Alltag.

Zu wesentlichen Kategorien, die die soziale Komplexität dieser menschlichen Raum-Zeit-Verhältnisse ordnen, werden solche, die den Menschen als »Geschlechtswesen« typisieren, ihn in seinen »Alltagsbewegungen« beschreiben und die ihn in seinen »Beziehungen« im und zum »Stadtraum« sowie seine darin vollzogenen »Bewegungen«, sein darin eingebundenes subjektives »Rollenspiel« beschreiben (ebd.: 117ff). Diese Faktoren systematisiert Rolshoven aus der distanzierten »kultur«-analytischen Sicht in ihrer gegenseitigen Bedingtheit, um so die »vielfältigen Verhaltens- und Seinsdimensionen« des menschlichen Lebensvollzugs erkennbar zu machen (ebd.: 119). Das Verhältnis zwischen den unterschiedlichen Dimensionen versteht sich dabei nie als einseitig, denn alle in den Blick genommenen Bereiche »markieren«, »prägen« und »schaffen« die »expressive und rhetorische Seite des Alltags«, die die »tätlich gelebte Zeit« in ihrer »Bedeutung« verstehbar werden läßt (ebd.: 120).

Menschliche Aktivität – auch hier bei Rolshoven typisiert als verallgemeinerte soziale Kategorie – wird dem »kulturwissenschaftlichen« Zugang gemäß immer (mit-)motiviert von sozialen Bedingtheiten, die eingeschrieben sind in den Raum, die Zeit und die menschlichen Verhältnisse untereinander. Und: Die beschriebenen Relationen sind keine linearen oder dualen, die in einem einfachen und eindeutig-kausalen Aktions-Reaktions-Schema erklärt werden könnten. Erst die Relationierungen zwischen Menschen, gebautem Raum und natürlicher Umwelt machen aus einer sensiblen und systematischen Beschreibung die analytische Interpretation von sozial prägenden und geprägten Stadträumen.

Profilierung des gesellschaftlichen Ganzen als integrierte Differenz und differenzierte Integration

»Ein weißes Blatt Papier und ein Stift liegen zwischen uns und unserer Interviewpartnerin: »Malen Sie doch mal eine kleine Kartenskizze von Ihrem Ort und der Umgebung! Zeichnen Sie, was für Sie persönlich wichtig ist!« Die 53jährige Roswitha Fechter schaut uns ungläubig an, fühlt sich unter Druck gesetzt: »Was soll ich? Wollen Sie mich einschulen oder was? Die Verbindung

von Kirche und Gemeindehaus ist das Wichtige, dass die Gemeinschaft im Alltag darüber hinaus besteht; auch Feste, höchstens noch Radfahren.« So der Kommentar zu einer Mental Map, die nun vor mir auf dem Schreibtisch liegt. Je länger ich die Zeichnung betrachte, desto stärker steigen Gefühle von Enge und Beklemmung in mir empor. Ich blicke auf die Konturen einer riesigen Kirche im Zentrum des Blattes. Ihr vorgelagert ist am rechten Blattrand ein kleineres Haus, von dem aus ein Weg – schmaler werdend zum Fluchtpunkt, der Kirche, führt. Die Gebäude haben weder Fenster noch Türen, die Betonung liegt auf dem »fetter« gezeichneten Weg. Roswitha Fechter hat uns in ihre wichtigste Verbindung zur »Außenwelt« – der Kleinstadt oder der kleinstädtischen Gemeinschaft – gezeichnet. Ihre Mental Map ist nur ein Beispiel von vielen (insgesamt 171), die wir im Rahmen eines Forschungsprojektes am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie erhoben haben. Wie lassen sich solche Daten auswerten und interpretieren? Spricht diese Mental Map nur für sich, oder erkennen wir in den anderen Zeichnungen ähnliche Muster, die auf soziale Desintegration oder lokales Disengagement schließen lassen?« (Ploch 1995: 23)

Beatrice Ploch, promovierte wissenschaftliche Mitarbeiterin am Frankfurter »Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie«, beschreibt in ihrer Eingangspassage zu einem methodisch orientierten Artikel, der die Potentiale des »kulturwissenschaftlichen« Arbeitens mit »Mental Maps« diskutiert, die Reaktion einer Interviewpartnerin während der Forschung. Sie schildert die Empörung und Aggression, mit der die befragte Frau auf die von den ForscherInnen gestellten Fragen antwortet. Und sie berichtet von den interpretativen Problemen bei der nachfolgenden Auswertung der Zeichnungen, die in dieser und ähnlichen Befragungen zustande gekommen sind. Der Text beginnt mit einer sehr konkret beschreibenden Passage zu der Begegnung zwischen mehreren Personen. In der Wiedergabe der direkten Rede zwischen den Personen wird die dargestellte Situation für die LeserInnen plastisch evoziert. Keine analytische Beschreibung, die sofort Distanz schafft zwischen der ursprünglichen Situation, der Autorin und den RezipientInnen, sondern eine literarisch anmutende Repräsentation der erforschten Wirklichkeit bildet den Auftakt des Artikels. Die Autorin scheut bei ihrer Skizze nicht davor zurück, die Missverständnisse und Konflikte im Verlauf der Untersuchung und ein allfälliges Unvermögen der Forschungsgruppe sichtbar zu machen. Die ärgerliche, beinahe komisch wirkende Reaktion der befragten Frau, läßt auch die fragenden ForscherInnen komisch bis lächerlich wirken. Ploch geht noch weiter, indem sie gleich anschließend die eigenen emotionalen Probleme beim Versuch einer Kartenanalyse zum Thema ihres Beitrags macht. Dann wechselt der Ton: Die Profilierung der Mental Map wird analytischer, die Karte wird

als wissenschaftliche Quelle qualifiziert und in den Kontext eines größeren, institutionell getragenen und quantitativ untermauerten Forschungsvorhabens eingeordnet, das mit der Explizierung des übergeordneten Forschungsinteresses schließt.

Der Einstieg in den Artikel, der sozusagen einen Blick hinter die Kulissen ihrer Forschung ermöglicht, gibt Ploch die Möglichkeit, gleichzeitig das zentrale Erkenntnisinteresse, den Untersuchungsort, die Forschungsperspektiven und -fragestellungen sowie das fachwissenschaftliche Instrumentarium ihres disziplinären Zugangs zu präsentieren. Sie verknüpft so ihr Forschungsvorgehen, ihr Forschungsinteresse und ihr Forschungsziel zu einer vielschichtigen Einheit, die sie dann kulturanalytisch deutend wieder als unterschiedliche Ebenen der Wirklichkeit sichtbar macht. Inhaltlich konzentriert sie sich in ihrem Forschungsinteresse auf die zeitgenössische Lebenswelt von Menschen in ländlich, suburbanen Gebieten. Unter der problematisierenden Fragestellung nach gesellschaftlicher (Des-)Integration rückt sie den Alltag verschiedenster Personen in den Forschungsblick und thematisiert diesen im Hinblick auf bestehende bzw. verhinderte Handlungsmöglichkeiten. Ploch richtet ihren Forscherinnenblick ganz nah und konkret auf die alltägliche Praxis der Menschen. Wie nah und genau die Volkskunde dabei vorgeht, dokumentiert die zitierte Irritation: Selbst die interviewten Personen wissen nicht, was an ihren täglichen Gängen, Wegen, ihrem Wohnen und ihren sozialen Kontakten wissenswert und bedeutsam sein soll.

Was bei der ersten Lektüre der zitierten Eingangspassage als Inkompetenz der ForscherInnen dargestellt scheint, zeigt sich beim fortschreitenden Lesen als spezifische Kompetenz einer Wissenschaft, die sich für das soziale Zusammenleben interessiert: Der Blick auf das scheinbar Banale enthüllt das gesellschaftlich Problematische. Das heißt gleichzeitig, dass die Probleme der Quellenanalyse weniger die wissenschaftliche Unfähigkeit als vielmehr die disziplinäre Sensibilität und komplexe Zugangsweise volkscundlicher Kulturwissenschaft manifestieren. Zusätzlich zum Quellenmaterial der Mental Maps dienen derartige Notizen zur Erhebungssituation als Mittel der wissenschaftlichen Selbstverortung im Feld und der damit verbundenen Reflexion des eigenen Vorgehens. Statt essayistischer Ungenauigkeit beweist die Schilderung im Gegenteil methodische Präzision und Kompetenz zur Quellenkritik. Inhaltlich deziert behauptet Ploch mit ihrem multidimensionalen Einstieg die komplexitätsorientierte Stellung der »Kultur«-Wissenschaft, die vom (konkreten) Leben potentiell aller Menschen handelt, und sich sowie ihren RezipientInnen darüber Wissen und Kenntnis verschafft, wie soziale Gemeinschaften ihre Ordnung in der alltäglichen Praxis unterschiedlicher Menschen, deren biographischen Lernprozessen und deren subjek-

tivem Umgang mit räumlicher Materialität einübt, etabliert und weiterträgt.

Entlang dieser gedanklichen Leitlinie von mikroanalytischer, komplexer Realitätserfassung verfolgt Ploch über die unterschiedlichen Dimensionen der jeweiligen »Lebensräume« die sozialen Kategorisierungen, die die gesellschaftliche Ordnung auf den Raum, die Zeit und das darin eingebettete menschliche Verhalten überträgt. Ploch konkretisiert diese im Verlauf ihres Artikels als »Mobilität«, »Orientierungsbarrieren«, »Satisfaktion«, »Identitätsdiffusion«, »Kompensationsstrategien«, »nutz- und gestaltbare Ressourcen«, die die vielschichtige Beziehung der einzelnen Menschen zu sich, zu den materiellen Gegebenheiten und zueinander qualifizieren (ebd.: 29ff). Sie dokumentieren gleichzeitig die Wechselwirkungen zwischen Menschen, Strukturen und Normen, die ihnen die Leitlinien wie Begrenzungen ihres gemeinschaftlich-gesellschaftlichen Zusammenlebens vorgeben. Unter dem diskursiven Forschungsfokus, unter den die Volkskunde ihr Forschen und Sprechen stellt, erhalten die erhobenen Quellen und ausgewerteten Befunde ihr spezifisches Interpretationsvorzeichen: Als wesentlich für das Funktionieren von Mensch und Gesellschaft gelten aus der Sicht der Disziplin die Möglichkeiten zur freien Bewegung, zur Bedürfnisbefriedigung, zur Bildung und Stabilisierung einer Identität sowie zur (kreativen) Gestaltung. Aufzuzeigen, wo dies nicht möglich ist und welche Gründe dafür verantwortlich sind, bildet konsequenterweise den Brennpunkt jeder (einzelnen) fachwissenschaftlichen Forschung:

»Diese Kompetenz der aktiven Umweltaneignung – zu der auch Veränderungen und Umdeutungen von Räumen zählen – verkümmert im gleichen Maße wie die politisch und bürokratisch formulierte Allzuständigkeit von Planung steigt. Die Idee von Stadt entspringt dementsprechend immer stärker den Leitbildern eines bürokratischen Apparats und deren Antizipation.« (ebd.: 40)

Die genannten Kategorisierungen menschlicher Orientierung sich selber gegenüber, im sozialen Miteinander und im Verhältnis zu einer (staatlich gefassten) Gesellschaft werden konsequent im Horizont einer gesellschaftlich ausgreifenden Fragestellung nach sozialer (Des-)Integration und lokalem (Dis-)Engagement positioniert.

Mit ihrem Fazit statuiert Beatrice Ploch das in die volkskundliche Episteme eingeschriebene Selbstverständnis des Faches als gesellschaftliche Wissensinstanz, die eine ganzheitliche Profilierung des gesellschaftlichen Systems ermöglicht, indem sie in wechselnder Perspektive das Bild der Gesellschaft als *integrierte Differenz* und *differenzierte Integration* zeichnet.

Fazit: Wir und die Physis

Richtete sich die volkskundliche Forschung unter der Definition von »Kultur« als das vom Menschen Hergestellte auf alle möglichen Produktionen und – im Verlauf der Fachentwicklung auch auf die Produktionsphären –, die die Menschen in ihrer kulturellen Praxis hervorbringen, erwirbt der relationierende Blick des »kulturwissenschaftlichen« Interesses neue Felder für deren disziplinäre Untersuchung. Alles, was den Menschen umgibt und auf das er sich in seiner lebensweltlichen Praxis ausrichtet, ist nun für die Volkskunde als »Kultur-Wissenschaft« Thema der Forschung. So gerät auch die physische Realität in das Blickfeld der Disziplin. Raum, Zeit und Natur definieren von dieser Forschungsposition aus nicht mehr die Materialität, die den Menschen in ihrer eigenen, naturgemäßen Qualität und Struktur umgibt, sondern sie interessieren jetzt als dasjenige, zu dem sich der Mensch selbst in Beziehung setzt, zu dem er sozialisierend in Beziehungen gesetzt wird, und das er in funktionaler oder symbolisierender Weise bearbeitet.

Die »kulturwissenschaftliche« Frage nach dem Verhältnis zwischen »uns und der Physis« erhält ihre spezifische Qualität vor dem Hintergrund der geistes- und sozialwissenschaftlichen Debatten am Ende des 20. Jahrhunderts, die sich explizit und extensiv mit der »Konstruktion« und der radikalen Historizität der »Wirklichkeit« auseinandersetzen (vgl. Clifford/Marcus 1986; Welsch 1994). Im Kontext einer zunehmenden Relativierung von »objektiver« Wahrheit und der Skepsis gegenüber einer vom Menschen unberührten, in sich bestehenden Natur bzw. Realität gewinnt die Frage nach dem Verhältnis der Menschen zu ihrer physischen Umwelt eine ganz neue Qualität. Die wissenschaftliche Repräsentation einer »faktischen« Wirklichkeit verliert an Glaubwürdigkeit, wogegen das Interesse für die »Natur« als »Kultur« – das heißt als vom Menschen bearbeitete Dimension – in den Bereich neuer, legitimer Forschungsinteressen rückt. Das Verhältnis der Menschen zu ihrer Physis – das heißt unter anderem auch zu ihrem eigenen, »natürlichen« Körper – zu untersuchen, bestimmt im Verlauf der 1990er Jahre die »kulturwissenschaftlichen« Forschungsagenden.

Für die Volkskunde eröffnet sich mit dieser Inkorporation neuer Realitätsebenen in die »kulturwissenschaftliche« Forschungsperspektive eine Möglichkeit, das facheigene Wissen mithilfe forschender Innovation zu stabilisieren. Der relationierende Kulturbegriff ermöglicht gleichzeitig das innovative Ausgreifen in neue Forschungsfelder und -dimensionen sowie er die Kontinuität der fachlichen Interessen – kristallisiert im Kulturbegriff – demonstrieren kann. Der volkskundliche Blick auf die Stadt exemplifiziert in diesem diskursiv hergestellten Sinn die

»kulturwissenschaftliche« Kompetenz und Qualität des Faches aufgrund dessen umfassender Repräsentation von menschlicher Sozialität in deren raum-zeitlicher, kurz: »physikalischen« Charakteristik.

Fachliche Theorie und Programmatik: Wir als Menschen

Der Evidenzverlust der Wissenschaft, der fachlichen Uneindeutigkeit von »Kultur« und der unterschiedlichen Disziplinenprofile manifestiert sich für die Volkskunde am Ende des 20. Jahrhunderts als dreidimensionaler Angriff auf ihre existentiellen Fundamente. Mit dem allgemeinen Verschwinden der drei Selbstverständlichkeiten ist die im universitären Betrieb quantitativ marginale Volkskunde in ihrem spezifisch-qualitativen Kern getroffen. Alle drei Bereiche definieren die charakteristischen Dimensionen, aus denen die Disziplin ihre Legitimität wie Autorität schöpft. In Reaktion auf diese dreifaltige Herausforderung formulieren die FachvertreterInnen entsprechend oft, explizit und an unterschiedlichen Orten ihre eigene volkskundliche Programmatik. Der bereits – als Irritation – zitierte Artikel von Wolfgang Kaschuba ist dafür ein illustratives Beispiel. Den Aufsatz charakterisiert nicht nur seine Ereignishaftigkeit – ab jetzt ist der Status, die Qualität und Position »kulturwissenschaftlichen« Wissens ein unhintergebares »Muss« der volkskundlich-diskursiven Verhandlung – sondern auch seine Exemplarität: Kaschubas Antrittsvorlesung ist hinsichtlich der epistemischen Organisation und aufgrund seiner publikatorischen Breitenwirkung beispielhaft für die disziplinäre Reaktion auf die mehrdimensionale Anforderungsstruktur, der sie sich in den 1990er Jahren ausgesetzt sieht.

Aus diesem doppelten Grund liegt der Fokus für die folgende diskursanalytische Rekonstruktion auf dem volkskundlichen Äußerungsnetz, das sich im Verlauf der nachfolgenden Jahre um Kaschubas These vom »Verschwinden des Sozialen« gespannt hat. Bei den an Kaschuba anschließenden Beiträgen handelt es sich um Artikel unterschiedlichster FachautorInnen – auf ganz unterschiedlichen Subjektpositionen –, die im Verlauf der 1990er Jahre in verschiedenen Publikationsforen aufgrund diverser Anlässe erscheinen, die sich aber alle dezidiert und explizit zur Stellung, Relevanz und zum Profil der Volkskunde äußern.

Zum konkreten Anlass, Programmatisches über das Fach, den Kulturbegriff und die Relevanz von Kulturwissenschaft zu formulieren, nehmen viele der AutorInnen ein konkretes öffentliches Forum – ob ein rein wissenschaftliches oder auch ein an ein breiter interessiertes Publikum gerichtetes – wie es eine thematisch bestimmte Tagung zur volkskundlichen Identität und Zukunft (vgl. Bagus 1996; Timm 1999), wie es ein großer, internationaler Fachkongress – beispielsweise derjenige der

»Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF)« 1994 in Wien (vgl. Roth 1995; Tschofen 1995b) –, wie es eine Zeitschriftensonderausgabe zu Ehren eines nachbardisziplinären Wissenschaftskollegen (vgl. Lipp 1996), wie es die eigene Antrittsvorlesung (vgl. Kaschuba 1995; Welz 1998), wie es ein Sammelband mit eigenen kulturtheoretischen Texten (vgl. Kramer 1997), oder wie es auch ein außerwissenschaftlich orientiertes Themenheft zu einem gesellschaftlich ebenso aktuellen wie brisanten Problempunkt der »Anerkennung« (vgl. Römhild 1998) sein kann, das den verschiedenen FachautorInnen ein spezifisch erwartbares und adressierbares Publikum bietet. Mit einem solchen Forum öffnet sich den VolkskundlerInnen eine Bühne, die nicht rein akzidentiell bestimmt ist, sondern eine Konzentration der Aufmerksamkeit und eine Fokussierung der gesellschaftsorientierten Erkenntnisziele volkskundlicher Forschung erwarten läßt und präformiert.

Die Betonung, die das Feld der programmatischen Fach- und Begriffsprofilierung schon daran erkennen läßt, welchen konkreten Ort und Anlass die VolkskundlerInnen wählen, um sich und ihre Konzeptualisierungen zu Gehör und zu (möglichst) weiter Verbreitung zu bringen, findet ihre publikatorische Angemessenheit in Form durchgehend prominenter Veröffentlichungsplätze. Die sich an Kaschuba anschließenden Beiträge wurden in den für die deutschsprachige Fachcommunity anerkannt einflussreichen und breite Ausstrahlungskraft in den weiteren geistes- und sozialwissenschaftlichen Rezeptionsraum besitzenden Zeitschriften platziert: Die Artikel erscheinen in der deutschen »Zeitschrift für Volkskunde« (vgl. Kaschuba 1995; Seidenspinner 1997; Welz 1998), in der skandinavischen »Ethnologia Europaea« (vgl. Tschofen 1995b; Köstlin 1996b), im »Schweizerischen Archiv für Volkskunde« (vgl. Roth 1995; Timm 1999) und in der nachbarwissenschaftlichen »Geschichte und Gesellschaft« (vgl. Lipp 1996), die von den geschichtswissenschaftlichen Doyens Wolfgang Hardtwig und Hans-Ulrich Wehler ediert wird. Einige Artikel konzentrieren sich auf etwas kleinere, dafür im je lokalen Umfeld breiter rezipierte Foren wie die »Berliner« bzw. die »Hessischen Blätter« oder der österreichische »kuckuck« (vgl. Jacobeit 1997; Bagus 1996; Römhild 1998), die sich alle für die kulturanalytische (Re-)Präsentation gegenwärtiger Gesellschaftsphänomene interessieren. Die Publikation von Dieter Kramer dagegen setzt an sich ein markantes Zeichen, indem der Autor seine inzwischen auf den Umfang eines Buches angewachsene Zahl verschiedener kulturtheoretischer Texte in einem einzigen Band versammelt (vgl. Kramer 1997d).

Letztlich charakterisiert alle Beiträge die Motivation, die Dieter Kramer pointiert formuliert und für seine LeserInnen als ebenso leicht wie schnell erkennbares Signal auf dem Buchrücken seines Sammel-

bands platziert: Er ist der Überzeugung, dass die »Kulturwissenschaften« »mehr beitragen könnten und sollten zur öffentlichen Diskussion über Zukunft und Gesellschaft« (Kramer 1997d: Klappentext). Deshalb will er »eine Rechenschaft über fast drei Jahrzehnte kulturwissenschaftlichen Arbeitens und Nachdenkens an den Schnittstellen von Wissenschaft und Praxis« (ebd.) ablegen, um so letztlich auch zu einer wissenschaftstheoretischen Verortung der »Kulturwissenschaft« – über Disziplinen und disziplinäre Ausrichtungen wie Kulturgeschichte und Kultursociologie hinausgreifend – anzuregen bzw. sich daran zu beteiligen (ebd.).

Im folgenden diskursanalytischen Durchgang durch die explizite Fachprogrammatisierung konzentriert sich das Interesse auf die Themensetzungen, Begriffswahlen und Argumentationsmuster, die den VolkskundlerInnen erlauben, das eigene Fach in seiner identitären Spezifik und in seinem Wissen pointiert zu profilieren. Die Frage, die dabei immer im Hintergrund mitgeführt wird, lautet gleichzeitig: Was eigentlich bietet den VolkskundlerInnen der Beitrag Kaschubas zum »Kulturalismus«, dass sie diesen immer wieder aufnehmen, variieren, diskutieren und damit auch immer konstant in den fachlichen Diskurs (wieder-)einschreiben?

Relationierungen: Verhältnis des Menschen zu sich selbst

»Modern people in Western societies are very similar to that artificial figure science has elaborated by describing the scholar as ›participant observer‹. This ethnological figure exists in a strong tension between a desire to take part and to be fully integrated in the totality of his object's life on the one hand, while on the other it practises the contemporary necessity of being mobile and not too much bound to a certain place, only one group etc. Some of our scholars have been dressed even in an urban environment or at conferences as hunters or trappers and combined it with an outfit that was approximated to their objects in a manner of possessive identification. Joining conferences with their professional out-door tools they seemed to be ready to go into the ›field‹. So the participant observer as a figure of our scientific practice in a way reflects our modernity.

Everybody in our time is permanently an observer as well as an actor playing a role deep down in history and explained by stories like the one that my youngest t-shirt experience shows. The t-shirt wrapping taught and informed me: ›James Dean and Marlon Brando haben es weltberühmt gemacht... T-Shirts sind ein Stück Kulturgeschichte.‹ In that way history is woven in the t-shirt. You cannot wear them without their history. That declares our world mainly as an interpreted one. The naivité of earlier periods is – if ever true – no longer possible. The structure of the argumentation by cultural science has become

popular. Everybody is a scientist (inventor, explainer etc.) of his own life, handling a set of identities.« (Köstlin 1996b: 173f)

Konrad Köstlin setzt in seinem fachprogrammatischen Aufsatz, der den einfachen, diskursiv eindeutigen Titel »Perspectives of European Ethnology« trägt und 1996 im skandinavischen Fachjournal »Ethnologia Europaea« veröffentlicht wurde, die Charakterisierung des modernen Menschen ins Zentrum seiner Darstellung. Eingebettet in die historisch und gesellschaftlich spezifische Strukturierung der als »Moderne« qualifizierten Epoche bestimmt Köstlin das Menschsein in dieser Zeit als konkretisierte Spiegelung derselben. Die gegenseitige Bedingung und Bedingtheit von Sein, Zeit und Struktur definiert Köstlin als Grundlegung jeglicher Konkretisierung des individuellen oder kollektiven Lebensvollzugs. In diesem Sinn zeichnet er den Menschen seiner Zeit als Individuum mit einem starken Bedürfnis nach Teilnahme und sozialer Integration (ebd.), die er unter dem Zeichen der »contemporary necessity« von Mobilität und damit einhergehender lokaler, sozialer sowie persönlicher Ungebundenheit in Einklang bringen muss (ebd.). Dies bringt ihn – den modernen Menschen – in eine permanente Spannung zwischen der Rolle als sozialer Akteur und der Position des Beobachters. Seine Identität erlangt er im Management dieser spannungsvollen Kombination aus ganz unterschiedlichen Situationen, Erwartungen und Erfahrungen, indem er sich sein Leben – unter Zuhilfenahme unterschiedlicher, oft historisierender Versatzstücke – selbst erzählt und zu einem »set of identities« individuell zusammenstellt.

Die anfängliche Parallelführung der Beschreibung von »Wissenschaft« und »Alltag«, die Köstlin für seine rhetorische Darstellung des Themas wählt, demonstriert nicht – wie es auf den ersten Blick aufgrund der Parallelität scheinen mag – die Isoliertheit und *Unterschiedlichkeit* der beiden Bereiche, sondern evoziert – im diskursiv hergestellten Sinn – ganz im Gegenteil eine *Synonymität* der Phänomene, die Köstlin auf dieser – diskursiven – Ebene im Folgenden zu einer einzigen Charakterisierung moderner Zeit und Gesellschaft zusammenführt: Das eine – die Kulturwissenschaft – ist wie das andere – die individuelle Subjektwerdung – für Köstlin Deutung: Deutung der Welt und Deutung seiner selbst als Person. Die Plausibilität dieser Gleichsetzung erhält Köstlins Argumentation in der erfahrungs- und alltagsnah orientierten Quellenwahl, die er zur Entwicklung seiner These bezieht. Köstlin scheut sich nicht, seine »kulturwissenschaftlichen« Thesen zur Herstellung von Identität in der Moderne am Beispiel banaler T-Shirts zu exemplifizieren. Die »kulturwissenschaftlichen« Begriffswahlen, die er für die Darstellung und Auswertung seiner Fallbeispiele trifft, garantieren die Qua-

lität und Potenz seiner Aussageintention: Die »künstliche Figur« des »teilnehmenden Beobachters«, die »Spannung« zwischen »besitzergreifender Identifikation« und der »Mobilität« als »Notwendigkeit«, der das »Bedürfnis« nach »Integration« und »Totalität« entgegensteht, die »Rolle« des modernen Menschen als »sozialer Akteur«, der sich – nach dem endgültigen Verlust seiner »Naivität« – sein Leben selber erzählen und damit seine »Identität«, die (nur noch) als »Set« von verschiedenen Identitäten besteht, selbst herstellen muss, zeichnen ein ambivalentes Bild von Welt und Wirklichkeit, die gleichzeitig spannungsvoll, vielschichtig, wechselhaft und entfremdend, bzw. eindeutig, ganz, Bedürfnisorientiert und konkret erfahrbar ist (oder sein soll). Die »Wirklichkeit« manifestiert sich in dieser Darstellung für das in der Moderne lebende Individuum als vermittelte, weil »gedeutete Wirklichkeit«, zu deren Verständnis ihm die »Kulturgeschichte« und die »Kulturwissenschaft« das nötige Material und die Interpretationskompetenz liefern. Die Wissenschaft zeigt sich in diesem Zusammenhang nicht als hehre, sozial abgeschlossene Welt, sondern als Teil des Alltags und ermöglicht so die Autorisierung jeglicher Alltagsinterpretation – wie sie als »Kulturwissenschaft« in dieser Deutungspraxis selbst als Interpretatorin des Alltags bestätigt wird. Die soziale Relevanz von Kulturwissenschaft erweist sich konsequent in actu in jeder alltäglichen Deutung der modernen Menschen.

Köstlins Fokussierung auf den Bereich der Identität – sei es die der modernen Individuen oder jene der ebenfalls modernen Kulturwissenschaft – erreicht aufgrund ihrer Synonymisierung eine Verschmelzung, die zwei diskursive Funktionen erfüllt: Erstens stellt sie den Menschen ins Zentrum der »kulturwissenschaftlichen« Analyse, und zweitens entwirft sie einen Horizont, vor dem die Menschen in unterschiedlicher, geschichtsorientierter, subjektiv individualisierter, räumlich beeinflusster und bestimmter, aber nicht gebundener, flexibler Weise ein Verständnis ihrer selbst zusammensetzen. Das je eigene Selbstverhältnis und Selbstverständnis wird dem Menschen – und der Institution – zur stetigen Aufgabe und sozialen Aufforderung. Sogar der alltägliche, scheinbar banale T-Shirt-Kauf führt ihm – als Individuum und als »Kulturwissenschaftler« – vor Augen, dass er seine Identität selbst aufgrund einer von ihm abverlangten Deutungsleistung herstellen muss. Individuell alltägliche sowie »kulturwissenschaftliche« Interpretation bzw. Wissensproduktion fallen damit in eins. Köstlin verortet den Menschen in dieser diskursiven Praxis in einem weiten historischen Kontext, der diesen über seine je aktuelle Gegenwart und über sich als individuelles Subjekt hinausgehend in die strukturelle Rahmung der diversifizierten westlichen Gesellschaften am Ende des 20. Jahrhunderts einbezieht. Die Beding-

ungen modernen Seins betreffen somit alle AkteurInnen und Dimensionen gesellschaftlicher Wirklichkeit; und das heißt auch, dass immer alle – egal auf welcher sozialen Position befindlich – in diesen Kontext aus permanenter Selbst-Verständigung einbezogen sind.

Köstlins Skizzierung der »modernen« Gegenwart als Zeit der Ambivalenzen, Spannungen und Doppelungen aus menschlichen Bedürfnissen und gesellschaftlich strukturierten Notwendigkeiten, aus integrierter Einheit und unverbindlicher Ungebundenheit, aus Beobachtung und Handeln sowie aus Geschichte und Gegenwart, unterlegt seiner Darstellung die – diskursiv evozierte – Notwendigkeit von Orientierung und Hilfe in einem komplexen Kontext, dessen ambivalente Struktur und Tension ein Mensch allein und auf die Dauer nicht aushalten kann. Widersprüchlichkeit, Komplexität und Spannung verlangen in diesem Sinn nach ihrer Auflösung. Ein weiteres Element, das diese Evokation einer Orientierungsnotwendigkeit unterstützt, ist das von Köstlin gewählte rhetorische Stilmittel der impliziten Polarisierung. Köstlin spricht jeweils in polarer Zeichnung von einem Bereich des realen Lebensvollzugs, dessen entgegengesetzten Pol er der Phantasie der LeserInnen überläßt: So evoziert der Text eine real bestehende Spannung zwischen Sein und Sollen, die konsequent der klärenden Orientierung bedarf. Obwohl die Verweise auf Ganzheit, Eindeutigkeit und Einheitlichkeit bei Köstlin nie explizit genannt oder als gesellschaftliche Norm angesprochen werden, schwingen sie als gedankliche Assoziation, die die LeserInnen selbst einsetzen, immer mit.

Dass die Wirksamkeit dieses diskursiv produzierten Sinns nicht von der »Wörtlichkeit« der Konstruktion bestimmt, sondern von der im Diskurs hergestellten inhaltlichen Vernetzung hergestellt wird, zeigt sehr deutlich die englische Abfassung von Köstlins Text. Entscheidend für die Aussagekraft von Köstlins Überlegungen ist nicht dessen Wahl von – englischen oder deutschen – »Wörtern« sondern von – diskursiv hergestellten – »Begriffen«. Die Kraft und Effizienz der begrifflich profilierten Äußerungen bestimmt nicht die Korrespondenz von »Wort« und »Wirklichkeit«. Ihre Potenz liegt im Gegenteil in der diskursiven Relationierung von Mensch, Gesellschaft und Geschichte, die das Verhältnis des (modernen) Menschen zu sich selbst und seine Subjektwerdung als Produkt der zeitlichen und gesellschaftlichen Bedingungen bestimmen.

Relationierungen: soziale Praxis und Gruppenverhältnisse

»Folklore«, »Brauchtum« und »Volkskultur« stellten lange die prominenten Untersuchungsfelder der wissenschaftlichen Disziplin der Volkskunde dar. Bis in die Gegenwart wird das Fach von unterschiedlicher Seite noch oft vornehmlich mit diesen Bereichen assoziiert, im äußersten Fall sogar darauf reduziert. Die Themenwahl und der Titel von Wolfgang Seidenspinners Aufsatz »Aggressive Folklore«, der 1996 in der »Zeitschrift für Volkskunde« veröffentlicht wurde (vgl. Seidenspinner 1996), muss in diesem Zusammenhang irritieren: »Aggression« gehört weder in der volkskundlichen Fachgeschichte noch im öffentlich verbreiteten Verständnis zu den Charakteristika, mit denen Folklore verbunden wird. Mit der Formulierung seines Titels setzt Seidenspinner somit bereits das erste Zeichen, was ihm zentrales Thema und Anliegen im Verlauf seines Beitrags sein wird: Im Mittelpunkt seiner Argumentation und Darstellung positioniert er die mit dem ungewöhnlichen Titel evozierten Ambivalenzen, die sich im Begriff der »Folklore« vereinen: Ambivalenzen von »Dissonanz« und »Harmonie«, von »Entzweiung« und »Völkerverständigung«, von »Narzissmus« und »Gemeinsamkeit«, von »lokal« und »supranational«, von »harmlos« und »blutig«.

Im Kontrast zu pittoresken Vorstellungen von Folklore, die Seidenspinner mit seinem Titel herausfordert, behandelt er in seiner Untersuchung aktueller Folklorebeispiele das Thema der Eigen- und Fremdbestimmung von Menschen und Gruppen in ihrem sozialen Miteinander. Er konzentriert sich dabei auf die Ausweitung der vorwiegend materiellen Seite – Trachten, Volkslieder, Reiterfeste und Holzäpfeltanz – auf diejenigen des »Kriegs«, Aufstands, der politischen Unterdrückung und »Ächtung«, der »Nationalismen«, Ethnizismen und »Fundamentalismen« in ihren oft blutigen Konsequenzen. Mit der Wahl der Folklore als Fall für die Potenz und Intensität von ambivalenter Wirklichkeit irritiert er die gängigen Vorstellungen fröhlicher, bunter und kommunikativer Brauchtumsveranstaltungen und erhöht so die Prägnanz seiner differenzierenden, auf Ambivalenzen und Brüche zielende Analyse:

»Die Beispiele zeigen: Folklore ist mehr als ein – ich nehme hier eine Formulierung Sigmund Freuds auf – dem »Narzissmus der kleinen Differenzen« dienendes Instrument. Sie hat auch eine dunkle, eine blutige Dimension. Immer wieder tritt sie uns heute in Zusammenhängen von Krieg und Tod, von Diskriminierung und Ächtung, von ethnizistisch geprägten Nationalismen entgegen, die vielleicht deshalb so gefährlich erscheinen, »weil die ethnizistischen Fundamentalismen von realen, nicht kompromissfähigen Gruppen getragen« und die Konflikte von eben solchen Vorstellungen bestimmt werden, nicht

mehr von abstrakten Ideologien. In Anbetracht dessen mutet es mehr als läppisch an, wenn wir angebliche Folklorismen unserer Tage wie den hochschwappenden Volksmusikkommerz à la Musikantenstadl als die schlechte Seite der Folklore geißeln.

Meine Bemerkungen wollen nun nicht suggerieren, dass Folklore per se schlecht oder blutrünstig sei, sie läßt sich aber immer wieder in entsprechenden Kontexten oder in deren Vorfeld einsetzen. Sie bildet den Untergrund des kulturellen Fundamentalismus, als welcher sich der post-sozialistische, »neue« Nationalismus immer deutlicher herauschält. Die »kuschelig« empfundene, harmonisierende Folklore, gerne auch auf internationalen Trachten- und Folklorefesten als geeignetes Mittel zur Völkerverständigung erprobt und beschworen, kann also leicht in eine dissonante, entzweieende Folklore umschlagen. Auch dies will Wolfgang Kaschuba mit dem Begriff »Kulturalisierung« fassen: »Instrumentalisierung von Kultur, unmittelbare Indienstnahme des moralischen Kapitals der Kultur für politisch-ideologische Zwecke«. Meine Bemerkungen intendieren also keine Verteufelung der Folklore, sondern wollen ihre Ambivalenz herausstreichen. So ist zwar auch zwischen den verschiedenen Ebenen zu differenzieren, auf denen sich Folklore realisiert; sie kann sich im lokalen, regionalen, nationalen und nicht zu vergessen internationalen oder besser supranationalen Rahmen entfalten, es gibt ethnische Folkloren, die von Sozialgruppen wie auch sonstigen Gruppen- und Subkulturen, sowie vielfältige Misch- und Übergangsformen. Auf allen Ebenen jedoch kann die Folklore etwa vom harmlosen Spiel bis zum blutigen Ernst gehen.« (Seidenspinner 1996: 216)

Bereits die titelgebende Kombination von »aggressiv« und »Folklore« insinuiert eine spannungsvolle Polarität. In der weiteren Wahl konkreter Beispiele, an denen Seidenspinner die Ausbildung und den politischen Einsatz von nationalen bzw. ethnischen Selbst- und Fremdbildern mittels Folklore plastisch nachzeichnet, konzentriert er sich auf die extreme Ambiguität von tödlicher Destruktion und fröhlicher Leichtigkeit folkloristischer Phänomene. Der öffentliche Bekanntheitsgrad seiner Beispiele – Litauens, Georgiens und Tschetscheniens –, die im Verlauf der 1990er Jahre regelmäßig in den Medien präsent sind, steigert Seidenspinners explizierte Intention, den Blick von der »Fröhlichkeit« auf die gleichzeitig inhärente »Brutalität« der Folklore zu lenken. Mit dem starken Kontrast zwischen den beiden Polen – bunt und blutig –, zeichnet und bewirkt die analytisch nachvollzogene Ambiguität aller folkloristischen Darbietungen eine – fast schon grelle – Sicht- und Erkennbarkeit der basalen Ambivalenz jeglicher Realität. Mit gezieltem begrifflichem Einsatz vertieft Seidenspinner die Profilierung verschiedenartiger folkloristischer Praxis, anhand derer die Konstruktion sozialer Gruppen angestrebt und effizient erreicht wird: Seine »kulturwissenschaftlichen« Be-

griffe bewegen sich im Spannungsfeld von konstruktiven (zur gemeinsamen Völkerverständigung) sowie destruktiven (nicht kompromissfähige, blutrünstige, entzweieude, Krieg, Tod, Diskriminierung und Ächtung mit sich ziehende) Realisierungen der Vergemeinschaftung.

Im Verlauf seiner kritischen Darstellung und Kommentierung aller zitierten Beispiele spricht Seidenspinner nie von eindeutigen Helden und Unterdrückten, von einseitig orientierten Machtpolitikern und Ideologen. Den Beispielen aktueller tschetschenischer »Journalistenpoesie«, die die Tschetschenen als seit Jahrhunderten heldenhaft widerständiges und aufrechtes Volk verherrlicht, stellt er kontrastiv »die Fernschbilder des zerbombten Grosny und der von der russischen Kriegsmaschinerie zerstörten Dörfer, unsäglichen menschlichen Leids und massenhaften Todes« gegenüber (ebd.: 215). Seidenspinner geht es konsequent darum, den Blick für Ambivalenzen, für »Misch- und Übergangsformen« (ebd.: 216) zu sensibilisieren, um die Wahr-Nehmung des komplex, vielschichtig und vieldeutig gestalteten sozialen Zusammenlebens zu etablieren. Seidenspinner platziert seine »kulturwissenschaftliche« Gewichtung der Ambivalenz und Polyfunktionalität als Lenkung des (LeserInnen-)Blicks auf die gesellschaftlich widersprüchliche Wirklichkeit, deren komplexe Struktur aus einem In-, Mit- und Gegeneinander unterschiedlicher Kräfte und Dimensionen sichtbar gemacht und in dieser Strukturierung rezipiert werden soll.

Im zweiten Teil seines Aufsatzes vollzieht Seidenspinner eine 180-Gradwendung seiner regionalen Blickrichtung und rekonstruiert die gleiche nationalistische, mit Zerstörung und Unterdrückung einhergehende Entwicklung, wie er sie für Litauen, Georgien und Tschetschenien anhand konkreter Beispiele nachvollzogen hat, in ihrer historischen und gesellschaftlichen Einbettung in Deutschlands moderner Mitte: Auf den folgenden neun Seiten analysiert Seidenspinner unter der Perspektive der »wirtschaftliche[n], rechtliche[n] und herrschaftliche[n] Aspekte« die »Polyfunktionalität« der in Dossenheim bei Heidelberg jährlich abgehaltenen Kirchweih (ebd.: 216). Der potentiellen Verschiebung der folkloristischen Problematik auf den europäischen Osten schiebt Seidenspinner hier den in Deutschland empirifizierten Riegel vor.

Indem Seidenspinner selbst analytisch und anhand seiner Beispielswahl die Perspektive seiner Untersuchung immer wieder verschiebt, bewirkt er – in gleicher diskursiver Praxis wie Köstlin – die Parallelität aller dargestellten Fallanalysen. Egal wann, wo, wer, was und wie genau als »Folklore« praktiziert und zur gemeinsamen »Volkskultur« erklärt, bewegt sich in dem sichtbar gemachten Spannungsfeld von tödlich-harmloser Ambivalenz (vgl. ebd.: 215). Diese Gleichsetzung der im Konkreten möglicherweise unterschiedlichen Phänomene markiert den

Ausgangspunkt für die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Konzeption menschlicher Praxis und deren Perspektive auf die Herstellungsprozesse sozialer Gruppen. Eine differenziert analysierte Folklore, wie sie Seidenspinner exemplarisch anhand seines rhetorischen Mittels der Ambivalenzdarstellung demonstriert hat, führt – ganz im Sinne der volkskundlichen Diskurspraxis – zu einem Bild der inneren Verknüpfung unterschiedlichster Wirklichkeitsebenen: Herrschaft, Alltag, Kunst, Wissenschaft, Politik, Widerstand, Krieg, Tanz und Trachten – alles verbindet sich in gegenseitiger Relationierung zu einem komplexen Ganzen. Soziale Praxis wird so als ein Teil eines komplex verflochtenen Gewebes gedacht – und als denkbar vorgestellt –, währenddessen ein versuchter linearer Nachvollzug der eindeutigen Kausalitäten oder der Versuch einer kontrollierten Steuerung der Phänomene ad absurdum geführt werden. Gerade die »kulturwissenschaftliche« Konzentration auf die Relationierungen zeigt, wie sich individuelle soziale Praxis mit den Normierungen und Ideologien, die in scheinbar harmlosen Phänomenen wie den folkloristischen eingelagert sind, zu kollektiven Gruppenverhältnissen verdichten, die Tod und Vernichtung für viele zur Folge haben (ebd.).

Relationierungen: Mensch, Gesellschaft und Staat

»Der Multikulti-Drive der öffentlichen Diskussion, der lautstarke Hinweis auf importierte Fremdheit und durchmischte Populationen hat ein anderes Phänomen in den toten Winkel gerückt: die zunehmende Tendenz zur *Entmischung*, die nur in ihren krassen Ausformungen – den radikalen Purifizierungen im Südosten und Osten Europas – wahrgenommen wird, die aber auch anderswo zu registrieren ist. Für die frühere Tschechoslowakei wurde festgestellt, dass dort in den 20er Jahren Angehörige von Minderheiten mehr als vierzig Prozent der Bevölkerung ausmachten, während es heute gerade noch sechs Prozent sind. Bei solchen Zahlen wird gelegentlich kritisch angemerkt, dass es sich teilweise um statistische Bereinigungen handelt, also um die bloße Umdefinition von Populationen. Im Prinzipiellen macht dies wenig Unterschied; die Tendenz geht jedenfalls auf Entmischung, Vereinheitlichung. In anderen Ländern, zum Beispiel im ganzen ehemaligen Habsburgischen Reich, verhält es sich ähnlich. Erst die verstärkte nationalstaatliche Volkstumspolitik, die in den 20er Jahren einsetzte, zerstörte das kulturelle und auch das ökonomische Gleichgewicht, das sich in Jahrhunderten herausgebildet hatte. Was unter dem Aspekt der Volkstumspolitik als Chaos erscheinen musste, war in Wirklichkeit ausgewogene und selbstverständliche Multikulturalität.« (Bausinger 1995: 234; Hervorhebungen i.O.)

In seinem Beitrag zu Wolfgang Kaschubas Artikelband »Kulturen – Identitäten – Diskurse« von 1995 thematisiert Hermann Bausinger die

spannungsvolle Relation zwischen menschlicher Gleichheit und Differenz. Im Anschluss an Kaschuba wendet er sich dem viel gehörten und oft geäußerten Beifall zur »Vielfalt der Kulturen« und zur bunten Durchmischung verschiedener Menschengruppen zu. An das Zitat »aus dem ›Lob des kulturellen Unterschieds‹ [...] wird das Verdikt der ›kulturellen Unvereinbarkeit‹« (ebd.: 233), das aus Kaschubas Kulturalismus-Artikel stammt, knüpft Bausinger die ambivalente Problematik der positiv zitierten Zuschreibungspraxis an: Was heute bunte Differenz bedeutet, kann morgen als inkomensurable Unterschiedlichkeit qualifiziert werden.

Im Rückgriff auf die historische Demographie im Habsburgerreich und der darauf folgenden sozialistischen Staaten führt Bausinger in der – oben zitierten – Passage vor, wie ebensolche ideellen Konzepte von (nationaler und ethnischer) Kohärenz eingebunden werden in staatliche Programme – beispielsweise der Volkstumspolitik. In diesen Programmen eingelagert, durch sie motiviert, legitimiert und autorisiert folgen den Vorstellungen einer einheitlichen »Volksgemeinschaft« staatliche Aktivitäten sowie soziale Praktiken, die auf das ganz konkrete Leben und den Alltag vieler Menschen einwirken. Die Menschen werden unter einer solchen Programmatik räumlich, sozial und im zeitlichen Verlauf von ihren bisherigen Beziehungsnetzen abgetrennt und unter neu hergestellten Bedingungen wieder im, am Rand oder außerhalb des ehemaligen sozialen Ganzen platziert. Anhand bestimmter, darauf ausgerichteter Medien, Gesetze oder Bildungsstrukturen werden die in dieser Gesellschaft lebenden Menschen dann in die neue Rolle und Position eingeübt. Die Folge dieser unter ideellen Konzepten konstruierten Identität(en) sind neue und andersartige Inbeziehungsetzungen der davon betroffenen Personen.

Hermann Bausinger charakterisiert seine Beschreibungen der Realität als Problematisierungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Er kritisiert die öffentliche Wahrnehmung, die er sprachlich – anhand der begrifflichen Verballhornung des »Multikulti« – bereits vorwegnehmend negativ qualifiziert, als unreflektiert und tendenziös. Dies hat zur Folge, dass nur die Extreme rezipiert würden – seien es »radikale Purifizierungen im Südosten und Osten Europas« oder die bereichernde »Vielfalt der Kulturen« im Westen (ebd.: 234). Demgegenüber platziert Bausinger die historisch-empirische Gegendarstellung in Form sozialer »Entmischung«: Das Gebiet der ehemaligen Tschechoslowakei zeigte in den 1920er Jahren eine demographische Situation, in der über 40 Prozent der damaligen Bevölkerung zu Minderheiten-Gruppen gezählt wurden. Ähnliches ist aus dem habsburgischen Vielvölkerstaat vor dem Ersten Weltkrieg bekannt. Erst die in den späteren 1920er Jahren einsetzende Volks-

tumspolitik brachte die entscheidenden Veränderungen zur nationalstaatlichen Neuorganisation (ebd.).

Bausinger funktionalisiert das historische Beispiel zum Instrument für eine vorstellbare, weil historisch realisierte heterogene Gesellschaft, die der – sozusagen »virtuell« geführten – Multikulturalismus-Debatte entgegengesetzt werden. Als historisch gewachsene und realisierte, als empirisch nachvollzieh- und mit Quellen belegbare Wirklichkeit kontrariert das Beispiel die an konkreten, wissensbasierten und nachprüfbar Darstellungen arme Diskussion der Gegenwart. Dem ambivalenten und als ideologisch qualifizierten Modell vom einmal guten, einmal falschen Fremden des Multikulturalismuskonzepts wird Bausingers Realanalyse einer Gesellschaft gegenübergestellt, die in sichtbarer und prozentual hoher Diversität ihrer sozialen Gruppen ökonomisch wie kulturell bestens funktionierte. Das historische Vorgängermodell der habsburgischen k.u.k.-Monarchie beweist in einfacher und (geographisch) naheliegender Deutlichkeit, dass an dem multikulturalistisch beschworenen Gesellschaftskonzept Grundsätzliches falsch – und vor allem mit schädlichen Folgen – konzipiert und konstruiert wird. Der Staat erscheint an dieser Stelle mit ebensoviel ambivalenter Qualität wie Potentialität: Das eine Mal tritt er als schützende und ordnende Instanz, das andere Mal als ideologisch motivierte, exkludierend wirkende, für Mensch und Gesellschaft destruktive Macht zutage.

Die von Bausinger anhand »kulturwissenschaftlicher« Analyse legitimierte Konzeption einer verstaatlichten Gesellschaft, die sich als funktional funktionierende soziale Heterogenität charakterisieren läßt, entfaltet ihre diskursive Effizienz mithilfe gegensätzlich gewählter Begriffe: »Kohärenz« und »Differenz«, »Durchmischung« und »Entmischung«, »Unvereinbarkeit« und »Vereinheitlichung«, »Gleichgewicht« und »Chaos«, »nationalstaatliche Volkstumspolitik« und »in Wirklichkeit ausgewogene und selbstverständliche Multikulturalität« (ebd.) stellen immer gleichzeitig – sozusagen als negative und positive Abziehbilder – die polar entgegengesetzten Szenarien des Zusammenlebens sowie der staatlich sanktionierten Gesellschaftsordnung vor Augen des Publikums. Damit erreicht Bausinger auf wenig Platz die deutliche Differenz der polar gezeichneten, gesellschaftlichen Konzeptionen sowie die Diskrepanz zwischen deren unterschiedlichen Realisierungen. Die beiden gesellschaftlichen Organisationsformen werden dabei allerdings nicht als gegenseitige Relativierungen in einer grundsätzlich vielfältig, pluralistischen Welt definiert; im Gegenteil werden sie sprachlich – als »Multikulti« – und moralisch – als »ausgewogene und selbstverständliche Multikulturalität« – deutlich qualifiziert und als Gegenteile voneinander abgegrenzt.

Diese diskursive Strategie der gleichzeitigen, kontrastiv beabsichtigten Evokation unterschiedlicher Organisationsmöglichkeiten des sozialen Zusammenlebens zeigt sich noch subtiler in Bausingers Verwendung des problematisierten Multikulturalismus-Begriffs: In der stilistischen Variation von unüberlegt öffentlichem »Multikulti« (ebd.: 233) gegenüber real gelebter »Multikulturalität« (ebd.: 234) werden die normativen Markierungen für die »richtige« Gesellschaftsform eingeschrieben. Diskursiv werden hier zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Im Anschluss an die öffentlich eingesetzten Begriffe gelingt Bausinger die explizite Einmischung in die Debatte; anhand der begrifflichen Modifikation dagegen wird im gleichen Zug ein ganz anderes Modell in die Diskussion eingeführt, worin sich die Möglichkeit eröffnet, zum gleichen Thema Anderes zu denken.

Auf dem Boden dieses volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Entwurfs, der soziale Gemeinschaft als unterschiedliche Möglichkeiten der Inverhältnissetzungen von Mensch, Gesellschaft und Staat in die geistes- und sozialwissenschaftliche Diskussion einbringt, wird die im Titel bereits vorneweg gesetzte Provokation erst diskursiv »sinn«voll. Die Pointe von Bausingers Überschrift: »Jenseits von Eigensinn: kulturelle Nivellierung als Chance?« liegt in der historisch realisierten Möglichkeit des menschlichen Zusammenlebens »jenseits« des (unter anderem fachhistorisch) positiv bewerteten »Eigensinns«. Indem Bausinger anhand seiner Beispiele den Beweis führt, dass die als »Nivellierung« diffamierte staatlich-gesellschaftliche Organisation keineswegs als Verlust sondern als »Chance« zu verstehen ist, zeigt er, wie »kulturwissenschaftlich« relationierendes Denken die Dimensionen von Individuum und Kollektiv vereint, ohne die eine oder andere Ebene ideologisch zu vereinnahmen.

Relationierungen: Menschen, Räume, Umwelten

»Gemeindeforschung wird durch Globalisierungsprozesse nicht obsolet, aber wenn sie kombiniert wird mit anderen Zugängen und die Ergebnisse mobiler Forschungen berücksichtigt, dann verändert sie sich. Sie verändert sich zu einer Ethnographie lokaler Lebensformen unter Bedingungen der Globalisierung bzw. globaler Lebensformen unter Bedingungen des Lokalen. Denn Sesshaftigkeit von Menschen, Ortsbezogenheit ihres Denkens, Nahräumlichkeit ihrer Beziehungen und Handlungen, wie sie oft der Lebensform Gemeinde unterstellt werden, waren nie selbstverständlich und sind es heute erst recht nicht mehr. Und wo Sesshaftigkeit empirisch feststellbar ist, beginnen damit erst die Fragen: Wird hier eine freiwillige Option realisiert, oder handelt es sich um eine unfreiwillige Zumutung für Menschen, denen Mobilitätsbeschränkungen auferlegt sind? Sesshaftigkeit kann nur interpretiert werden in

Relation zu anderen Möglichkeiten des Raumbezuges. Der britische Kulturosoziologe Martin Albrow prognostiziert in einem kürzlich veröffentlichten Aufsatz, dass sich neue Formen sozialer Ungleichheit entwickeln analog zur Eröffnung oder Beschränkung von Mobilitätschancen – »time-space social stratification« nennt er diesen neuen Modus der Schichtung, der aus ungleichen Zugangsmöglichkeiten zu Verkehrsmitteln, Telekommunikation und Raumnutzung resultiert.« (Welz 1998: 191f).

Wie Wolfgang Kaschuba wählt auch Gisela Welz die disziplinäre Programmatik als Thema für ihre Antrittsvorlesung, die sie als Privatdozentin an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen 1997 vorgetragen hat.³ Sie handelt auf gut zwanzig Seiten die geistes- und sozialwissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Veränderungen in einer von Globalisierungsprozessen neu strukturierten Welt in verweidichter und empirisch unterlegter Darstellung ab. Ihr konkretes Thema, das sie dabei verfolgt, sind die von den Veränderungen beeinflussten »lokalen und globalen Lebensformen« (ebd.). Den wenig spezifizierten noch empirisch gesättigten ethnologisch-anthropologischen Theoriedebatten der 1990er Jahre, die sie am Anfang ihrer Vorlesung kritisch diskutiert, stellt sie eine eigene – in mobiler Feldforschung durchgeführte – Untersuchung zum zeitgenössischen Leben auf einer griechischen Insel gegenüber.

Welz postuliert aufgrund ihrer empirischen Ergebnisse eine Neudefinition des »Orts«, die auf zwei grundlegenden Neuperspektivierungen der kulturorientierten Ethnowissenschaft(en) basiert: Erstens anhand »eine[r] Perspektive, die den konkreten Ort als eine von vielen Lokalisierungen des Globalen begreift« (ebd.: 191), und zweitens anhand einer Wendung des Blicks auf die Wirklichkeit, die nur dann zu erreichen ist, »wenn man als Feldforscher selbst nicht ortsfest bleibt, sondern auf Reisen geht« (ebd.). Entscheidend an und für diese Art der Forschung ist nach Welz die Frage nach dem Status und der Bedeutung der erhobenen Empirie für die Individuen. Die Frage richtet sich darauf, ob die Erfahrungen und Handlungen der Menschen als »freiwillige Option« oder »unfreiwillige Zumutung«, als Eröffnung von »Mobilitätschancen« oder als »Auferlegung von Mobilitätsbeschränkungen« (ebd.: 192) zu verstehen sind. Im Blickwechsel auf die Strukturierung der Gesellschaft, innerhalb derer sich die befragten und beobachteten Individuen bewegen,

3 Publiziert wurde die Antrittsvorlesung – ebenfalls wie diejenige Kaschubas – in der als wichtigste und renommierteste Fachzeitschrift der deutschsprachigen Fachcommunity geltenden »Zeitschrift für Volkskunde«, die vom gemeinsamen Dachverband der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde« herausgegeben wird.

gilt das Forschungsinteresse dementsprechend den neuen Formen sozialer Ungleichheit und den neuen Modi der sozialen Schichtung, die in »ungleichen Zugangsmöglichkeiten zu Verkehrsmitteln, Telekommunikation und Raumnutzung« (ebd.) angelegt sind.

Gisela Welz profiliert ihre »kulturwissenschaftliche« Darstellung der untersuchten Wirklichkeit anhand der Kontrastierung gegensätzlicher disziplinärer Szenarien: Sie stellt der wissenschaftlich fachübergreifend geführten Theoriediskussion die disziplinär eigene Untersuchung von konkret und empirisch gewonnenen Forschungserkenntnissen gegenüber. Und auch sie induziert in diese Darstellung eine diagnostische, gesellschaftsorientierte Kritik: Anhand der ihrer Thematisierung des Verhältnisses der Menschen zu ihrer gebauten und natürlichen Umwelt miteinander vernetzte Dimensionen der Realität, nimmt Welz eine Vertiefung der öffentlichen – von ihr als eindimensional und einseitig qualifizierten (ebd.: 180) – Multikulturalitätsdiskussion vor. In doppelter Anknüpfung an die Tagesaktualität der Globalisierungsdebatte (ebd.: 177f) und die alltäglich erfahrenen Raum-Zeit-Beziehungen ihrer potentiellen LeserInnen erhält Gisela Welz' Beschreibung von Mobilität, von davon beeinflusster sozialer Nähe und Distanz, von neuen Erfahrungs- und Bildungsmöglichkeiten sowie von deren soziostrukturellen Konsequenzen eine Plastizität, die die Plausibilität der Thematisierungen über ihre argumentative Logik hinaushebt und ihnen eine stärkere Akzeptanz verschafft: Die konkret eingebrachte Empirie innerhalb der relativ stark abstrahierten, an akademischen Gepflogenheiten orientierten Darstellung lenkt die Vorstellungskraft des Publikums auf dessen eigene Erfahrungsbestände. Die Allgemeinheit der angesprochenen Phänomene der Ortsveränderungen, der Telekommunikation, Medialisierung und Verkehrstechnik garantiert die Anschlussmöglichkeiten zwischen den Vorstellungen des Publikums und den im Vortrag referierten Ausführungen. Im doppelten Anschluss – an die wissenschaftliche Debatte und an die je individuell-subjektiven Erfahrungen – bündelt Welz in ihrer Vorlesung die beiden Stränge und vereinigt sie zu einem einzigen des komplex und relationierend konzipierten Bilds aktueller Lebensweisen, die sich immer in der flexiblen Verknüpfung von Menschen und ihren sie umgebenden Räumen realisieren.

Profilierung der Gesellschaft: Differenzierte Integration

»Innen und Außen bezeichnet ein Problem, das von allen Gesellschaften bewältigt werden muss. (...) Im Mittelalter wurde Innen und Außen zentral über »Religion« reguliert; in der Zeit des Industrialismus und Kolonialismus trat »Rasse« als Unterscheidungskriterium in den Vordergrund; das 19. Jahrhundert bildete mit »Volk/Nation« wieder eine neue Semantik von Innen und Außen aus, die auf einer positiven Bestimmung von Gemeinschaft beruht; und die modernen Sozialstaaten am Ende des 20. Jahrhunderts stellen derzeit ihren kategorialen Apparat, mit dem sie versuchen, mit der Differenz umzugehen und das Eigene vom Fremden zu unterscheiden, erneut um: nun auf »Kultur« [...].

Die hier von Frank-Olaf Radtke vorgetragene Auffassung kann stellvertretend für eine überwiegend von Soziologen und Politologen geführte Debatte stehen, in der Kultur als Grenzmarkierung gesellschaftlicher Inklusions- und Exklusionsverfahren gekennzeichnet und kritisiert wird [...]. Das Konzept der Kultur erscheint dabei als Fortschreibung rassistischer und nationalistischer Ausgrenzungsstrategien im neuen Gewand. Ebenso wie diese werde Kultur als Unterscheidungsmerkmal zur Einordnung von Menschen in feststehende Kollektive eingesetzt. Gerade im Diskurs über die multikulturelle Gesellschaft sei es nun salonfähig geworden, bestehende Unterschiede in der Bevölkerung als kulturelle zu interpretieren und so andere, vor allem auch soziale und ökonomische Differenzen zu verschleiern. Die Zuschreibung Kultur lege Menschen auf eine Zugehörigkeit zu ethnischen Herkunfts- und Abstammungsgemeinschaften fest und sei deshalb in ihrem Kern ein anti-demokratischer Angriff auf universale Werte wie Gleichheit und Freiheit. Ganz ähnlich argumentieren französische Kritiker wie Pierre Taguieff, der den Multikulturalismus als »kulturellen Neo-Rassismus« bezeichnet; Kultur erscheint bei ihm als kollektiver »Kerker«, in dem das Individuum gefangen bleibt und seines Anspruchs auf Autonomie beraubt wird [...].« (Römhild 1998b: 4)

Regina Römhild steuert 1998 einen Artikel zum Themenheft »Anerkennung« des »kuckuck« bei, der auf ihren früheren Forschungen zur Dissertation über »Die Macht des Ethnischen: Grenzfall Russlanddeutsche« (Römhild 1998a) basiert. Unter der Überschrift »Ethnizität und Ethnisierung. Die gemanagte Kultur als Ausgrenzungsinstrument« bespricht sie auf fünf Seiten die geistes- wie sozialwissenschaftliche und gesellschaftliche Problematik, »Kultur« in einer spezifischen Definitionsweise als eingängiges und effizientes Mittel der Ausgrenzung zu fundieren, instrumentalisierbar zu machen und letztlich auch selbst zu instrumentalisieren.

Im Anschluss an die direkt an den Anfang ihres Beitrags platzierte Darstellung soziologischer wie politologischer Thesen zur je historischen Spezifik der Vergesellschaftung setzt Römhild das Thema vom

Umgang mit Differenz ins Zentrum ihrer Ausführungen. Am eigenen Forschungsbeispiel remigrierter Russlanddeutscher, die zeitgleich mit einem neuen Nationalisierungsschub nach der deutsch-deutschen Wiedervereinigung »als ›Aussiedler‹ in die Bundesrepublik immigrier[t]en« (ebd.: 7), diskutiert Römhild die alltagswirksamen Konsequenzen unterschiedlich disziplinärer wie politischer Diskussionen um »Kultur«. Dass sie der von ihr ausführlich zitierten Kultur-Konzeption der Soziologie und Politologie kritisch gegenübersteht, kennzeichnet Römhild an erster Stelle sprachlich: Im Konjunktiv paraphrasiert kündigt sie den LeserInnen ihres Artikels an, dass sie selbst eine differente Haltung einnehmen wird.

Im konkreten und direkten Bezug zu aktuell debattierten und öffentlich verbreiteten Wissenschaftsdiskussionen bereitet Römhild die volkscundliche Version des Kulturverständnisses und der davon motivierten Forschung vor. In Form einer Negativfolie werden die Konzeptionen von Radtke und Taguieff unter das sich positiv davon abhebende volkscundlich-kulturwissenschaftliche Realitätsverständnis gelegt. Über dem Bild eines nach innen wie nach außen geschlossenen Containers, in dem letztlich autonomielose und kollektiv eingekerkerte Menschen hausen, entsteht in volkscundlicher Perspektivierung die Kontur eines gesellschaftlichen Zusammenhangs, in dem Menschen produktiv mit den sie voneinander unterscheidenden Differenzen umgehen. Der Nachvollzug »einer potentiell offenen Alltagskultur« (ebd.) durch Römhilds Fach macht die gesellschaftliche Struktur in der Praxis des kontinuierlichen und konstanten, gemeinsamen Aushandelns von Verschiedenheit und Ordnung sichtbar:

»Richtet man nämlich den Blick auf Kultur als Praxis, also auf das, was Menschen in ihrem Alltag tun, dann lassen sich gerade auch bei den Russlanddeutschen ausgeprägte Traditionen konstruktiver Auseinandersetzung mit fremden kulturellen Einflüssen entdecken. Aus der Perspektive meiner russlanddeutschen Interviewpartner markierte Deutschsein keineswegs immer eine unüberwindliche Grenze gegenüber dem in der multiethnischen Sowjetunion allzeit gegenwärtigen ›Fremden‹. Trotz Deportation und Stigmatisierung als Stellvertreter des Kriegsfeinds Deutschland versuchten die meisten Russlanddeutschen, sich über lange Zeiträume erfolgreich mit den vielen anderen in einem multiethnischen, sowjetischen Alltagsleben zu arrangieren und sich dort wieder zu beheimaten.« (ebd.: 8)

Römhild geht in ihrer Darstellung der alltäglichen, je individuell praktizierten Aushandlung von Differenz über die analytische Nachzeichnung menschlicher Handlungsgewohnheiten hinaus. Anhand ihrer wechselnden Szenarien, die alle das dynamische Miteinander verschiedener Men-

schen in immer wieder unterschiedlichen Situationen und Konstellationen aufzeigen, profiliert sie ein Modell von gesellschaftlicher Gemeinschaft, die sie gleichzeitig als reale Vision qualifiziert. In die Vorstellung dieses funktionsfähigen Gesellschaftsmodells eingeschrieben ist die Konzeption des sozialen Individuums. Dieses wird – erstens – grundsätzlich als Mitglied einer Gesellschaft angesprochen, womit das Individuum nicht als einzelnes Subjekt vorstellbar sondern immer in Relation zu anderen Individuen und im Kontext eines Kollektivs gedacht wird. Zweitens wird der Mensch in dieser sozial definierten Relationierung mit einer spezifischen Kompetenz charakterisiert: Jeder Mensch ist fähig, mit Differenz gesellschaftlich produktiv umzugehen. Und drittens enthalten diese Definitionen von Individuum und Gesellschaft spezifische und gleichzeitig konkret unterschiedlich gestaltbare Anleitungen für ihre Praxis.

Römhilds begriffliche Wahl in der Darstellung ihrer theoretischen Begriffsdefinition von »Kultur« wie in der empirischen Fallanalyse ist bestimmt vom Begriff des »Alltags« als Ort für die von allen Gesellschaftsmitgliedern zu leistende – weil leistbare – »konstruktive Auseinandersetzung« und die Aufnahme »fremde[r] kulturelle[r] Einflüsse« (ebd.). Den Ernst und die Normativität, die Römhild in dieser Begriffswahl statuiert, belegt der im Aufsatz geführte Nachweis bereits gelungener Beispiele für diese Art der konstruktiven Auseinandersetzung: Menschliche Differenzen bilden »keineswegs [...] eine unüberwindliche Grenze« (ebd.), sondern »über lange Zeiträume« haben Menschen gezeigt, dass sie »erfolgreich«, »sich [...] mit den vielen anderen [...] arrangieren« können und es so gelingt, »sich [...] zu beheimaten« (ebd.). Das heißt: »Alltag«, »subjektive Erfahrung« und »Praxis« bieten das Grundmaterial, aus dem menschliche Gemeinschaften zusammengesetzt sind. »Wandel« und »Tradition«, »Widersprüchlichkeit« und »Kommunikation«, »Aushandeln« und »Übereinkommen«, »Begrenzung« und »Offenheit« charakterisieren die wesentlichen Prozesse, von denen das Leben geprägt ist, und unter dessen Vorgabe das Leben auch für alle und von allen – im Besonderen für und von den LeserInnen des Aufsatzes – gestaltet werden soll.

Ganz im Gegenteil zu den von Römhild eingangs platzierten Kulturkonzepten von Ausschluss und Einkerkering, ersteht bis zum Ende der Artikels vor den Augen der LeserInnen die »kulturwissenschaftlich« lancierte wie autorisierte gesellschaftliche Konzeption permanenter menschlicher, im Alltag gelebter und erfahrener Auseinandersetzung mit sich selbst und mit anderen. Die Schilderung dieses sozialen Miteinanders ist durchsetzt von Verben, die sprachlich das Prozesshafte und die Flexibilität menschlichen Lebens betonen. Alle statischen Substantive

werden im Satzverlauf durch deren praktische Differenzierung im konkreten Alltag oder durch ein verneinendes Attribut wieder aufgeweicht, das heißt prozessualisiert. Konsequentermaßen in dieser diskursiven Differenzierungspraxis formuliert sich auch Römhilds volkswissenschaftliche Profilierung von »Gesellschaft« als differenzierte, integrativ ausgerichtete Vergemeinschaftung.

Fazit: Wir als Menschen

Armin Nassehi bestimmt in seiner Analyse des modernen soziologischen Diskurses eine grundlegende Ambivalenz, die die »gesamte gesellschaftliche Moderne« – und damit auch deren soziologische Theoretisierung – als »Grundnarrativ« durchzieht (vgl. Nassehi 2006: 21). Die Ambivalenz liegt in der Gleichzeitigkeit zweier ganz unterschiedlich ausgerichteter Diskurse, welche sind: »der Diskurs der *Freiheit und der individuellen Zurechnung von Sinn* auf der einen Seite und der *Disziplinierungsdiskurs* auf der anderen Seite« (ebd.; Hervorhebung se). Die Spannung, die aus dieser Doppelung erwächst, schlägt sich sozialwissenschaftlich als Problematisierung der »Integration« nieder. Egal, welche Lösungen für die Verbindung oder Harmonisierung der beiden Diskurse von unterschiedlichen Soziologen entworfen wurden, entscheidend und charakteristisch für alle ist der ihnen gemeinsame »Horizont auf die *normative Integration* von gleichzeitig Unterschiedlichem« (ebd.; Hervorhebung i.O.). Das heißt: »Die Idee der normativen Integration der Gesellschaft darf seitdem als bisweilen eher implizite, zumeist ziemlich explizite *conditio sine qua non* gesellschaftlicher Ordnung angesehen werden.« (ebd.; Hervorhebung i.O.)

Was Nassehi für die Soziologie statuiert, gilt gleichzeitig für die geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Disziplin der Volkskunde. Im Versuch, den zugrundeliegenden Mustern für die Praxis und Produktion menschlicher AkteurInnen auf die Spur zu kommen, thematisiert die Volkskunde die Frage, was das »Wir als Menschen« charakterisiert, definiert und formiert. Vor dem Horizont eines spannungsvollen Verhältnisses zwischen dem Menschen als freiheitliches Subjekt und seiner unhintergehbaren Einbindung sowie Prägung durch einen sozialen wie physisch-materiellen Kontext fahnden die VolkskundlerInnen nach deut- und erklärbaren Manifestationen dieser ambivalenten Existenz, die sie forschend zu verstehen versuchen.

Mithilfe des relationierenden Kulturbegriffs gelingt der Volkskunde die Thematisierung des bereits in die Frage von »Wir als Menschen« eingeschriebenen Relationalität des (modernen) Menschseins. Die »kulturwissenschaftliche« Perspektive auf das »Wir als Menschen« erfasst

die elementaren Beziehungen – zu sich selbst, zu anderen Menschen, zu Gruppen, zur Gemeinschaft als Gesellschaft und Staat sowie zur natürlichen Physis – sowohl als einzelne wie auch in ihrer vernetzten Gesamtheit. Das Interesse für die unterschiedlichen Inverhältnissetzungen der Menschen definiert das »Wir als Menschen« im Sinne eines »Wir als soziale Wesen«. Das »kulturwissenschaftliche« Wissen konzentriert sich konsequent auf die Komplexität *gesellschaftlicher* Wirklichkeit, da das Menschsein in seiner konkreten Manifestation für den Menschen nicht anders als in dessen »sozialer« Dimension fass- und denkbar wird.

Die Pointe des »kulturwissenschaftlichen« Wissens qualifiziert sich in dessen Konzentration auf die Relationalität und die Relationierung menschlicher Existenz. Deshalb bespricht, reflektiert und demonstriert gerade die volkscundliche Programmatik ganz zentral und konstant diese grundsätzliche Charakteristik ihres Denkens. Zum Thema fachlicher Selbstdarstellungen wird dementsprechend konsequent die Frage nach dem Verständnis des Selbst – sei es als Subjekt, als ForscherIn, als VolkskundlerIn, als KulturwissenschaftlerIn, als ethnisch, national oder sozial definiertes Gruppen- und Gesellschaftsmitglied – in Relation zu seinem historischen, geographischen und sozialen Kontext. In Bearbeitung des Spannungsverhältnisses zwischen Individuum (als freiheitlichem Subjekt) und Kollektiv (als das Individuum normierender und integrierender Instanz), das dem (modernen) Menschen als Grundlage seiner Existenz gegeben ist, entwerfen die VolkskundlerInnen mithilfe des relationierenden Kulturbegriffs ein Gesellschaftsbild der »differenzier-ten Integration«. Ihr »kulturwissenschaftlicher« Entwurf der Gesellschaft vereinigt gleichzeitig die analytisch-deskriptive Repräsentation der sozialen Wirklichkeit sowie das idealiter gedachte und normativ intendierte Modell einer in der späten Moderne realisierbaren Gesellschaft. Damit problematisieren *und* lösen die VolkskundlerInnen gleichzeitig die Ambivalenz der von Nassehi diagnostizierten »normativen Integration von gleichzeitig Unterschiedlichem«, die ihrem Denken – als »modernes« – grundsätzlich unterlegt ist.

Mit dieser komplexen Relationierung anhand ihres Kulturbegriffs intendieren die FachvertreterInnen eine prominente und selbstbewusste Platzierung des volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens, die in der Wahl des programmatischen Textgenre seine Aussagekraft noch erhöht: In ihrem forschenden Blick auf sich selbst »als Menschen« wenden die VolkskundlerInnen als »KulturwissenschaftlerInnen« ihr Augenmerk – in wechselnder Perspektive auf verschiedene europäische Räume – grundsätzlich und immer wieder auf die eigene (nationale) Gesellschaft. Mit dieser kombinierten Verschiebung der Blickwinkel gelingt eine Pointierung des als komplex charakterisierten Gesellschafts-

modells, wodurch sich die Prägnanz und das diskursive Gewicht des – in gemeinsamer gesellschaftlicher Praxis zu erreichende – Ordnungsmodells einer »differenziert integrierten Gesellschaft« erhöht.

Resumée: Die »Gesellschaft« als Gegenstand der volkskundlichen Wissensarbeit

Der entscheidende Punkt, der als erstes und zentrales Resumée der mikroanalytischen Untersuchung des volkskundlichen Wissens gelten kann, liegt in der spezifischen Fokussierung und Gegenstandskonstruktion durch die FachvertreterInnen: Der Gegenstand, den die VolkskundlerInnen in ihrem Sprechen hervorbringen, ist derjenige der »Gesellschaft«. Entgegen der expliziten Positionierung von »Kultur« als *Perspektive und Objekt* des volkskundlichen Forschens (vgl. Kaschuba 1999: 11ff), zeigt die diskursanalytische Untersuchung, dass die »Gesellschaft« – nicht »Kultur« – den fokussierten, allerdings »unbemerkten« (vgl. Nassehi 2006: 16) *Gegenstand* des volkskundlichen Diskurses darstellt.

»Kultur« spielt die Schlüsselrolle in der Vernetzung der unterschiedlichen Dimensionen, die dem Gegenstand der »Gesellschaft« eigen sind. Mit dem Menschen als »Subjekt« im analytischen Zentrum werden alle anderen davon abhängigen Ebenen gesellschaftlicher Realität zu ihm – dem Menschen – in Beziehung gebracht. Daraus entsteht ein dichtes Netz von Relationierungen, die Auskunft darüber geben, in welches Verhältnis der Mensch zu sich selbst, zu anderen Menschen oder Gruppen, zur Gesellschaft bzw. zum Staat als abstrakte und rechtlich gefasste strukturelle Umgebung und letztlich auch zur physischen Umwelt gesetzt wird, und dies je nach historischem und geographischem Kontext, der die Menschen umgibt. Die verschiedenen Felder gesellschaftlicher Realisierungen rund um den Menschen werden im volkskundlichen Reden als komplexes, sich gegenseitig bedingendes – ohne linear kausal strukturiert zu sein –, Deutung verleihendes und Deutung ermöglichendes – das heißt sowohl bedeutungsvolles wie auch mehrdeutiges – historisch kontextualisiertes und wandelbares Geflecht von unterschiedlichsten Beziehungen und Relationierungen konzipiert.

Den Ausgangspunkt jeder volkskundlichen Fragestellung und Forschung markiert aufgrund des analytischen Fixpunktes das »Wir« im Sinne des Menschen als Subjekt. Im kollektiven »Wir« der Volkskunde verbindet sich das – allgemein gesetzte – Interesse der ForscherInnen für das eigene Dasein in d(ies)er Welt mit demjenigen der Untersuchten sowie der LeserInnen. Anhand dieser Kollektivsetzung eines an sich selbst interessierten – und damit auch selbstreflexiven – »Wir« im Zentrum der

Forschung erreichen die VolkskundlerInnen zudem die erkenntnistheoretisch vorausgesetzte Einheit der ForscherInnen mit ihrem Feld (vgl. Welz 1998: 180ff). In dieser Verallgemeinerung ihres Erkenntnisinteresses als Frage nach dem »Wir und die Welt«, das schon fast banal erscheint, manifestiert sich das basale, für das volkskundliche Wissen konstitutive Verständnis vom menschlichen Subjekt als sozialem Individuum. Der Mensch als Subjekt wird nie ohne Andere oder Anderes gedacht und denkbar. Die Relationierung als grundsätzliches Charakteristikum volkskundlichen Arbeitens bildet dementsprechend sowohl die Konsequenz als auch die Ausgangslage jeder analytischen Strukturierung im fachlichen Diskurs. Was in diesem Sinn für den volkskundlichen Diskurs gilt, hat Armin Nassehi für den soziologischen Diskurs der Moderne analytisch herausgearbeitet: »Zwar galt und gilt selbstverständlich *der Mensch* als das Subjekt der Welt, aber als ein vergesellschaftetes Subjekt, was seinen Subjektstatus unbemerkt korrumpiert.« (Nassehi 2006: 16; Hervorhebung i.O.)

In dieser – diskursiv hergestellten und gleichzeitig verborgenen – Konzeptualisierung des Menschen als grundsätzlich gesellschaftliches und vergesellschaftetes Wesen wird eine funktionale Perspektive erkennbar, die die Herstellung des volkskundlichen Wissens steuert: Unter dem heimlichen Fokus auf ein idealiter entworfenes Gesellschaftsmodell zeichnet die Volkskunde normative Bildausschnitte des sozialen Lebens, die auf eine orientierende Selbstdeutung des gesellschaftlichen Ganzen ausgerichtet sind. Das heißt – in umgekehrter Formulierung –, die gesellschaftliche Ordnung leitet die Herstellung des volkskundlichen Wissens als dessen konstantem, aber implizitem Fokus an. Die »richtige« gesellschaftliche Ordnung perspektiviert und funktionalisiert in diesem (diskursiv durchgesetzten) Sinn die gesellschaftliche Selbstorganisation und -reproduktion durch die volkskundlich interpretierte Selbstbeschreibung als letztes Ziel ihrer fachlichen Erkenntnisse.

Dieser umfassende und ganzheitlich ausgerichtete Anspruch der Volkskunde zeigt sich in der Positionierung ihrer eigenen Forschungen. Diese sind nicht im Sinne einer *je spezifisch und partiell ausgerichteten Problemdiskussion* gedacht; sondern aufgrund der normativen Gegenstandskonstruktion der »Gesellschaft« durch die Volkskunde fungieren alle Studien *als Fallbeispiele für die ganzheitliche Neumodellierung der Gesellschaft* als integrierte und integrative Differenz im Sinn und zum Ziel einer differenzierten Integration der Gesellschaft. Allen – oben zitierten – Beiträgen ist deshalb in diskursiv angeleiteter Sinnkonstruktion das Bemühen gemeinsam, anhand der unterschiedlichen Relationierungen, aus denen sich die Wirklichkeit herstellt, das Bild und Modell einer

»demokratischen«, »aufgeklärten«, differenziert integrierten Gesellschaft denk- und erreichbar werden zu lassen.

Die drei untersuchten Forschungsfelder repräsentieren konsequent die drei grundsätzlichen Dimensionierungen, die als Charakteristik der Volkskunde in Sinn und Funktion einer relationierenden »Kulturwissenschaft« gelten können: Die disziplinäre Programmatik konzentriert sich auf den Kern jeglicher Sozialität, indem sie ihren Schwerpunkt auf das Verhältnis von Mensch(en) zu Mensch(en) ausrichtet. Im »Wir und die Anderen« konzipiert sie ein komplexes Ganzes, das die Menschen als Individuum, als Gruppe, als Gesellschaft und als (nationalen) Staat zusammenbindet. Die Sachkulturforschung ergänzt diesen Schwerpunkt um denjenigen der Beziehung zwischen den Menschen und der sie umgebenden Materialität. Indem die FachvertreterInnen diese Beziehung volkscundlich relational denken, kommen vor dem Horizont des »Wir und die Dinge« sowohl die »Dinge« als vom Menschen Hergestellte wie auch als ihm Entgegengesetzte in den Forschungsblick. Die Stadtforschung als »Wir und die Physis« letztlich bringt die Abhängigkeit – sowie der davon motivierte Versuch des Unabhängigwerdens – der Menschen von der Physis des Raums und der Zeit zur Sprache, die grundsätzlich zwar als die auch ohne Menschen bestehende Grundlagen der Welt verstanden aber ohne Beziehung zum Menschen nicht real erforscht werden können.

Das innerhalb dieser Forschungsfelder sichtbar werdende Geflecht gesellschaftlicher Realität bewerten die VolkskundlerInnen als widersprüchliches, intransparentes sowie unhintergebares Bedingungs- und Möglichkeitsfeld von menschlicher Existenz. Die Art des volkscundlichen Wissens, dieses dichte Geflecht beschreibend, analytisch, reflexiv und kritisch nachzuzeichnen, dient der komplexen Relationierung menschlicher Praxis, Erfahrung und Kontextualisierung im Fokus der »richtigen« gesellschaftlichen Ordnung. Das volkscundlich-kulturwissenschaftliche Wissen erhält dadurch die Qualität von informierendem und darin Orientierung stiftendem Wissen, das auf die Erreichung des ideal gedachten, real zu manifestierenden Gesellschaftszustands ausgerichtet ist. Volkskundliche »Kultur«-Konstruktionen enthalten und entfalten somit eine doppelte Dimension: Einerseits beinhaltet die Doppelung die Konstruktion von »Kultur« als ideale Ordnung der Gesellschaft – im Sinne eines Genetivus obiectivus. Andererseits entfaltet sich in dem Doppelbegriff die Konstruktion des Gegenstands »Gesellschaft« anhand von »Kultur« – als Genetivus subiectivus. Damit erreichen die VolkskundlerInnen Zweifaches: Gesellschaft wird überhaupt erst denk-, vorstell- und veränderbar durch die volkscundlich-kulturwissenschaftliche Formierung des Gegenstands »Gesellschaft«.

Was Ulrich Beck und Wolfgang Bonß als Konsequenzen der »reflexiven Moderne« für das Subjekt und dessen Subjektivität festgehalten haben, bildet die Prämissen für das ambivalent definierte Gesellschaftskonzept der Volkskunde als »differenzierte Integration«: Die Individualisierung innerhalb eines sozialen Kontextes beinhaltet sozusagen als Kehrseite der Medaille,

»dass die Grenzüberschreitungen und Grenzaufhebungen der oder des einen Grenzsetzungen und Grenzvorgaben für den anderen bedeuten. Die Vervielfältigung von Nebenfolgen der Individualisierung erzeugt und verstärkt also *Asymmetrien*, das heißt: Individualisierungstätter sind zugleich Individualisierungsoffer, und die Möglichkeiten des einen sind die Unmöglichkeiten des anderen.« (Beck/Bonß 2001: 43f; Hervorhebungen i.O.)

Beck und Bonß folgern daraus, dass sich die Sozialwissenschaft entsprechenden Herausforderungen gegenübergestellt sieht:

»Derartige asymmetrische Verhältnisse im Zuwachs von Freiheitsgewinnen und Freiheitsverlusten müssen empirisch wie theoretisch neu durchdacht und konzeptualisiert werden. Und dies auf dem Hintergrund der Grundannahme, dass das reflexive moderne Subjekt sein Netzwerk *kreiert* (und aufrechterhält), während das einfach moderne Subjekt sein Netzwerk innerhalb vorgegebener Grenzen *interpretiert*.« (ebd.)

Konsequent beschreiben und konzipieren die VolkskundlerInnen ihren Gegenstand der »Gesellschaft« in einem Doppelcharakter aus einzelnen Individuen und einem individuell differenzierten Kollektiv.

Dieses ambivalente Bild gesellschaftlicher Ordnung ermöglicht es der Volkskunde, dem politischen Postulat von individuellen Rechten – auf Subjektivität und Anderssein – zu entsprechen, und dennoch gleichzeitig ein einigendes Modell kollektiver Gesellschaftsordnung vorzustellen. Die Ambivalenz der »differenzierten Integration«, die das Fach in seinen Gesellschaftsentwurf einschreibt, muss konstant plausibilisiert werden. Die VolkskundlerInnen (re-)präsentieren deshalb die gesellschaftliche Wirklichkeit immer als *komplexe* Realität; das heißt als Gesellschaft, die *mehrdeutig* und *vielschichtig* sowie *unabschließbar* und *widersprüchlich* existiert und funktioniert. Mit der Ambivalenz einer »differenzierten Integration« – die sowohl dem Individuum als auch dem Kollektiv zu entsprechen versucht – balancieren die FachvertreterInnen die konstant bestehende Spannung eines solchen Gesellschaftsmodells, wie sie oben bereits mit Beck und Bonß beschrieben wurde. Das Risiko der ambivalenten Konstruktion bearbeiten die VolkskundlerInnen anhand ihrer spezifischen, konkreten Themenwahlen: Der

Einbezug von gesellschaftlichen Beispielen, deren Ordnung und Organisation in der physischen Vernichtung vieler Menschen resultiert(e) – wie sie sowohl in Deutschland während des Nationalsozialismus als auch in anderen europäischen Staaten nach dem Fall des Eisernen Vorhangs manifest wurden –, dient der Volkskunde als abschreckende Vorlage – und moralisches Mahnmal – gegenüber staatlich sanktionierten Eindeutigkeiten, denen die FachvertreterInnen mit konkretem, alltagsnahem Forschungsmaterial zur freiheitlich-befreienden Konzeption einer *dynamischen, flexiblen, aufgeklärten, offenen und diversifizierten* Gesellschaft aus selbstverantwortlichen BürgerInnen entgegenzutreten.

Durch die große Nähe zwischen den volkskundlichen Forschungsthemen und den erlebten Alltagserfahrungen der »Vielen« spiegelt die Disziplin deren Realität und transformiert sie anhand der »kulturanalytischen« Bearbeitung zu einem handlungsorientierenden Leitbild in Form einer spezifischen gesellschaftlichen Rationalität: Der immer wieder neu konkretisierte Entwurf einer »differenziert integrierten« Gesellschaft reagiert auf die Anforderungen einer global sich verändernden Welt, indem er deren Konsequenzen – in Form neuer Migrationen, neuer politischer Systeme, neuer wirtschaftlicher und internationaler Vernetzungen, neuer medialer Möglichkeiten und Ähnlichem – als spezifische Themensetzungen auf die fachliche Forschungsagenda der Volkskunde setzt. Die Kriterien für die Wahl und Formierung eines Wirklichkeitsbereichs als volkskundliches Forschungsthema bilden die analytische Transparenz herstellende »Kultur«-Analyse zum Zweck der Erweiterung der Handlungsräume und -potentiale der Gesellschaftsmitglieder. Weder individuelle noch kollektiv gesellschaftliche Praxis wird in diesem »kulturwissenschaftlichen« Sinn *einfach* steuer- und gestaltbar, sondern anhand des *komplexen* »kulturwissenschaftlichen« Zugriffs versteh- und veränderbar. Die *analytische Fixierung des Menschen im Zentrum* jeglicher volkskundlicher Forschung beinhaltet so gleichzeitig die *gesellschaftspolitische Zentrierung des Individuums*. In ihrer Adressierung aller möglichen öffentlichen Instanzen und Personen als ihr Publikum vermitteln die VolkskundlerInnen ein Verständnis von Subjekten, die in ihrer je eigenen Normalität – gerade auch im Falle der Abweichung – das Recht auf diese Individualität beanspruchen dürfen und sollen. Die Forderung nach gesellschaftsverträglicher Einbindung der Individuen formuliert die Volkskunde als das individuelle Recht auf Eigen-Sinn (vgl. Bausinger 1995): In der Betonung der je subjektiven Erfahrungen und Sinnkonstruktionen dokumentiert, demonstriert und implementiert die Volkskunde das »Recht zum Anderssein« (vgl. Kramer 1997) mit der »ethischen« Grundierung einer empirisch fassbaren Unterschiedlichkeit der Menschen (vgl. Bausinger 1995: 229).

Die »heimliche« Fokussierung auf die »richtige« Ordnung der Gesellschaft führt zu einem fachlichen Forschungsgestus, der sich zuweilen in der politisch korrekten Litanei einschlägiger Formeln erschöpft. Zitiert werden dann die »komplexe Ordnung«, die »Widerständigkeit« und »Widersprüchlichkeit« des Lebens, die »Heterogenität« sozialer Schichtung und »Lebensstile«, die »Subjektivität« jeglicher Lebenspraxis und die »Vielfalt« und »Vielschichtigkeit« gesellschaftlicher »Sinnkomplexe«, die mit einzelnen, ohne Verweis auf irgendwelche Quellen verwendeten Wirklichkeitsfragmenten illustriert und argumentativ zu einem wissenschaftlichen Text montiert werden. Diese in elaboriertem Fachjargon und unter Einbezug aller diskursiven Formationselemente hergestellten Beiträge unterliegen allerdings der Gefahr substanz- und rezeptionslos werdender Äußerungen, da die intersubjektive Nachvollziehbarkeit und die intendierte Transparenz komplexer Wirklichkeit nicht garantiert werden können.

Die Plausibilisierung der volkskundlichen Risikobearbeitung ihres ambivalent konstruierten Gesellschaftsmodells der »differenzierten Integration« basiert auf einer – beispielsweise im »folkloristischen« Exzess konkretisierten und dramatisierten – Übertragung des Sprichworts »Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg' auch keinem Andern zu«. Entsprechend oft erscheinen die Themen der exklusiv-exkludierenden »Ethnizität«, der »nationalen Identitätskonstruktion«, der »volkskulturellen Mythen«, des diversifizierten »Lebensstils«, der »subjektiven Sinndeutung«, des sozial strukturierten »Umgangs mit Natur und Umwelt«, des »Transnationalismus«, der »Interkulturalität« und letztlich auch des »Kulturalismus« auf der volkskundlichen Forschungsagenda am Ende des 20. Jahrhunderts. So dezidiert die FachvertreterInnen diskursiv gegen (diese) Ideologien und Ideologisierungen auftreten, so pragmatisch ist ihre gesellschaftliche Stabilisierung ausgerichtet: In der konstanten, theoretischen wie empirischen Aufrechterhaltung von *Ambivalenz* und *Widersprüchlichkeit*, die anhand der Diskurspraxis konstant und prozeduralisiert in die fachliche Episteme eingeschrieben werden, sind nur praktische, situationsadäquate, kompromissorientierte Gesellschaftslösungen denk- und vorstellbar.

Das volkskundliche Formationsfeld

Die Krise und Konkurrenz, in der sich neben den anderen wissenschaftlichen Institutionen am Ende des 20. Jahrhunderts auch die Volkskunde befindet, gründet weniger in der qualitativen Unsicherheit des je hergebrachten Wissens als vielmehr in der Vielfalt der zeitgenössischen

Denk- und Wissensmöglichkeiten (vgl. Nowotny 1999: 44f). In dieser Vielfalt der Möglichkeiten liegt nicht nur eine inhaltliche Potenzierung der inhärenten Bedeutung – die einer Eindeutigkeit bzw. sicheren Aussagekraft des Wissens entgegensteht – sondern auch eine Vervielfältigung der legitimen Rede- und Deutungspositionen. Es besteht zu dieser Zeit kein einheitliches und fixiertes, gesellschaftlich sanktioniertes Deutungsprimat (mehr), das seinen RezipientInnen feste, autoritäre und sozial autorisierte Denkpositionen präsentiert oder solche präferiert. Jede Institution und jede/r RednerIn muss deshalb immer wieder um die Legitimität und die Absicherung ihrer (Sprech-)Position besorgt sein; das heißt, jede Institution und jede/r RednerIn muss in der Praxis seines Redens und Denkens aktiv darum bemüht sein, die eigene Sprechsituation zu stabilisieren und für eine Legitimität erzeugendes Publikum sorgen. Demgegenüber bildet gleichzeitig die Formierung von Redezusammenhängen und Sprechpositionen in der Gestalt wissenschaftlicher Disziplinen noch immer eine funktionierende Strategie der Legitimitätsabsicherung (vgl. Toulmin 2005).

Aufgrund dieses ambivalent instabilen Kontextes, der zwischen der Neu- und der Re-Etablierung der legitimen Autorität des jeweiligen facheigenen Wissens schwankt, richtet sich die diskursanalytische Perspektive, die sich für die Art und Qualität des volkswissenschaftlichen Wissens interessiert, noch einmal neu aus: »The focus of sociological analysis must therefore increasingly be the peculiar nature and function of knowledge in social relations as well as the carriers of such knowledge together with the resulting changes in power relations and sources of social conflict.« (Stehr 2005: 115) Zum bisherigen Blick auf »Kultur« als gesellschaftsformierender Begriff tritt dementsprechend ein zweiter hinzu, der sich auf das volkswissenschaftliche Wissen als fachlich institutionalisierte Diskurspraxis konzentriert. Gemeint ist damit der diskursanalytische Nachvollzug einer spezifischen Strukturierung volkswissenschaftlicher Sprechpraxis im Rahmen und mit dem Resultat einer eigenen Wissensformation. Im Kontext eines disziplinären Konkurrenzfelds, in das sich die Volkskunde am Ende des Jahrhunderts gestellt sieht, interessieren die inneren und äußeren Differenzsetzungen, die die FachvertreterInnen zugunsten eines typisch eigenen disziplinären Profils sowie zugunsten dessen Konsistenz und Substanz einführen (müssen). Zudem bestimmt die folgende Untersuchung der volkswissenschaftlichen Publikationen das Ziel einer analytischen Beschreibung des fachlichen »Formationsfelds« (vgl. Foucault 1997: 156), innerhalb dessen sich die VolkskundlerInnen denkend und redend bewegen. Von welchen »Achsen« dieses Feld konturiert und gesichert wird, bildet einen Schwerpunkt der folgenden Analyse. Und es steht zur Frage, anhand

welcher leitenden Differenzen und mithilfe welcher »Formationsregel« (vgl. Foucault 1997: 58) in volkscundlicher Diskurspraxis der disziplinäre Rahmen gesetzt wird, innerhalb dessen sich die fachlichen Äußerungen zu »wahrheitsgemäßen« und »sinnvollen« Aussagen der Disziplin transformieren.

Den Schwerpunkt dieses zweiten Teils der »Kultur«-Konstruktionen bildet konsequent die analytische Orientierung darauf, wie die volkscundliche Wissensarbeit ein spezifisch disziplinäres Formationsfeld konstruiert, das das Fach in der Folge für seine institutionelle Zukunftssicherung instrumentell einzusetzen versucht.

Innere und äußere Differenz(setzung)en: Interne Differenzierung – externe Oppositionierung

Allen gemeinsam ist im volkscundlichen Denkkontext – wie im ersten Teil des diskursanalytischen Nachvollzugs erkennbar wurde – die Verwendung von »Kultur« als relationierendem Analyseinstrument. Damit ist den FachvertreterInnen eine grundlegende Strukturierung ihrer inhaltlichen wie identitären Facharbeit zur stabilisierenden Homogenisierung an die Hand gegeben. Ihr analytisches Forschungsset und ihr selbstformierendes Identitätsinstrument finden die VolkscundlerInnen im »Kulturbegriff« zusammengefasst, der als Formel sowohl die komplexe Realitätsschließung als auch deren Formulierung im Sinn und zum Ziel einer (»aufgeklärten«) gesellschaftlichen Ordnung ermöglicht. Als Relationierungsformel bringt der Kulturbegriff sowohl den jeweiligen Gegenstand und dessen Profil mit der Form und Position des Faches in einen – ebenfalls komplex – miteinander verbundenen Zusammenhang. Allen gemeinsam ist dementsprechend auch die Vorstellung vom – immer wieder zu entwerfenden – Profil der Gesellschaft als differenzierte Integration aller in eine (räumlich-staatlich verfasste) Gemeinschaft. Trotz Einigkeit hinsichtlich dieser Fokussierung ihrer Wissensproduktion zeigt sich eine innerfachliche Heterogenität, die einzelnen Relationierungsfelder zu denken und zu gewichten. Und in den Blick kommen unter diesem Motto auch die Gegner eines solchen »integrierten Differenzmodells«. Dementsprechend verwenden die VolkscundlerInnen einen nicht unwesentlichen Teil ihrer Denk- und Argumentationsenergie auf innere wie äußere Grenzsetzungen (vgl. Wegmann 1999: 260).⁴ Die

4 Der Aufgabe der Grenzsetzung sehen sich auch alle anderen Disziplinen gegenübergestellt, wie es beispielsweise Nikolaus Wegmann für die (deutsche) Literaturwissenschaft beschreibt: »Für die Literaturwissenschaft ist die Frage nach ihren Fachgrenzen ein immer wiederkehrender Anstoß zur Beschreibung der eigenen disziplinären Identität. Das gilt auch in der ak-

Verhandlung der Grenzen beinhaltet nicht allein die *konturgebende Profilierung* der Disziplin sondern ebenso stark die Sicherung der *inneren Substanz* des Fachs.

Interne Differenzierung

Im Blick auf die Widerreden, Modifikationen, Bestätigungen und Proteste, die im fachlichen Reden – egal ob im Feld der Programmatik, der Sachkulturforschung oder der Stadtethnologie – immer wieder zutage treten, soll im Folgenden nachvollzogen werden, wie sich die fachinternen Uneinigkeiten im disziplinären Wissen manifestieren.

»Kultur«: als Zugang zu menschlicher Praxis

Carola Lipp hat sich in einem eigenen Artikel, der als Beitrag zum geschichtswissenschaftlichen Sonderband »Kulturgeschichte Heute« 1998 erschienen ist, mit der »aktuellen deutschen Debatte um das Verhältnis von Kultur, Sozialgeschichte und Historischer Anthropologie bzw. Alltagsgeschichte« auseinandergesetzt (Lipp 1996: 78).⁵ In dem dicht und detailliert gearbeiteten Artikel, der unter der titelgebenden Perspektive »Politische Kultur oder das Politische und Gesellschaftliche in der Kultur« steht, beschäftigt sich Lipp an verschiedenen Stellen explizit mit den Thesen und Konzeptualisierungen von Wolfgang Kaschubas Kulturalismus-Beitrag und manifestiert darin ihre nach innen – in die Volkskunde – wie nach außen – gegenüber der Geschichts- und Politikwissenschaft sowie der Soziologie, die sie in ihre Diskussion einbezieht – gesetzten Grenzen fachlich »sinnvoller« Denkpraxis. Lipp kritisiert grundsätzlich die »argumentativen Inkonsistenzen« (Lipp 1996: 78), die sowohl in Kaschubas wie auch in den anderen Artikeln rund um

tuellen Situation: Wenn ständig weitere Paralleldisziplinen und immer neue Paradigmen ausformuliert werden, stellt sich gleichsam im Rücken dieser allseitigen Veränderungen noch dringlicher die Frage, wo sich in all dem signifikante Trennlinien lokalisieren lassen. [...] Typischerweise versteht man im Kontext der Wissenschaftsgeschichte »Fachgrenze« als eine Abgrenzung nach außen. Hier interessieren jedoch Grenzziehungen innerhalb des Fachs. Man kann dann z.B. nach Fachgegenständen oder Schulbildungen unterscheiden oder auch [...] die Differenz von Zentrum und Peripherie anlegen.« (Wegmann 1999: 260)

- 5 Zu dieser Debatte zählt Lipp neben Beiträgen von Ute Daniel, Richard van Dülmen, Paul Jelavich und Roland Sieder, die alle zwischen 1993 und 1995 in der geschichtswissenschaftlichen Zeitschrift »Geschichte und Gesellschaft« veröffentlicht wurden, auch den Kulturalismus-Beitrag von Wolfgang Kaschuba, der unter dem Titel »Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft?« ebenfalls 1995 in dieser Zeitschrift abgedruckt wurde.

den »Zusammenhang von Politik, Gesellschaft und Kultur in neueren Kulturtheorien und Geschichtskonzepten« (ebd.) zu finden sind.

Einer der wesentlichen Punkte, die ihre Kritik an Wolfgang Kaschubas Beitrag herausfordern, bildet die Theoretisierung der soziokulturellen Wirklichkeit:

»Eine Kritik der Kulturalismuskritik muss sich deshalb an das halten, was der Autor selbst theoretisch zum Verhältnis Kultur-Gesellschaft anbietet. Wenn z.B. vorgeschlagen wird, analog zur sozialhistorischen Ungleichheitsforschung »soziale Unterschiede, Unterscheidung der Geschlechter und kulturelle Differenzen« als »Leitkoordinaten« der kulturwissenschaftlichen Analyse zu setzen, fragt man sich, was der Begriff »kulturell« beinhaltet. Die Differenz der Geschlechter wird offensichtlich weder kulturell noch sozial verstanden, und auch das Verhältnis der Kultur zum Sozialen bleibt unklar. Liest man weiter, dass »Kultur nicht als gesonderte[r] Gegenstand, sondern lediglich als Perspektive«, als »eine spezifische Sicht auf und von Gesellschaft« oder als »neue[r] Blickwinkel auf gesellschaftliche Prozesse« definiert wird, erscheint Kultur als analytischer Begriff eigentlich überflüssig, denn sie ist, so gesehen, kaum mehr als ein Reflex sozialer Strukturen.« (ebd.: 96)

Lipp kommentiert in dieser Passage sowohl die analytische (Un-)Klarheit und fehlende Trennschärfe in der jeweiligen Begriffsdefinition als auch den inhaltlichen Gehalt, der den Konzepten Substanz und Kontur verleihen sollte. Sie kritisiert, dass »Kultur« in Kaschubas Argumentation nie anhand einer differenzierten Definition von »Gesellschaft« unterschieden wird, was aus ihrer Sicht wissenschaftlich fatale Folgen hat: Weder wird inhaltlich klar, was man sich unter »Kultur« oder »Gesellschaft« konkret vorzustellen hat, noch ist erkennbar, wie reale Phänomene anhand dieser Kategorien adäquat beschrieben und erklärt werden können, geschweige denn wird verständlich, in welchem Verhältnis »Kultur« und »Gesellschaft«, »kulturell« und »sozial« zueinander stehen.

Ihre Kritik auf dieser theoretisch-analytischen Ebene weiterführend fühlt sich Lipp bei Kaschubas Ausführungen am meisten von dessen Schlüsselbegriffen herausgefordert:

»Sozioökonomische Begriffe wie »soziale Lageunterschiede und Chancengleichheiten« als Erkenntnisziele kulturalistischen Fragens einzuführen, bedeutet auf wesentliche Aspekte einer Kulturalanalyse zu verzichten. Damit wird die Vielfalt, das Ineinandergreifen und die Subtilität differenzierender Mechanismen in gesellschaftlichen Beziehungen eingeengt statt analytisch ausgeleuchtet. Soziale Differenz ist ein wesentliches Element jeder Kultur. Kulturen sind keine in sich geschlossenen homogenen und kohärenten Einhei-

ten oder Systeme, sondern ein wesentliches Charakteristikum jeder Kultur sind soziale Klassifikationen und Unterscheidungen, Rang-, Gruppen- und Klassenbildungen. Entscheidend ist aber, wie in einer Kultur soziale Differenz konstruiert wird, auf welchen Unterschieden eine Sozialstruktur aufbaut, wie Differenz im Alltag praktisch gehandelt wird und symbolisch repräsentiert ist.« (ebd.: 96)

Den von Kaschuba propagierten Leitbegriffen stellt Lipp explizit andere gegenüber. Statt von »Lageunterschieden« und »ungleichen Chancen« spricht sie von »Vielfalt«, von »Differenzierung«, von der »Subtilität gesellschaftlicher Beziehungsfelder«, vom »Ineinandergreifen unterschiedlicher Mechanismen« zur Herstellung von sozial wirksamen Unterschieden zwischen den Menschen innerhalb einer Gesellschaft. Ihrer Meinung nach ist »Kultur« anhand von sozioökonomischen Zugängen nur unzureichend – wenn überhaupt – theoretisiert. Viel weiter ausgreifend evoziert sie im Reden über »Kultur« den gesamten gesellschaftlichen Raum, in dem Differenzierungen und Zuordnungen zwischen den Menschen auf unterschiedliche Art und von unterschiedlicher Qualität hergestellt werden. »Kultur« ist dabei das Übergeordnete, ein dynamischer Rahmen, innerhalb dessen gesellschaftliche Praxen und Aktivitäten – unter anderem in Form von Differenzherstellung, -verhandlung und -symbolisierung – konkrete Form annehmen bzw. innerhalb dessen soziale Strukturen aufgebaut, stabilisiert und verändert werden. Denn:

»Soziale Lageunterschiede« sind heute im Zusammenwirken von Alter, Geschlecht, regionaler, ethnischer und religiöser Herkunft, von beruflicher Bildung und Tätigkeit wie auch im Hinblick auf subjektive Dispositionen, Lebensweise, Lebensentwurf und gewähltes Lebensumfeld sehr viel komplexer und stärker durch kulturelle Elemente beeinflusst, als dies von den klassischen sozioökonomischen Theorien gesehen wird. Neuere Ansätze trennen deshalb nicht das Individuum von der Sozialstruktur, sondern konzentrieren sich auf den inneren wie äußeren Zusammenhang. Eine Analyse lebensweltlicher Strukturen oder die Hinwendung zu subjektiven Handlungs- und Deutungsmustern der einzelnen eröffnet erst den Blick auf soziale Beziehungen und ihre Konstruktion ebenso wie auf gruppenkonstituierende soziale, ökonomische und politische Bedeutungssysteme. Dass diese Perspektive eminent politisch ist, hat nicht zuletzt die Frauenforschung deutlich gemacht.« (ebd.: 97)

Lipp betont mit ihrer Wiederaufnahme von Kaschubas Leitbegriff der »sozialen Lageunterschiede« ihren kulturwissenschaftlichen Gegenentwurf der Komplexität, indem sie die Lageunterschiede als Produkt vielfältigster Bedingungsfaktoren qualifiziert und indem sie die eine Kategorie der »sozialen Lage« mit einem ganzen Bündel an Kategorisierung-

en – von »Alter«, »Geschlecht«, »regionaler, ethnischer und religiöser Herkunft« über »berufliche Bildung und Tätigkeit« bis hin zu »subjektiven Dispositionen, Lebensweise, Lebensentwurf« und »gewähltem Lebensumfeld« – analytisch konterkariert (oder gar karikiert). Sie demonstriert auf diese argumentative Weise, dass nicht die Unterschiede und Ungleichheiten an sich problematische Felder innerhalb einer Gesellschaft darstellen. Gesellschaftlich relevant – das heißt »politisch« – sind in Lipp's Darstellung vielmehr die unterschiedlichen Verknüpfungen, Beziehungen und Bedeutungen, die in ständigem gegenseitigem Bezug innerhalb von sozialen Gruppen etabliert und gelebt werden. Nur in dieser komplexen, relationierenden Perspektive entfaltet der Kulturbegriff für Lipp seine analytische Kraft und Potenz: Indem sie »Kultur« als das übergeordnete und darin konsequenterweise auch ordnende Element von gesellschaftlicher Realität darstellt, kann im Blick auf diese Ordnung – als Struktur und als Funktion – das komplexe Ineinander von unterschiedlichen Mechanismen und Praxen durchleuchtet, erklärt und verstanden werden.

In konsequenter Weiterführung ihrer epistemologischen Kritik bzw. ihrer Problemdiagnose von Kaschubas argumentativer Inkonsistenz postuliert Lipp eine theoretisch konsistente Konzeptualisierung von »Kultur« als prozessuales, in sich verschlungenes Ganzes, für die sie sich maßgeblich an Pierre Bourdieu orientiert. Sie begründet diese theoretische Ausrichtung mit einem abschließenden Statement:

»Wenn ich hier Bourdieu und sein Verhältnis zu anderen Kulturtheorien so ausführlich referiert habe, findet dies einen Grund darin, dass er am deutlichsten das Strukturelle und Politische in der Kultur und die Kultur in der sozialen Struktur sichtbar macht und diese Beziehung nicht nur als simples Wechselverhältnis begreift. Zum zweiten wollte ich zeigen, dass Bourdieu mit seinem auf Praxisformen und Praktiken zielenden Ansatz einen weiten ethnologischen Kulturbegriff vertritt, denn der Habitus beschreibt ein kulturelles Erzeugungsprinzip, das in allen Bereichen von Gesellschaft, Ökonomie und Politik wirksam ist.« (ebd.: 102)

Mit großer analytischer und rhetorischer Energie kämpft Carola Lipp in ihrem Artikel für die theoretische Substanz des volkskundlichen Kulturbegriffs, der in komplexer Weise dazu befähigen soll, die *menschliche Praxis* aufzuschlüsseln und konsequent verstehbar zu machen.

»Kultur«: als Erkenntnis des Mensch-Seins

Ebenso komplexitätsorientiert wie Lipp positioniert auch Gottfried Korff seine Forschung(en) zur Bedeutung der Dinge für den Menschen.

Er analysiert und reflektiert jede »Sache« nie als isolierte Materialität, sondern er geht in seinen Theoretisierungen der »Sachkultur« immer von einem (komplex gearteten) Beziehungsverhältnis zwischen Mensch und Ding aus: Es geht in der volkscundlichen Forschung um die »Dinge«, weil es die »Dinge« ebenso lange gibt wie den Menschen selbst, und weil sie einen existentiellen Teil menschlicher Realität darstellen. In diesem Sinn charakterisiert Korff die »Dinge« in ihrer doppelten Qualität der Medialität und der Faktizität. Sie transportieren und transformieren ebenso viele Erfahrungen, wie sie selbst von diesen in Form und Funktion bestimmt werden. Komprimiert zeigt sich dieses Verständnis in Korffs Definition des »Dings« als etwas »dem Menschen entgegenstehendes«, als »Ob-jekt« (Korff 1999: 279). Mit dieser theoretischen Konzeptionalisierung der »Sachkultur« geht Korff immer von dem Beziehungsverhältnis aus, das zwischen Menschen und Sachen besteht: Die Sachen allein interessieren ihn nicht; fast schon im Gegenteil geht es ihm um Sach-*Anthropologie*.

Im Vergleich zu Carola Lipps Fokussierung formieren bei Korff nicht das Soziale und dessen hierarchische Strukturierung die Kriterien »kulturwissenschaftlicher« Forschung, sondern der Mensch selbst (in seiner (Um-)Welt) bestimmt letztlich das volkscundliche Erkenntnisinteresse. Noch einmal anders formuliert heißt das: Nicht die Sozialisierung des Menschen motiviert Korffs Forschung, sondern das *Menschsein* an sich in Form unterschiedlichster sozialer Ausgestaltungen und in historischer wie gesellschaftlicher Kontextbindung interessiert ihn als »Kulturwissenschaftler«.

»Kultur«: als Sachuniversum

Im gleichen Jahr, in dem Andrea Hausers »Dinge des Alltags« publiziert werden, eröffnet das »Österreichische Museum für Volkskunde« zu seinem 100-Jahresjubiläum die Sonderausstellung »Sach-Geschichten« in Wien (Sach-Geschichten 1994). Auf den ersten Blick bescheidener als die bei Hauser zitierte Hoffnung auf die »Geschichte der Dinge« – im umfassenden Singular – konzentrieren sich die Wiener in ihrem Titel auf »Sach-Geschichten« und betonen mit diesem Plural die Unabgeschlossenheit und Vielfalt der in den Dingen eingelagerten Bedeutungen.

Franz Grieshofer – neben Bernhard Tschofen einer der beiden Hauptautoren des Ausstellungsbändchens – beschäftigt sich in seinem Beitrag zum Ausstellungs- und Festkatalog mit den vom Museum erhaltenen und gesammelten Dingen, die er anhand eines erweiterten Kulturbegriffs und einer konsequent innovierten Forschungsperspektive in ihrem Aussagewert neu qualifiziert (vgl. Grieshofer 1994: 24). Er be-

schreibt und betont, wie wenig die Dinge aussagen können, wenn deren konkrete Kontextualisierung nicht mit ihnen in den musealen Bestand aufgenommen wurde. Das Wissen um die Geschichte ihrer Erwerbung und Sammlungsintention, ihrer Dokumentation, ihrer wissenschaftlichen Bewertung und ihrer Vermittlung bestimmt die Möglichkeiten und Qualitäten der Ding-Aussagen:

»Zu den Eckdaten jeder Dokumentation gehören Angaben über den Verwender, über die Art, den Ort und den Zeitpunkt der Verwendung; über die Herstellung; über den Sammler (Überbringer), über die Erwerbungsart; weiter zählen dazu die am Objekt selbst ablesbaren Daten wie Material und Bearbeitung (Technik). [...] Zur Erfassung des Objektes gehört ferner die photographische Dokumentation und die Archivierung sämtlicher Originaldokumente und Rechnungsbelege in den Herkunftsakten.« (ebd.: 24)

Erst – oder nur – diese Datenvielfalt also ermöglicht und vertieft das Verständnis von den »Dingen«, denn die möglichst umfassende Kontextdokumentation erschließt und entschlüsselt die »Sach-Geschichten« als »Geschichte der Sachen«. Im Unterschied sowohl zu Lipp wie auch zu Korff setzt Grieshofer damit andere, fachinterne Gewichte der Forschung: Er hat die Struktur und Materialität seiner (musealisierten) Objekte vor Augen, wenn er die bedingenden Faktoren der wissenschaftlich erarbeiteten »Sach-Geschichten« reflektiert (und gegen potentielle Kritik absichert). Statt den menschlichen Umgang mit den Dingen bzw. des Menschen Verhältnis zur Materialität in den Blick zu nehmen, konzentriert sich sein Interesse auf die verstehende Rekonstruktion von *Sach-universa*.

»Kultur«: als historische und räumliche Dynamik

Ende der 1990er Jahre veröffentlicht Helmut Ottenjann einen Artikel mit dem Titel »Der Frauenkopfschmuck ›Ohreisen‹: ein Indikator des Sachkulturtransfers aus den Niederlanden in nord- und westdeutsche Regionen während des 17. und 18. Jahrhunderts« (Ottenjann 1998). Der Beitrag ist Günter Wiegelmann gewidmet, dem zu Ehren anlässlich seines 70. Geburtstages ein ganzer Band der »Rheinisch-westfälischen Zeitschrift für Volkskunde« als Festschrift zugeordnet wurde. Neben sechs anderen Beiträgen, zu denen die beiden HerausgeberInnen Heinrich L. Cox und Ruth E. Mohrmann – die zwei InhaberInnen der volkskundlichen Lehrstühle in Bonn und Münster – verschiedene »Weggefährten und Altersgenossen Günter Wiegelmanns« (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 1998: 11) eingeladen hatten, äußert sich der Museumsfachmann Helmut Ottenjann zu einem ganz spezifi-

schen Stück materieller Kultur, das in diversen vorwiegend nord(west-)deutschen Museen die Zeiten überdauert hat.

An den Anfang seiner Ausführungen stellt Helmut Ottenjann sein grundlegendes Forschungsinteresse, das ihn über die »Kulturraumforschung« mit Günter Wiegmann – dem großen Doyen dieser Forschungsrichtung⁶ – verbindet:

»Handelnde Menschen nicht nur in ihren zeit- und schichtenbezogenen, sondern auch in ihren geographischen Bedingtheiten zu begreifen und sie in ihrer Bedeutung für andere Menschen in einem eingrenzbaren Umfeld zu würdigen, ist ein Grundanliegen historischer Wissenschaften und als »Kulturraumforschung« in besonderem Maße auch ein Schwerpunktthema der Wissenschaftsdisziplin Volkskunde.« (Ottenjann 1998: 123)

Die Charakteristik der Kulturraumforschung liegt konsequent in folgender Zielrichtung:

»Nicht durch den einen oder anderen Indikator, sondern durch ein ganzes Bündel dominanter, miteinander vergleichbarer Kulturindikatoren wird ein Kulturraum definiert und in seiner Ausdehnung durch angrenzende Kulturräume bestimmt. [...] Die moderne Kulturraumforschung hat durch eine Vielzahl an Belegen vor Augen geführt, dass der Kulturtransfer aus einem zentralen Raum sich nicht regelhaft wie ein Flächenbrand – beispielsweise aus den Niederlanden vom Westen gen Osten hin – ausbreitet, sondern oft unter Umgehung benachbarter Kulturregionen, gelenkt von Menschen und abhängig von Natur und Umwelt, sprunghaft mal hier und mal dort seine Kulturimpulse ausstreut. Ursache und Wirkung dieser Kulturinnovationen ausfindig zu machen, Richtung und Intensität dieser Kulturdiffusionen auszuloten, die endogenen Kulturentfaltungen aufgrund unterschiedlich einwirkender exogener Kulturimpulse herauszufiltern und durch interdisziplinäre sowie interregionale, letztlich internationale Vergleiche nachzuweisen, entspricht der zukunftsorientierten Kulturraumforschung »Wiegmannscher Prägung.« (ebd.: 123f)

In Ottenjanns Verknüpfung seines grundlegenden Erkenntnisinteresses und der Charakteristik seines theoretischen und methodischen Fundaments in Gestalt der »Kulturraumforschung« offenbart sich die Gewich-

6 Andrea Hauser verweist innerhalb ihres Wissenschafts- und Methodenkapitels auf Günter Wiegmann als wichtigsten Vertreter der »Historische[n] Sachkulturforschung, die sich in Münster [...] mittlerweile als »Zentrum der volkskundlichen Sachforschung« [...] etabliert hat. Diese auch als historische Innovationsforschung bezeichnete Forschungsrichtung bezieht sich im wesentlichen auf zwei Theoreme, auf das der Kulturfixierungstheorie und das der Diffusions- und Innovationsforschung.« (vgl. Hauser 1994: 53)

tung der unterschiedlichen, benannten Aspekte: Die Menschen und die Dinge, den Umgang der Menschen mit den Dingen und die gesellschaftlichen wie historischen Rahmenbedingungen bei seiner Spurensuche in den Blick zu bekommen, ist ein Teil von Ottenjanns Forschungsvorgehen. Das Ziel der Analyse und Interpretation liegt allerdings darin, Mensch, Ding und soziohistorischen Kontext als Kulturindikatoren zu qualifizieren, die den Kulturtransfer von einer in eine andere Kulturregion motivieren, bedingen und tragen und damit als endogene Kulturentfaltungen oder als exogene Kulturimpulse zu Kulturnovationen wie -diffusionen führen. Die Perspektive Ottenjanns richtet sich dementsprechend im Verlauf seines ganzen Artikels auf die *Bewegung* und die jeweilige *Funktion* der *Dinge im Raum*. Er versucht, im Blick auf die Dinge und Menschen die Räume in ihrer je spezifischen Qualität zu beschreiben und zu verstehen.

Vergleicht man Ottenjanns Begriffswahlen bei seinem vielfältigen und komplex angelegten Forschungsvorgehen mit denjenigen anderer volkscundlicher FachwissenschaftlerInnen, zeigen sich sowohl Übereinstimmungen als auch Differenzen. Anhand der begrifflichen Kategorien in die Forschung eingeschlossen und als analytischer Bezugspunkt gesetzt sind immer die Menschen. Was sich unterscheidet ist demgegenüber deren Charakterisierung: Werden bei Ottenjann zwar einerseits das Handeln und die Funktionen der gegenseitigen menschlichen Beziehungen thematisiert, so erscheinen sie andererseits letztlich doch vorwiegend als menschliche HandhaberInnen von *Sachen*, anhand derer – in ihrer Qualität als Kulturindikatoren – die jeweiligen Kulturinnovationen, Kulturdiffusionen und der Kulturtransfer abgelesen werden können. Das spezifische Erkenntnisinteresse, unter dem bei Helmut Ottenjann die Gesellschaft in ihrer Komplexität in den Blick gerät, bildet der Nachvollzug der Zusammenhänge von Ursache und Wirkung, von Richtung und Intensität der Kulturbewegungen im Raum. Das methodische Vorgehen bestimmt sich unter dieser Gewichtung der kulturellen Dynamik folgerichtig als »Spurensuche der ›Ohreisen-Nutzung‹ in nord- und westdeutschen Regionen« (ebd.: 132; Hervorhebung se), für die an unterschiedlichen Orten und in verschiedenen historischen Epochen nach Belegen gesucht wird. Das heißt, einer qualitativen Interpretation der Dinge als Sozialisierungsinstrumente – wie bei Hauser – steht hier das Interesse für die quantitative *Streuung von Sachen im Raum* gegenüber.

Die fachlichen Kompetenzen der Volkskunde: als Orientierungsinstanz der Gesellschaft

Im Kreuzfeuer der gegenseitigen innerfachlichen Kritik steht nicht nur der Kulturbegriff sondern auch die spezifische Kompetenz der Volkskunde. Wozu die Disziplin besonders befähigt sein soll, bildet den zweiten großen Verhandlungspunkt im fachlichen Diskurs.

Carola Lipp zielt in ihrer Auseinandersetzung mit Kaschubas Kulturalismus-Beitrag konsequent auch auf dessen Profilierung volkskundlicher Potentiale (für die Gesellschaft): »Die Warnung vor dem Verlust der sozialen Perspektive durch kulturanalytische Verfahren erscheint als Teil eines kulturpessimistischen Diskurses der alten Linken, die ihre Ratlosigkeit umsetzt in ein moralisches Zeigefingerheben, statt sich um wissenschaftliche Analyse zu bemühen.« (Lipp 1996: 99) Im Gegensatz zu »Kulturpessimismus« und politischer »Linksorientierung« betont Lipp die Reflexion der wissenschaftlichen Einflussnahme auf gesellschaftlich unterschiedliche Gewichtsverteilungen, auf strukturell zementierte Hierarchien und auf internationale Beziehungen spätmoderner Gesellschaften. Aus dieser Perspektivierung erschließt sich dementsprechend die Kompetenz und Potenz volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Arbeit, die Lipp als *kritisch-reflexive Orientierungsinstanz* qualifiziert (ebd.: 109f).

Die fachlichen Kompetenzen der Volkskunde: als Mittel zur individuellen wie gesellschaftlichen Selbsterkenntnis

Gottfried Korff stellt sich in seinem – hier untersuchten – Artikel die grundsätzliche Frage, warum das Mensch-Ding-Verhältnis gerade trotz seiner fundamentalen Bedeutung für den Menschen in seinem Erleben (Stichwort »Mentalität«) und Leben (im Kontext einer geschichtlich gewordenen Gesellschaft) »kulturwissenschaftlich« bisher nicht stärker thematisiert und theoretisiert worden ist (Korff 1999: 273f). Vor dem Hintergrund des volkskundlichen Fachverständnisses, das Mensch, Gesellschaft und Geschichte in die Mitte seiner Forschung stellt und gleichzeitig die Erforschung »materieller Kultur« als das Kennzeichen, die Tradition und Stärke der Disziplin versteht, wundert – und irritiert – ihn die wissenschaftliche »Sachabstinenz« und die »Diskrepanz zwischen dem Maß, wie Sachen und Dinge auf unser Leben einwirken, und dem Maß, wie sie Widerhall in der kulturwissenschaftlichen Forschung gefunden haben« (ebd.: 274). Er nimmt diese Verwunderung zum Anlass für seine daran anschließenden Überlegungen. In immer wieder neuen Anläufen formuliert Korff Satz für Satz das Verhältnis und dessen Qualität, das »Sachen« als dem Menschen Gegenüberstehendes hervorbringen. Aus unterschiedlichen Blickwinkeln und an unterschiedlichen

konkreten Beispielen entfaltet Korff im Verlauf seines Beitrags die Vielfalt und Vielschichtigkeit der Mensch-Ding-Relationierungen: »Funktionalität«, »Temporalität« und »Materialität« (ebd.: 288ff) fassen als Grunddimensionen jeglicher Wirklichkeit die kategorialen Leitlinien, anhand derer auch der Blick auf die Erkenntnis des gesellschaftlichen Selbst – konkretisiert, materialisiert und inkorporiert im Verhältnis von Mensch und Ding – möglich wird.

Was Korff materialreich in seinem Aufsatz analysiert, verweist im Anschluss an seine Motivation zu der »kulturwissenschaftlichen« Theoretisierung der Mensch-Ding-Relation auch auf seine Gewichtung und Positionierung volkskundlicher Stärken: »Kulturwissenschaftliche« Sachanthropologie qualifiziert sich in ihrer Menschzentrierung als individuell wie gesellschaftlich relevante Selbstreflexion zum Ziel der *menschlichen Selbsterkenntnis* (vgl. ebd.: 273).

Die fachlichen Kompetenzen der Volkskunde: als Gedächtnis der Gesellschaft

Der kleine Ausstellungskatalog, der die von Franz Grieshofer mitverantwortete Sonderausstellung »Sach-Geschichten« vertiefend dokumentiert, beinhaltet neben den einleitenden wissenschaftlichen Beiträgen zum größeren Teil die fotografisch festgehaltene Objektsammlung, die als Zeugen und Zeugnisse von Sach-Geschichten in der Ausstellung präsentiert wurden (Sach-Geschichten 1994: 27ff). Abgedruckt sind fünfzig schwarzweiße Fotografien der verschiedenen Objektgruppen. Auf einer Doppelseite ist links das Foto mit Legenden zu jedem Objekt platziert, die Auskunft geben über den Namen und/oder die Bezeichnung des Objekts, über Material, besondere Kennzeichen, Herkunftsort und -zeit, Erwerbsart und -zeit sowie die museumsinterne Inventarnummer. Auf der rechten Doppelseite steht die – aufsteigend geordnete – Nummer der Objektgruppe in der Ausstellungsordnung, ihre thematische Überschrift – in alphabetischer Reihung – und ein kleiner Begleittext von mindestens 22 und höchstens 33 Zeilen, der mit einem kleinen Monogramm auf den oder die AutorIn hinweist. Die Texte beschreiben alle den volkskundlichen und »gesellschaftlichen« Bezug zum Objekt, die Verwendung sowie dessen Zusammenhang im allgemeinen und für die Personen als einzelne Individuen, die Herstellung (Ort, Produzent, Produktionsart) und Erwerbsart sowie die thematische Einordnung der jeweiligen Dinge – von »Erinnerungsstücke[n]« über »kaputt/ganz« zu »Spielzeug«, »Technisierung« und »Tierliebe« –, die eine gewisse Breite von Interpretationsmöglichkeiten, sei es für die NutzerInnen selber oder für die Volkskunde als sammelnde Wissenschaft, deutlich macht.

Das Gewicht der bildlich wiedergegebenen Alltagsdinge, die im Verlauf der hundertjährigen Geschichte des Museums in die Archive und Depots gewandert sind und ihre akribische museale Dokumentierung finden – deutlich expliziert für alle AusstellungsbesucherInnen bzw. auch spätere KatalogleserInnen –, gewichten sichtbar die Funktion der fachwissenschaftlichen Institution, der die »Dinge« ihr »Überleben« verdanken. Die Volkskunde, die die »Sachkultur« in ihrer wechselseitigen Ambivalenz als Zeugen (einer Zeit) und als Zeugnisse (für eine Zeit) zum Instrument für ihr zentrales Forschungsinteresse der »kulturwissenschaftlichen« Gesellschaftsdeutung erklärt, präsentiert und qualifiziert sich damit selbst als eigentliche Zeitzeugin zur Bewahrung des gesellschaftlichen Gedächtnisses. Sie schließt damit einerseits an die Konsequenzen des – seit und durch die Aufklärung – veränderten Zeitverständnisses an, wie sie diese andererseits über die Institutionalisierung menschlichen Erinnerns aufzuheben versucht:

»In der Gegenwart, im 20. Jahrhundert, empfindet man aber nun immer mehr die eigene Andersartigkeit schon gegenüber der jüngsten Vergangenheit. Diese Entfremdung führt dazu, alle alten Überreste zu retten und zu bewahren. Vergangenheit ist somit nicht mehr zeitlich gegliederte Geschichte, die bis zu uns reicht und von uns weitergeführt wird, sondern wieder ein großer Raum, der nun aber von uns getrennt ist: a foreign country.« (Schulin 1994: 335)

Dieses fremde Land dem eigenen wieder verständlich und damit als Erbe weiterhin zugänglich zu machen, definiert in ihrer Selbstmanifestierung – in doppelter Hinsicht – die Fähigkeit und den Nutzen der Volkskunde im Sinne eines *Gedächtnisses der Gesellschaft*.

Zu fachinternen Differenzen führt – zusammenfassend formuliert – die Konkretisierung und forschungsspezifische Ausformung des *Wie* volkskundlicher Kulturwissenschaft: Wie »Kultur« die unterschiedlichen Praktiken, Erfahrungen, Wahrnehmungen, Objekte, gesellschaftlichen Institutionen, Normen, Wertsetzungen sowie die historischen und räumlichen Bedingungen des Menschseins in ein konkretes Verhältnis setzt und mit Bedeutung versieht, darüber sind sich die VolkskundlerInnen ganz und gar nicht einig. Umstritten ist sowohl die Gewichtung der unterschiedlichen Perspektiven, die Art des Quellenmaterials, die Wahl der Untersuchungsorte als auch die interpretative Auswertung der komplexen Vernetzungen. Zur konstanten diskursiven Verhandlung stehen im volkskundlichen Formationsfeld die konkrete Qualifizierung des Kulturbegriffs als wissenschaftlicher Zugang zur *menschlichen Praxis*, zum Erkennen des *Mensch-Seins* oder zur Sichtbarmachung *zeitlicher*

und räumlicher Dynamik. Und zur stetigen Wiedereinschreibung in das volkskundlich-kulturwissenschaftliche Wissen kommt die Debatte um die spezifischen volkskundlichen Kompetenzen als *gesellschaftlich orientierungsstiftende Wissensinstanz*, als *Mittel zur individuellen wie gesellschaftlichen Selbsterkenntnis* und als *Gedächtnis der Gesellschaft* hinzu.

Externe Oppositionierung

Das durch Relationierungen charakterisierte Modell einer »richtigen« Gesellschaft, das die Volkskunde forschend gestalten und inner- wie außerwissenschaftlich erfolgreich platzieren will, provoziert die Disziplin zu Entgegnungen anderen Institutionen gegenüber, die anhand ihrer differentiellen Wirklichkeitsrepräsentationen entsprechend andere Gesellschaftsprofilierungen vornehmen. Konsequentermaßen sprechen die VolkskundlerInnen – im Sinn und zum Zweck ihrer eigenen Oppositionierung – vom spannungsreichen Verhältnis zwischen dem Erkenntniswert und der gesellschaftlichen Wahrnehmung volkskundlicher Forschungsbemühungen. Elisabeth Timm statuiert dementsprechend:

»Es wäre notwendig, den Biowissenschaften eine kulturtheoretische Perspektive forciert entgegenzuhalten: ›Culture is everywhere‹, aber gleichzeitig mit der ›Anthropologisierung‹ in der Sozial- und auch in der Geschichtswissenschaft sinkt paradoxerweise die Definitionsmacht sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung, und zwar sowohl in der Öffentlichkeit als auch im Kanon der Disziplinen. Es vergeht sicher kaum ein Tag, an dem man nicht liest, dass nun Homosexualität/Alkoholismus/Eifersucht etc. eben doch genetisch/biologisch/durch Instinkte usw. begründet seien. Kultur hat Konjunktur, aber soziobiologische oder behaviouristische Modelle für die Gesellschaft, Geist, Seele und Körper haben Konjunktur und Definitionsmacht.« (Timm 1999: 79)

Timm, die sich als promovierende »Nachwuchsvolkskundlerin« auf einer internen Fachtagung zum aktuellen und zukünftigen Profil der Disziplin äußert (ebd.: 73), schließt ihren Argumentationsgang, in dem sie für eine grundsätzliche Aufklärung von Fächerverhältnissen – insbesondere desjenigen zwischen der »Volks-« und der »Völkerkunde« – plädiert, mit oben zitiertem Statement. Als Kontrapunkt und Finale ihrer These der ethnowissenschaftlichen Fächeraufklärung platziert sie die fundamentale Opposition gegenüber den Biowissenschaften. Bei aller disziplinären Differenzierung zwischen der »Völkerkunde« und der »Volkskunde« definiert sie diese beiden jetzt in der Entgegensetzung zu den Biowissenschaften als eine einzige »Kulturwissenschaft«.

Der Kampf um die Lancierung definitionsmächtiger Modelle für Mensch und Gesellschaft, die anhand der Medien ihren Platz und Effekt in der Öffentlichkeit einnehmen sollen, bringt sowohl Einigkeit als auch Gegnerschaft der unterschiedlichen wissenschaftlichen Institutionen deutlich ans Licht: Für VolkskundlerInnen als »KulturwissenschaftlerInnen« inakzeptabel sind »biowissenschaftliche« Konzepte des Menschseins und des menschlichen Zusammenlebens, die den Gang sozialer Dinge und die Ordnung gesellschaftlicher Verhältnisse interpretieren und möglicherweise auch orientieren. Timms Anrufung der Öffentlichkeit übernimmt hier eine doppelte Funktion: Erstens soll ebendort das »kulturwissenschaftliche« Gesellschaftskonzept mit Deutungsmacht platziert werden. Zweitens dient die gesellschaftliche Adressierung zum innerwissenschaftlichen boundary work gegenüber den Naturwissenschaften, das – wie Peter Weingart statuiert hat – zum allgemeinen Strategierepertoire spätmoderner Wissenschaftskonkurrenz zählt:

»Der Rekurs auf eine außerwissenschaftliche Öffentlichkeit [...] dient jedoch nur vordergründig der Aufklärung der Öffentlichkeit [...]. Es handelt sich letztlich um den Versuch, den Konflikt durch allgemeine soziale Zustimmung zu entscheiden und abzuschließen. [...] Es geht um die der Bedingung starker Kontroversen eigene Mobilisierung von Legitimität im Hinblick auf zwei Typen von Problemen: 1. die Sicherung und gegebenenfalls Expansion der Grenzen gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt und 2. die Konfliktregelung im Innern. Auf einen Punkt gebracht: die Funktion der Instrumentalisierung der Öffentlichkeit für die Wissenschaft ist mithin die Legitimitätsbeschaffung nach außen und nach innen.« (Weingart 2001: 245)

Wenn auch subtiler aber letztlich nicht weniger prägnant spricht auch Hermann Bausinger am Ende seines programmatischen Beitrags über den Gegenpol volkskundlicher »Kulturwissenschaft«:

»Das Ethnische hat Konjunktur, die kulturelle Besonderheit, die Differenz. Aber ist das vollständige Sich-ausliefern an die Differenz wirklich das letzte Wort? Wo Kulturen nicht essentialistisch stillgestellt werden, wo also mit Möglichkeiten der Veränderung gerechnet wird, spricht nichts dagegen, den Gedanken an universale Normen zumindest im Sinne einer utopischen Forderung wachzuhalten. Nicht in der Überzeugung, dass es sich dabei um eine evolutionäre Notwendigkeit handelt, eine jeder Kultur verheißene Höherentwicklung, sondern aus dem sozialen Zwang des Miteinander-leben-müssens heraus und mit der Perspektive des alten aufklärerischen Ziels vom größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl von Menschen. Sigmund Freud hat in seiner Theorie der Sexualität auf die Gefahr hingewiesen, dass Interessen und Energien, die von der Gesellschaft für den Aufbau höherer sozialer Einheiten

benötigt werden, durch die Familie geschluckt werden. Dagegen, so Freud, müsse sich die Gesellschaft wehren. In vergleichbarer Weise muss sie sich auch dagegen wehren, dass Sozialität in einer Kleingruppe, in der Nestwärme kleiner Kultur und ethnischer Zusammengehörigkeit verzehrt wird. Es bedarf übergreifender Regulierungsmechanismen der Konfliktregelung und des Ausgleichs; staatliche und zwischenstaatliche Institutionen (von der Ethnologie häufig ignoriert) werden zunehmend wichtiger für die Gewährleistung menschlicher Fortexistenz und damit auch der differenten Kulturen. – Es mag ja sein, dass die Hominiden Schwierigkeiten haben mit größeren Zusammenhängen, Abstraktion und Komplexität. Aber dann müssen sie verdammt noch einmal lernen, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Die Ethnologie ist von diesem Lernprozess nicht ausgeschlossen.« (Bausinger 1995: 245)

Was Elisabeth Timm programmatisch fordert, konkretisiert Hermann Bausinger in seiner Programmatik: Die (wissenschaftlichen) Konkurrenztinnen, gegen die die Volkskunde nicht müde wird zu opponieren, sind diejenigen Institutionen, die egal unter welchen Kategorien – seien es Ethnizität, Besonderheit, Essentialismus, Rasse, Evolution, Familie oder Nation – Gemeinschaft und Gesellschaft festschreiben und stillstellen. »Veränderung« zu sehen und mitzutragen, den »Zwang des Miteinander-leben-müssens« zum »größtmöglichen Glück für die größtmögliche Zahl an Menschen« zu nutzen, sich zur »Gewährleistung menschlicher Fortexistenz und Differenz« für »Konfliktregelung« und »Ausgleich« zu engagieren, um in letzter Instanz Schwierigkeiten mit »Abstraktion« und »Komplexität« zu »überwinden«, gehört zum allgemeinmenschlichen »Lernprozess«, unter dessen Fokus allein ein für möglichst alle lebbares Gesellschaftsmodell der »differenzierten Integration« entstehen kann.

Bausinger adressiert mit diesem Schlussakzent grundsätzlich alle Menschen, die er zur Verantwortung aufruft, an den Bedingungen ihres eigenen und des anderen »Glücks« mitzuwirken. Eine soziale Differenzierung der Pflichten in diesem Gemeinschaftsprojekt ist zwar über die wissenschaftlichen VertreterInnen der (europäischen) Ethnologie eingeführt; als Mitglieder der Gruppe der »Hominiden« stehen sie an dieser Stelle allerdings als sozialer *pars pro toto* für die eine, unumgehbare komplexe Gesellschaft.⁷ So grundsätzlich Bausinger am Ende seines Ar-

7 Bausinger macht hier eine doppelte Diskursbewegung: Er nimmt auf und kehrt gleichzeitig um, was Niklas Luhmann Anfang der 1990er Jahre als zeitgenössischen Status der (westlichen) Gesellschaften definiert hat: »Je unsicherer uns unsere Zukunft erscheint, desto lauter ertönt der Ruf nach Verantwortung. Dies gilt besonders, seitdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich nicht nur mit den gesellschaftlichen Verhältnissen selbst befasst, sondern sich mehr und mehr auf die bedrohlichen Folgen technischer Entwicklungen für die Ökologie des menschlichen Lebens richtet. Es gibt

tikels wird, so deutlich spezifiziert er eine besonders angesprochene Gruppe als potentielle Opponenten gegenüber seiner Forderung: Als »Hominiden« bezeichnen die Biowissenschaften ihre Forschungsobjekte. Und diese Wissenschaften sind es auch, die der Volkskunde als wissenschaftliche Schreckgespenster vor Augen stehen, und die dem Fach immer wieder »kulturwissenschaftliche« Schauer über den Rücken treiben.⁸

Dass Elisabeth Timm die Position und Opposition der Volkskunde ebenso heftig und programmatisch wie Hermann Bausinger ans Ende ihres Referats setzt, zeigt die Fundamentalität dieser Entgegensetzung im und für den fachlichen Diskurs. Als wissenschaftliche Novizin kann Timm mit gleicher Verve und Platzierung der biowissenschaftlichen Opposition eine legitime Aussage zu Fach und Gesellschaft machen, wie der disziplinäre Altvater dies tut.

Setzung von Differenzen als disziplinäre Differenzierung

Allein schon die Polemik, mit der Carola Lipp ihre Anmerkungen zu Kaschubas Kulturalismus-These unterlegt, zeigt deutlich, dass hier keine Details verhandelt werden. Ihre dezidierten Forderungen, die aus ihrer Kritik hervorgehen, zielen ganz grundsätzlich auf die Substanzsicherung der Volkskunde als »Kulturwissenschaft«. In diesem diskursiv etablierten Sinn moniert Lipp vorhandene Schwächen – oder Fatalitäten – der disziplinären Grenzsetzungen: Sie mahnt erstens eine Stärkung der im Kulturbegriff liegenden Potentiale an, die zum differenzierten, weil kulturgeleiteten Blick auf die Gesellschaft befähigen. Damit plädiert sie für eine Kohärenz und Verdichtung der fachlichen Kompetenzen in der

Gründe, diese Techniken zu verwenden. Es gibt Gründe, sie nicht zu verwenden. Auf beiden Seiten sind es gute Gründe. Wie kann dann entschieden werden? Doch nicht etwa durch Appell an die Vernunft? Es sind ja gute Gründe auf beiden Seiten. Man spricht statt dessen von Verantwortung. Aber das ist zunächst nur ein neues Wort für einen ungeklärten Sachverhalt; ein gefühltes Wort, das dem Verstande unklar bleibt; eine Wort mit Appellqualität, das sich aber immer an die anderen richtet.« (Luhmann 1992: 126)

- 8 Michel Serres macht die historische Entwicklung in ihrer konkreten Formierung der französischen Revolution und der Aufklärung verantwortlich für die Opposition – und eine damit verbundene unterschiedliche Wertung – zwischen den Natur- und Sozial- bzw. Geisteswissenschaften (vgl. Serres 1994c: 605). Diese Differenz bzw. Differenzsetzung zwischen den beiden grossen Fakultäten beschäftigt die Wissenschaftsforschung ebenso intensiv, wie sich die Oppositionierung diskursiv weiterschreibt (vgl. dazu Lepenies 1985; Bourdieu 1988: 132ff; Mittelstraß 1989; Luhmann 1992: 107; Schleier 1997: 439; Landfried 2004: 66; Langewiesche 2004: 36).

Herstellung von »wahrem« Wissen über die Gesellschaft. Zweitens verweist Lipp auf die Konsequenzen, falls die problematische Unklarheit – hinsichtlich analytischem Begriff und perspektiviertem Objekt – weitergeführt wird. Sowohl die gesellschaftliche Profilierung eines integriert-differenzierten Ganzen als auch das fachliche Profil der orientierungsstiftenden Transparenz ist dann weder zu erreichen noch zu vermitteln. Die volkskundliche Kompetenz verliert jegliches Profil und konsequent auch dessen Kraft und Qualität. Genau umgekehrt – und das ist Carola Lipps dritter Punkt – wird die Verwischung des wesentlichen analytischen Potentials der Volkskunde das Gegenteil dessen erreichen, was Wolfgang Kaschuba sich, dem Fach und der Gesellschaft davon verspricht: Die wissenschaftliche Inkonsistenz des volkskundlichen Instrumentariums wird die gesellschaftliche Impotenz der fachlichen Deutungen zur Folge haben und damit auch die propagierte spezifische Relevanz volkskundlichen Arbeitens. In enger, theoretisch-argumentativer Verknüpfung von Kulturbegriff, Fachprofil und fachlicher Positionierung demonstriert Lipp die Gefährdung der institutionellen Identität, die mit ihrem Untergang auch denjenigen der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Episteme bedeuten würde.

Trotz dieser Allgegenwärtigkeit des Kulturbegriffs bleibt – diskursiv bedeutungsvoll – die genaue Definition von »Kultur« offen. Dies dient nach innen (wie auch nach außen) der Dynamik von Differenzierung bei gleichzeitiger Entdifferenzierung: »Kultur« ist diejenige Chiffre, die eine fachliche Einheit herstellt, ohne Differenzen der konkreten Forschungsausrichtungen zu verhindern. Wählen die verschiedenen FachvertreterInnen einerseits unterschiedliche inhaltliche und argumentative Positionen, schreiben sie andererseits am gleichen Diskursgegenstand und seiner diskursiven Formierung mit. Aus einer diskursanalytischen Perspektive zeigen sich dementsprechend die innerfachlichen *Differenzen* vielmehr als innerfachliche *Differenzierungen*, die über den Kulturbegriff zu einer konsistenten inneren Communitybildung beitragen: Denn in der Differenzierung erhalten sowohl die inneren Debatten um Qualität und Substanz volkskundlicher Forschung wie auch die nach außen gerichteten Signale einer differenzierten und darin innovativ ausgerichteten Wissenschaft ihre diskursiv sinnvolle, das heisst fachstabilisierende Funktion.

Leitdifferenzen: »statisch«/»dynamisch«

Die Art der volkskundlichen Gegenstandskonstruktion qua »Kultur« führt nicht nur zu Oppositionen gegenüber Wissensinstitutionen, die statt von »Wandel« von »Statik« sprechen und »natürliche Gegebenhei-

ten« dem »menschlichen Lernprozess« gegenüberstellen, sondern sie macht auch verschiedene Begriffe der wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Argumentation zu regelrechten Reizworten für volkswissenschaftliche ForscherInnen. Die Reizworte verweisen auf die unter ihnen liegenden Basisunterscheidungen, die nicht selbst expliziert werden sondern das organisieren, was innerhalb des Diskurses als sagbar gilt (vgl. Foucault 1998). Der diskursanalytische Nachvollzug dessen, was in Abgrenzung zu spezifischen Begriffen, Themen und methodischem Vorgehen betont wird, macht die regulierenden Unterscheidungsvorgaben sichtbar, die die epistemische Ordnung des Faches anleiten (vgl. Wegmann 1999: 260f). Von Graevenitz qualifiziert diese Diskurspraxis als »Rhetorik der Doppelfiguren«, die man – in Anlehnung an Hans-Ulrich Wehler – »grundsätzlich mit Hilfe eines »Dichotomien-Alphabets« nachbuchstabieren könne (von Graevenitz 1999b: 10).⁹ Im Folgenden wird es darum gehen, diese leitenden Doppelungen »buchstäblich« zu explizieren, die das volkswissenschaftliche Reden in »Sagbares« und »Unsagbares« sortieren.¹⁰

Die Vielzahl und der Eindeutigkeitsverlust der »Dinge«, die in ihrer Funktion als biographisches Ordnungsmittel, wie es früher den Objekten im Kontext unterschiedlicher »rites de passage« zugewiesen wurde, keine Selbstverständlichkeit mehr beanspruchen können, veranlassen Andreas Kuntz Anfang der 1990er Jahre, einen Beitrag über die »Erinnerungsgegenstände« zu verfassen (vgl. Kuntz 1990). Sein Hauptinteresse gilt dabei der Frage, wie Menschen anhand ganz konkreter »Sachen« – egal wie banal sie scheinen mögen – ihre eigene Erinnerung strukturieren und mit dem sie umgebenden sozialen wie zeitlichen Umfeld in einen Zusammenhang bringen; kurz, wie sie eigene und allgemeine Geschichte »synchronisieren« (ebd.: 61f). Ins Zentrum seiner Darstellung stellt Kuntz sechs Fallbeispiele, die gleichzeitig als Quellenmaterial und Darstellungsmedium fungieren. Die Fallbeispiele beinhalten die persön-

9 Von Graevenitz macht auf drei typische Qualifizierungen aufmerksam, in deren Form die Moderne ihre Konzeptualisierungen dichotomisiert: in Form von »teleologischen Linearisierungen«, »agonalen Dramatisierungen«, und »spielerischen Harmonisierungen« (vgl. von Graevenitz 1999a: 11).

10 Die Differenzensetzung zwischen »wahr« und »unwahr«, die Foucault als eine der leitenden Unterscheidungen im Diskurs moderner Psychiatrie sichtbar macht, kann wohl als die grundsätzlichsste Basisdifferenz gelten, die jegliches moderne Wissen organisiert. Peter Weingart sieht diese Unterscheidung im Bereich der Wissenschaft bis in die Gegenwart hinein am Werk (vgl. Weingart 2003: 22f). Auf dem Weiterwirken dieser Dichotomie gründet konsequent auch die hier zur Diskussion gestellte »Politik des Wissens« spätmoderner (westeuropäisch-deutschsprachiger) Gesellschaften.

liche biographische und familiäre Situation derjenigen Personen, mit denen Kuntz über die Bedeutung verschiedener »Dinge« in ihrem und für ihr Leben gesprochen hat. Den Zugang zum biographisch-subjektiven »Code«, den die einzelnen Objekte gleichzeitig in sich tragen so wie sie ihn verkörpern, erschließt Kuntz über eine vielschichtige Analyse der Interviews. Er versucht, im Blick auf das persönliche Verhalten und die subjektiven Bedeutungszuschreibungen der befragten Personen der lebens- und erfahrungsregulierenden Funktion der Erinnerungsgegenstände auf die Spur zu kommen (ebd.: 75). Kuntz weist nach, dass die Objekte nicht nur das »Reden« der Menschen bewahren und deren Erinnerung strukturieren, sondern dass auch die konkreten Handlungen und Umgangsweisen mit diesen »Dingen« der täglichen biographischen Ordnung ihres individuellen Lebens dienen (ebd.: 77). Der Umgang mit den »Dingen« organisiert die Biographie sowohl retro- wie prospektiv: Vergangenheit und Zukunft, Erinnerung und alltägliche Praxis verdichten sich in den »Sachen« und werden von ihnen angeleitet.

Den Nachweis, inwiefern bzw. dass diese stark personenbezogene Funktionsinterpretation über die Singularität jeden Falls hinausgeht, erreicht Kuntz über die analytisch hergestellte Verknüpfung der jeweiligen Einzel-, Gruppen- und Gesellschaftsgeschichte: Die Akzentuierung und Pointe seiner Forschung liegt in der Darstellung des Einzelnen, Subjektiven, das sich im Kontext der »gesamtgesellschaftlichen und politischen Entwicklungen« (ebd.: 78) verstehen läßt und als Exempel für die Lebensmöglichkeiten in der entsprechenden (historisch sich verändernden) Gesellschaft vorgestellt wird. Auf der theoretischen Ebene betont Kuntz das »kulturwissenschaftliche« Konzept, dass die »Dinge« Zeichenträger sind für das Leben, die Menschen und ihre Praxis. Das heißt, die Objekte stehen als Medien und Materialisierungen von Erfahrungen und persönlichen Ordnungsleistungen im Blickfeld volkskundlichen Interesses: Darauf zielt konsequent die Methode, Perspektive und das Untersuchungsinteresse volkskundlicher Sach-Kulturforschung.

Parallel zur inhaltlichen Vorstellung seiner Forschung thematisiert Kuntz das – theoretische wie methodische – Grundgerüst, auf dem der »kulturwissenschaftliche« Erfolg der Ergebnisse aufsetzt. An verschiedenen Stellen verweist der Autor auf die Problematik, wie zäh das Schweigen in den erzählten Erinnerungen sein kann und wie wenig den Objekten ihre ordnungsherstellende Funktion anzusehen ist. Nur die genaue, am Einzelfall interessierte biographische Dokumentation und Interpretation enthüllt, was in und hinter den Dingen steht (ebd.: 77). Als methodischer Königsweg für die analytische Transparenz und das deutende Verstehen von materieller Sachkultur gilt – dem Autor als »Volkskundler« (ebd.) – konsequent (und einzig) die »oral history«:

»Die Sachgutgruppe »rezente Erinnerungsobjekte« ist nur zu dokumentieren, zu verstehen und zu sammeln über oral-history Projekte der hier vorgestellten Art. Von einer Authentizität der Objekte kann kaum noch die Rede sein, wie es etwa für signierte Künstlerkeramik noch gilt.« (ebd.: 78) Reizwörter, die in diesem Sinn das Wissen sortieren und die diskursiv richtige, sinnvolle Sprechweise anleiten, bilden bei Kuntz die eben genannte »Authentizität der Objekte« (ebd.), die »Unmittelbarkeit« von Aussagen zu den Objekten (ebd.: 68), die »Ausschließlichkeit« von Interpretationen (ebd.), die mögliche Existenz einer »quasi autochthonen Arbeiterkultur [...], deren rudimentäre Reste« sich allenfalls noch finden lassen (ebd.: 70), die »Richtigkeit« von Erinnerungen (ebd.: 71) oder die »Echtheit« einer früheren sozialen Positionierung (ebd.: 72). Immer werden die problematischen Begriffe ein- oder ausleitend kontrastiert bzw. negiert durch die beigefügten »kulturwissenschaftlich« formierten Beschreibungsformen.

Aus diesen inhaltlich, theoretisch oder methodisch motivierten Gegenüberstellungen erschließen sich die diskursiven Trennlinien zwischen den (in-)akzeptablen Darstellungs- und Denkweisen. In den fortlaufend mitgeführten Betonungen einzig sinnvoller »kulturwissenschaftlicher« Forschung, die »nur« im Blick auf die vom Menschen ausgehenden Vernetzungen realitätsadäquate Bilder vom sozialem Leben zeichnen kann, werden die Grenzen erkennbar, entlang derer volkscundlich gedacht wird: Mit der absoluten Positionierung integrativer Relationierung über den zentralen Kulturbegriff ist jeder Denkansatz, der fixe Strukturen, unveränderliche Kategorien und kontinuierlich auf Zeit gestellte Positionen zum theoretischen Analyse- und Interpretationsschema macht, für volkscundlich-kulturwissenschaftliche Forschung ausgeschlossen. Jegliche *Determination*, sei sie zeitlich, räumlich, menschlich oder gesellschaftlich definiert, steht in polarer Entgegensetzung zum grundsätzlich *prozessual* und *flexibel* charakterisierten Wirklichkeitskonzept der Volkskunde.¹¹ In diesem – diskursiv hergestellten – Sinn wird deutlich, warum im Fach am Ende des 20. Jahrhunderts nicht von der »Authentizität der Dinge« gesprochen werden kann: Aufgrund der

11 Aufgrund dieser Leitdifferenzen ist die von Schiffauer konstatierte »Angst vor der Differenz« (Schiffauer 1996) zu begründen, die er in den 1990er Jahren in den Ethnowissenschaften als ausgesprochen wirkmächtig qualifiziert. Indem der Begriff der »Differenz« in einer Ambivalenz aus der Praxis des Unterscheidens und den als Grenzsetzungen manifestierten Differenzen oszilliert, muss er ständig in seiner »ethnologisch«-»kulturwissenschaftlich« einzig legitimen Deutung der Fixierung als »Handlung« mit veränderbaren – da hergestellten – »Produkten« redefiniert werden, um ihn so gegen jegliche Möglichkeit unveränderbarer, anthropologisch und historisch konstanter Definition abzugrenzen.

»kulturwissenschaftlich« definitorischen Bezugsetzung zwischen Menschen, ihren Ding-Nutzungen und ihrer historisch variablen gesellschaftlichen Umwelt kann keine Rede von einer in sich ruhenden, unveränderbaren, wesenhaften Substanz oder Realität der »Dinge« sein.

Für diese diskursanalytische Sichtbarmachung der zugrundeliegenden fachlichen Leitdifferenzen wurde Kuntz' eingeschobene Modifizierung, dass »kaum« mehr von Authentizität gesprochen werden kann, bisher vernachlässigt. Noch einmal darauf zurückkommend stellt sich die Frage, warum Kuntz nicht eindeutig – der rhetorischen Dichotomie gemäß – die »Authentizität« als volkskundliche Kategorie aus dem fachlichen Repertoire streicht. Kuntz' rhetorisch relativierende Opposition gegenüber der – volkskundlich unhaltbaren – »Authentizität« von »materieller Kultur« verweist auf die in den 1990er Jahren eingetretene Unsicherheit hinsichtlich der basalen Differenzsetzungen im gesellschaftlichen wie wissensbezogenen Feld, die Ulrich Beck, Wolfgang Bonß und Christoph Lau in ihrem theoretischen Konzept der »Zweiten Moderne« als deren Charakteristik beschrieben haben. Die Autoren vertreten die Diagnose, dass eine allgemeine »Auflösung von Basisunterscheidungen« sichtbar wird, die die Selbstverständlichkeit bestimmter Differenzen untergräbt (vgl. Beck/Bonß/Lau 2001: 37). Anhand der früheren – in der »Ersten Moderne« entstandenen – Basisunterscheidungen konnte alles aus der gesellschaftlichen Handlungssphäre ausgeschlossen werden – galt »gleichsam als begründungsentlastet und selbstlegitimierend« –, was dem entsprechenden ausgegrenzten Bereich angehörte.¹² Diese Evidenz beginnt sich – spätestens am Ende des 20. Jahrhunderts¹³ – aufzuweichen bzw. kann nicht ohne jeweils spezifische Begründung aufrecht erhalten werden.

Die Evidenz von Kuntz' Unterscheidung bedarf konsequent deren expliziter diskursiver Herstellung und Einschreibung, weshalb auf in-

12 Typische solcher Basisunterscheidungen sehen Beck, Bonß und Lau in der Gegenüberstellung von »Erwerbsarbeit« und anderen Formen der Tätigkeit, von »Öffentlichkeit und Privatheit«, »Globalität und Lokalität«, »Markt und Hierarchie«, »Fiktion und Realität«, »Krieg und Frieden«, »Leben und Tod« sowie »Wir und die Anderen« (vgl. Beck/Bonß/Lau 2001: 38).

13 Bruno Latour stellt dieser Diagnose seine eigene These entgegen, dass diese Basisunterscheidungen der Moderne nie wirklich funktioniert haben bzw. dass der Reinheitszustand, der damit erreicht werden sollte – vorwiegend zwischen der Natur und der Gesellschaft – nie wirklich erreicht wurde (vgl. Latour 2002). Silke Bellanger hat die konkreten Ausformungen wissenschaftlicher Praxis, Vermittlung und Institutionalisierung, die sich aufgrund dieser definitorisch modernen »Binarität« am Beispiel von »Science Centers« entfaltet haben, in einem Aufsatz sehr deutlich nachgezeichnet (vgl. Bellanger 2001: 212ff).

haltlicher Ebene die einzig sinnvolle Zugangsweise »kulturwissenschaftlicher« Forschung wieder und wieder genannt, nachgewiesen und postuliert wird. Die geltende Aktualität der basalen Differenzsetzungen muss ständig aktualisiert werden, denn »Leitdifferenzen gewinnen ihre Plausibilität insbesondere dort, wo sie *je aktualisiert werden*, wo man sie *in der Anwendung immer wieder neu bestätigt* und sie in der Kette dieser Bestätigungen *sowohl Dauer als auch Evidenz erlangen*.« (Wegmann 1999: 260; Hervorhebungen se) Mit der Betonung des »einzig« Zugangs, die sich aus der stetigen Reifizierung adäquater Begrifflichkeit und Methode einschreibt, werden diskursiv alle anderen Interpretationen und Profilierungen des Menschen und seines gesellschaftlichen Bezugs diskreditiert und ausgeschlossen. In der expliziten – ex positivo – Positionierung »kulturwissenschaftlicher« Deutungskompetenz definiert sich in taktischer Verhüllung – in Form rhetorischer, aber nicht diskursiver Relativierung – das davon ausgeschlossene, illegitime Wissen und Konzept gesellschaftlicher Realität.¹⁴

Formationsregel: Das »Vielnamenfach« und die Disziplinierung von »Kultur«

In der bisherigen Diskursrekonstruktion wurde die Uneinheitlichkeit der fachlichen Bezeichnung noch nicht explizit thematisiert. Auch ohne systematische Auswertung dürfte aber in den verschiedenen Quellenziten bereits aufgefallen sein, dass immer wieder andere disziplinäre Bezeichnungen auftauchen, die in der Funktion des eigenen Fachnamens für die

14 Schwierige Themen für die »Volkskunde« sind konsequent diejenigen, die auf einer qua »Natur« fixierten Vorstellung von Mensch und Gesellschaft aufbauen, was wiederum Richard Kämmerlings in seiner Fachrezension zu entsprechenden Kommentaren reizt: »Die Warnschilder vor biologischem Determinismus, die eine politisch überkorrekte Gesinnungswissenschaft aufstelle, zeugten, so Andreas Hartmann (Münster), von irrationalen Berührungsängsten und seien überflüssige Requisiten aus dem kalten Krieg der Kulturanthropologie. Seine wütende Polemik gegen die Selbstgerechtigkeit des »Totalkulturalismus« zielt auf eine interdisziplinäre Annäherung an die Biowissenschaften, mit denen die Volkskunde – ein gebranntes Kind – nicht einmal diplomatische Beziehungen unterhalte. Die kulturwissenschaftliche »Tabula rasa-Doktrin« diene den überspannten Befreiungsfantasien einer aufgeklärten Vernunft; es sei jedoch eine zutiefst anthropozentrische Sicht, den Menschen als biologisch geschichtsloses Sonderwesen zu definieren. Den Ausgang aus dem »Spiegelkabinett« des radikalen Konstruktivismus erblickte Hartmann in einer vorurteilsfreien Verhältnisbestimmung zwischen evolutiver Erbmasse und kultureller Überformung. Nur hätte man gerne konkreter gewusst, welche kulturanthropologischen Fragen zur Generalüberholung fällig sind.« (Kämmerlings 1999: 54)

bisher auf der diskursanalytischen Ebene konstant Volkskunde genannte Disziplin eingesetzt sind. Nicht nur Kaschuba, dieser aber an besonders prominenter Stelle einer Antrittsvorlesung als Fachvertreter eines universitären Instituts, spricht von der – die VolkskundlerInnen selbst oft verwirrenden – Vielfalt an Namen, mit denen sich das Fach identifiziert (vgl. Kaschuba 1995a: 27). Im – jetzt diskursanalytisch systematisierten – Blick auf die fachlichen Selbstbezeichnungen, die die bisher zitierten AutorInnen in ihren Publikationen verwenden, soll danach gefragt werden, wer sich wann wo unter welchem Fachnamen äußert.

Als erster, quantitativer Befund zeigt sich, dass über ein Drittel der Beiträge – 18 von 48¹⁵ – das Fach im Titel der jeweiligen Publikation explizit nennt, auch wenn längst nicht alle dieser Artikel der programmatischen Fachbeschreibung gewidmet sind. Zweitens reicht die Skala der Bezeichnungsmöglichkeiten von der »Volkskunde«, über die »Europäische Ethnologie« und »Kulturanthropologie« bis hin zur »Kulturwissenschaft«. In spezifischer Verbindung zu dem akzidentiell gewählten Forschungsgebiet wird das Fach auch zur »Urbanethnologie«, »Stadtethnologie«, »Stadtanthropologie«, zur »Ethnographie von ...«, zur »Sachkulturforschung« oder zur Institution, die »ethnographische und ethnologische Beiträge« veröffentlicht. Wenn auch nicht ausschließlich, tritt die Fachbezeichnung aber vor allem bzw. gehäuft im Feld der Programmatik und in demjenigen der Stadtforschung auf. Im Vergleich der konkreten Namenwahl wird schnell eine Regelmäßigkeit erkennbar: Die wenigen Artikel, die in der Sachkulturforschung das Fach einbeziehen, sprechen von der »Volkskunde« – mit zwei Ausnahmen: erstens der Publikation von Sabine Gieske zum Lippenstift, der in einem »kulturhistorischen Streifzug« erkundet wird (Gieske 1996), und zweitens des Kongressbeitrags von Matthias Henkel, der seine Forschung zur »Trinkkultur« aus »kulturwissenschaftlicher Sicht« unternehmen will (Henkel 1997). Die programmatischen Artikel zeigen sich ausgeglichen unentschieden: Jede der unterschiedlichen Fachbezeichnungen findet hier einmal Verwendung. Im Feld der Stadtforschung dagegen, in der die AutorInnen auffällig oft mit dem Fachnamen operieren, ist mit drei Ausnahmen nie von der »Volkskunde« die Rede. Dort geht es konstant um »Stadt-« oder »Kultur-« »ethnologie«, »anthropologie« und »wissenschaft«. Im zeitlichen Verlauf wird eine Tendenz von der Anfang 1990er Jahre noch am stärksten vertretenen »Volkskunde« hin zur »Kulturwissenschaft« und Bindestrich-Ethnologie am Ende des Jahrzehnts

15 Kuntz 1990; Letsch 1994; Scholze 1994; Welz/Lindner 1994; Bagus 1995; Roth 1995; Köstlin 1996b; Lindner 1997; Köck 1997; Henkel 1997; Jacob 1997; Knecht/Niedermüller 1998; Lang 1998; Korff 1999; Timm 1999; Gyr 2000; Lang 2000; Lauterbach 2000.

erkennbar. Wer sich für welchen Fachnamen entscheidet, ist nicht vom Alter oder Geschlecht abhängig, sondern wird vielmehr von der thematischen und publikatorischen Wahl geprägt; zudem verwenden auch die einzelnen AutorInnen durchwegs den Namenmix – zum Teil im gleichen Artikel, zum Teil je nach Wahl des Forschungsbereichs und Publikums.

Die Diversifizierung der volkskundlichen Selbstbezeichnungen als »Volkskunde«, »Europäische Ethnologie«, »(Empirische) Kulturwissenschaft« und »Kulturanthropologie« sowie ihre Variation der Fachbezeichnungen als Signal für einen spezifischen Forschungszugang oder für fachliche Allianzen unter dem Label der »Ethnowissenschaft(en)« und »Kulturwissenschaft(en)« ist diskurspraktisch ebenso produktiv wie problematisch. Indem das Fach seine Oberfläche oszillieren lässt zwischen der Benennung als eigenständiges Fach, der Bezeichnung als interdisziplinäre Kooperation und der Beschreibung als innovatives Forschungsfeld, in dem es sich bewegt, ist das Fach grundsätzlich anschlussfähig für alle möglichen situativ notwendigen Verbindungen. Die Plausibilität der akzidentiellen Differenzierung oder Entdifferenzierung anderen Fächern gegenüber ist dann argumentativ relativ leicht herzustellen. In ihrem traditionellen Forschungsfeld der Sachkulturforschung behauptet die Disziplin ihre fachliche Kompetenz und Erfahrung über die (ziemlich) konsequente Verwendung ihres ebenfalls traditionellen Namens der »Volkskunde«. Damit sichert sie sich sowohl den Erbbestand und die kontinuierliche Institutionalisierung ihres Wissens in klar eigenständiger Individualität. Gleichzeitig signalisiert sie ihre interdisziplinäre Vernetzung in der Variation des »volkskundlichen« durch das »kulturhistorische« Labeling ihrer Forschung. Diese Verschiebung öffnet die interpretative und assoziative Verbindung zur Geschichtswissenschaft (in ihren unterschiedlichsten Ausformungen), ohne das eigene Fachassoziationsfeld wirklich zu verlassen (vgl. Hauser 1994; Gieske 1996). In gleicher Weise funktionieren die Verschiebungen zur »kulturwissenschaftlichen« Perspektive, die in den Titeln angezeigt wird (vgl. Henkel 1997). Überdies haben die Begriffe der »Kulturgeschichte«, »Kulturhistorie« und der »Kulturwissenschaft« den Sprung über die rein wissenschaftliche und akademische Welt längst in den breiteren Rezeptionsbereich interessierter Leserschaften gemacht. Im Gegensatz zu den universitär spezifizierten Fachbezeichnungen der »Europäischen Ethnologie« oder der »Kulturanthropologie« ermöglichen die allgemeineren und diffuseren Bezeichnungen der »Kulturgeschichte« und »Kulturwissenschaft« in einem über die universitäre Wissenschaft und Forschung hinausgehenden Rezeptionskreis den größeren Nachhall und die existentiell notwendige Rezeption.

Die volkswissenschaftliche Gleichung »viele Namen = ein Fach« dient somit der möglichst weiten und breiten Anknüpfungspotenz im Konkurrenzfeld an immer wieder andere disziplinäre oder institutionelle PartnerInnen. Je nach Gegenüber variiert das Fach seinen Namen im Sinne einer Angleichung – Entdifferenzierung – oder deutlichen Abgrenzung – Differenzierung. Der Einsatz dieser Strategie ermöglicht der Volkskunde einerseits die Signalisierung ihrer inhaltlichen und institutionellen Charakteristik in einer mehrdimensionalen Profilierung; andererseits fügt sich das Fach durch die unspezifische und variable Verwendung seiner eigenen Bezeichnung in das Konkurrenzfeld wie ein akademisches Chamäleon, das sich je nach Umfeld den unterschiedlichen Nachbarschaften anpassen kann. Wie das Tier in seiner Umgebung – zu seinem eigenen Schutz bzw. seiner existenzerhaltenden Potenz – aufgehen kann, ohne sich selbst aufzugeben, so erreicht die »Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie« im konkurrierenden Kontext der 1990er Jahre eine Inter-Disziplinarität, die ihr sowohl Schutz als auch Autorität und Deutungspotenz verleiht.

Über die Selbstdarstellung im wechselnden Namensgewand gelingt der Volkskunde auch die kontinuierliche Integration früherer facheigener Wissensbestände in ihren aktuellen Forschungsstand, ohne deren politische Kompromittierung aus dem national orientierten 19. Jahrhundert bzw. aus der nationalsozialistischen Phase des 20. Jahrhunderts mit übernehmen zu müssen. Wie stark diese Hypothek das Fach auch am Ende des 20. Jahrhunderts noch belastet, zeigt Wolfgang Kaschuba Umgang mit dem Fachnamen. Gleich zu Beginn seiner Vorlesung breitet er ganz explizit den Namensfächer der Disziplin Mitte der 1990er Jahre aus und qualifiziert diese Varietät als Zeichen für das Fach oder vielmehr als Charakteristik des Faches, »das sich in vieler Hinsicht noch auf der Suche befindet« (Kaschuba 1995a: 27). Auf der Suche ist die Disziplin aber nicht nur hinsichtlich ihres Namens, sondern auch

»im Blick auf Zuständigkeiten, auf Balancen zwischen Geschichts- und Gegenwartsbezügen, zwischen deutschen und europäischen Horizonten, zwischen der Beobachtung eigener Fremdheiten und fremder Eigenarten. Eines Faches aber auch, das sich bei dieser Orientierungssuche nicht in akademische Nischen zurückziehen darf und will, das Universität und Wissenschaft auch und vor allem als gesellschaftliche Räume und Orte zu verstehen hat.« (ebd.)

Kaschuba ist auf seiner rituellen Position des sozusagen offiziellen Amtsantritts stark exponiert und gewillt, dementsprechend genau und explizit die Profilierung und Positionierung seines Fachs vorzunehmen. Die Abgrenzung gegenüber früheren korrumpierten Ansätzen muss de-

zidiert und eindeutig ausfallen, ohne gleichzeitig dem Fach seinen institutionell tradierten und damit strukturell legitimierten Boden unter den Füßen wegzuziehen. Indem Kaschuba die Namensvielfalt ausdrücklich mit der suchenden Neuprofilierung und Neupositionierung des Fachs in »nicht-nationalistischer«, »offener«, »differenzierter«, »integrativer« und »gesellschaftlich relevanter« Gestalt zeichnet, gelingt eine positive Bewertung der fachlichen Transformation, die das Alte nur ex negativo andeutet und ausdrücklich das neue »ent-germanisierte« Profil vor Augen stellt (ebd.: 28).

Die Wichtigkeit dieser Neuprofilierung als *fachliche Wandlung* schreibt sich in der mehrfachen Wiederholung ähnlicher Äußerungen in variierten Formulierungen ein. Die Strategie der vielen Namen funktioniert so in Form einer Gleichsetzung der fachlichen Namensoberfläche mit der disziplinären Charakteristik. Diese Übertragung erreicht gleichermaßen die Reinwaschung des fachlichen Wissens von seiner politischen Korruption sowie die institutionelle Kontinuierung und akademische Tradition, die in dieser Form plausibel und legitimerweise aufrechterhalten werden können. Die Verknüpfungen von Fach und Forschungsthema, die charakteristisch für die volkswissenschaftliche Diskurspraxis gelten können, erreichen zudem folgendes strategische Ziel: Indem die Fachbezeichnung mit dem konkret angekündigten Thema – seien es »Erinnerungsgegenstände«, »Arbeit«, »die ›eingebildete‹ Metropole« oder »Materialität als Programm« –, direkt und auf den ersten Blick verbunden wird, geben die AutorInnen zu erkennen, dass es sich im Folgenden um einen spezifischen Diskussions- oder Forschungsbeitrag der *Disziplin* handelt. Die namentliche Platzierung des Fachs im Titel verspricht so Zweifaches: Erstens einen kompetenten, fachwissenschaftlich *autorierten Wissensbeitrag* zu einem spezifischen Thema. Und zweitens den gleichzeitigen Einblick in die *Spezifika und Kompetenzen* des Faches für die Erfassung gesellschaftlicher Realität, die oft in diagnostischer Formulierung im Untertitel konkretisiert werden: sei es als »Transformation des Städtischen« (Knecht/Niedermüller 1998), als Blick auf »städtische Konflikte« (Lang 1998) oder die Darstellung »Interkulturelle[r] Kommunikation« (Roth 1995).

Sowohl die fachinternen Diskussionen um die institutionell problematische Vielfalt der Namensgebungen sowie Kaschubas aufwändige Neuprofilierung des Fachs machen die Gefahr deutlich, die die diskursive Strategie der Anschlusskombinatorik in sich trägt: In der Vieldeutigkeit und Vielfältigkeit der volkswissenschaftlichen Selbstbezeichnungen steckt gleichzeitig die Labilität der Uneindeutigkeit. Die vielfältige Namenspraxis mit ihrem ständigen Funktionswechsel der Bezeichnungen als Spiel- oder Standbein der Volkskunde im Konkurrenzfeld unter-

schiedlichster Allianzen birgt die Gefahr des Strauchelns, das heißt, dass die Volkskunde bei einer kontinuierlich anhaltenden Namensvarietät irgendwann nicht mehr als eigenständig individuelles Fach erkennbar sein wird, wodurch sich die fachliche Existenz endgültig in der sprachlosen – vom gesellschaftlichen Diskurs ausgeschlossenen – Zersplitterung aufzulösen droht. Effekt dieser inhärenten Gefahr sind die volkskundlichen Selbstthematisierungen in den Begriffen der »Krise« und des »Untergangs«, die gleichzeitig das fachlich bestehende Wissen organisieren.¹⁶

Die Labilität, die durch die Namensvielfalt entsteht, schreibt sich als hart bekämpfte Prekarität des Faches immer wieder in dessen eigenen Diskurs ein und führt gerade dadurch zur Tradierung (statt zur Auflösung) der Volkskunde als »Vielnamenfach«. Die ständige Aufrechterhaltung der Bezeichnungsvarietät fungiert und funktioniert durch dessen Potenz einer flexiblen Organisation der disziplinär unterschiedlichen Wissensbestände (bisher) erfolgreich konstant und kontinuierlich als – gleichzeitig substanzprofilierendes und existenzsicherndes – Instrument der Volkskunde, ohne einen ihrer fachlichen Bestände wirklich zu gefährden.¹⁷

16 Eklatante Beispiele für die Organisationsfunktion der Krisenthematisierung innerhalb der »Volkskunde« sind die vielen entsprechenden Artikel im Verlauf der 1990er Jahre: vgl. Bruck 1990; Falkenstein vergessen? 1990; Lindner 1990; Stadelmann/Staufer-Wierl 1990a; Jacobeit, S. u. W. 1990 u. 1992 u. 1995; Brückner 1990 u. 1992 u. 1993 u. 1994b u. 1994d u. 1996 u. 1997a u. 1997b u. 1998; Scharfe 1992; Kramer 1992 u. 1993 u. 1994a u. 1994c Bausinger 1993 u. 1998; Bechdorf/Kienitz 1995; Engeler 1995; Köstlin 1995; Korff 1996; Maase 1996; Schindelka 1996; Schmidt 1996a; Jacobeit, W. 1996 u. 1997a; Burckhardt-Seebass 1997; Fondue versus Raclette? 1997; Hartmann 1997; Streng/Bakay 1999; Timm 1999.

17 Dass diese Substanzsicherung nicht nur fachintern sondern auch -extern funktioniert, beweist das Statement von Manfred Briegel an dem von Hartmut Böhme geleiteten Symposium zur Zukunft der Geistes- und Sozialwissenschaften (vgl. Böhme 1999). Briegels Einschätzung der Macht von Fachnamen für disziplinäre Profilierungen zeigt, dass im konkret angesprochenen Fall der »Volkskunde« sowohl die Namensdiffusion (kritisch) wahrgenommen als auch deren disziplinäre Einheit akzeptiert werden; sie zeigt zudem, dass die weitere Existenz der »Volkskunde« als eigenständiges Fach – trotz Bezeichnungsdiffusität – nicht in Frage gestellt wird: »Ich nehme eines, das sicher nicht im Zentrum des Interesses steht, aber da läßt es sich ganz schön zeigen: die traditionelle Bezeichnung »Volkskunde«. Es gibt das Fach Volkskunde noch, aber mancherorts, etwa in Tübingen, heißt es »Empirische Kulturwissenschaft«, andernorts heißt es »Europäische Ethnologie« und begibt sich da in gefährlichen Clinch mit der rechten Ethnologie, die ja gerade auf Eroberungszüge aus ist. Wieder andernorts heißt das Fach »Kulturanthropologie« oder auch zusammengekommen »Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaft«. Sicherlich sind da auch unterschiedliche Ausprägungen oder unterschiedliche Rich-

Nach seinen Präliminarien zum »Fach auf der Suche«, mit denen Wolfgang Kaschuba in volkskundlicher Diskurspraxis die Disziplin als Chamäleon konturiert hat, das ihre eigenen epistemischen Ressourcen situationsgerecht zu einem je spezifischen Fachprofil organisiert, wendet er sich in seinem Beitrag seiner spezifisch getroffenen Themenwahl zu:

»Ich habe das Stichwort »Kulturalismus« gewählt, um daran einige Überlegungen zu den Chancen und den Gefahren meines Faches in der gegenwärtigen Situation zu knüpfen. Einer Situation, die sich auf den ersten Blick insgesamt durchaus erfreulich darstellt, wenn man an die wachsende Zahl der volkskundlich-ethnologischen Institute und ihrer Studierenden im Bundesgebiet denkt, und wenn man sich der besonderen Aufmerksamkeit vergegenwärtigt, die dem Stichwort »Kultur« in den letzten Jahren zuteil wurde. Wolf Lepenies spricht zu Recht von einer »anthropologischen« Wende in den Human- und Sozialwissenschaften, die zunehmend Raum greift und die sich als gesteigertes Interesse an »Kultur« auch in den Medien wie auf dem Arbeitsmarkt positiv niederschlägt. Ein zweiter Blick indessen muss uns auch Anlass sein, über Gefahren nachzudenken, die solche Wissenschaftskonjunkturen in ähnlicher Weise mit sich bringen wie Wirtschaftskonjunkturen: Moden und Sättigungseffekte, Bornierung und Missbrauch.« (Kaschuba 1995a: 28)

Was hat es mit dem »Kulturalismus« auf sich, den Kaschuba so prominent in seinem Vortragstitel platziert hat und der sich so prominent in den weiteren volkskundlichen Diskurs einschreiben wird? Kaschuba begründet es an oben zitierter Stelle folgendermaßen: Er beabsichtigt über das Phänomen des »Kulturalismus« zu sprechen, weil es dabei eigentlich um sein Fach geht. Die Diagnose, dass sein Fach boomt, dass »Kultur« Konjunktur hat und dass der ganze Bereich bisheriger Sozial- und Geisteswissenschaften sich seit kurzem der Kulturperspektive verschrieben hat, birgt für die Volkskunde »Chancen« und »Gefahren«. So bedeutsam Kaschuba die Gesellschaft in seinem Titel positioniert, so deutlich expliziert er an dieser Stelle, was die momentane (gesellschaftliche und wissenschaftliche) Situation fordert: Das Potential und die Krise der Volkskunde als eine potente gesellschaftliche Wissensinstitution liegen ihm am Herzen; nicht nur aufgrund seiner persönlichen Position als Lehrstuhlinhaber dieser Disziplin sondern auch – oder vor allem – aufgrund seiner Subjektposition im Diskurs: Wolfgang Kaschuba nützt die traditionell erwartbare Ausstrahlungskraft seines bedeutungsbeladenen

tungen gemeint. Empirische Kulturwissenschaft ist halt nicht dasselbe wie Volkskunde, könnte man sagen, aber das Verständnis der Vertreter dieser Bezeichnungen läuft doch darauf hinaus, dass es sich um ein Fach handelt.« (Briegel 1999: 298)

Podiums – einer akademischen Antrittsvorlesung –, um die wissenschaftliche Profilierung und gesellschaftlich orientierte Positionierung seines Faches zu manifestieren; das Zentrum und der Motor seiner Bemühungen definieren die disziplinäre Identitätsarbeit.

Kaschuba *repliziert* im oben kurz zitierten Abschnitt nicht nur die allgemeine Situation, in der sich die Volkskunde am Ende des 20. Jahrhunderts befindet, sondern er *expliziert* vor allem die volkskundliche Sicht der Dinge. Diese heißt: Er und das Fach sehen sich mit einer Begriffskonjunktur konfrontiert, die das Fach und den Begriff in eine prekäre Lage bringt. Die Konjunktur von »Kultur« bedroht – wie jede quantitative Ausweitung und jede modische Qualität – dessen begriffliche (Aussage-)Kraft und dessen disziplinäre Anbindung an die Volkskunde. Dass »Kultur« nun von den verschiedensten Disziplinen im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften verwendet wird, betont und steigert zwar für den Moment ihr begriffliches Gewicht, schmälert aber gleichzeitig deren fachlich spezifische Zuordnung. Was auf den ersten flüchtigen Blick wie ein Glück für die Volkskunde aussieht, zeigt sich auf den zweiten tiefergehenden Blick als schwere disziplinäre Belastung: Mit dem begrifflichen Aufschwung hebt sich im ersten Moment auch das Ansehen der Volkskunde; im nächsten Moment aber wird für sie der erhöhte (diskursive) Aufwand bei der fachlich eindeutigen Zuordnung des Begriffs sicht- und spürbar.

Für die Volkskunde war im Verlauf und ist am jetzigen Punkt ihrer Geschichte so evident wie selbstverständlich – das macht Kaschuba deutlich –, dass »Kultur« einen genuin volkskundlichen Begriff darstellt. Im zeitgenössischen Feld der Wissenschaft und Gesellschaft, in dem Kaschuba und das Fach zur Zeit seiner Rede stehen, ist demgegenüber keineswegs evident und selbstverständlich, dass mit »Kultur« und deren Wissenschaft das spezifische Fach der Volkskunde gemeint ist (vgl. Kämmerlings 1999). Dementsprechend hart wird das akademische Ringen im Diskurs um Begriff und Bezeichnung geführt. Dass auf die Selbstverständlichkeit einer definitorischen Zusammengehörigkeit von »Volkskunde« und »Kultur« kein automatischer Verlass ist, zeigt sich im volkskundlichen Reden der 1990er Jahre von Publikation zu Publikation. Schon rein quantitativ macht die volkskundliche Wiederholung von »Kultur« auf die Fragilität ihres Selbstverständnisses aufmerksam. Wolfgang Kaschuba widmet knapp die Hälfte seiner Darstellung dem Konnex von Fach und Begriff. Und: »Kultur« steht statistisch gesehen in (fast) jedem zweiten Beitragstitel volkskundlicher Provenienz. Aber auch qualitativ schreibt sich der Begriff mit beharrlicher Regelmäßigkeit in die volkskundliche Rede ein. Andrea Hauser buchstabiert in ihrer Einleitung zur Untersuchung historischer Dinge ausführlichst die histori-

sche, inhaltliche, theoretische und methodische Aufeinanderbezogenheit des Kulturbegriffs und ihrer Disziplin »Volkskunde/Kulturwissenschaft« (vgl. Hauser 1994: 12). Regina Römhild diskutiert auf mehreren Seiten ihres Beitrags die theoretisch, epistemologisch und gesellschaftlich problematischen Seiten zeitgenössischer Kulturkonzepte, denen sie als Lösungsmodell den volkskundlichen Begriff und die fachlich generierte Synthese zur »Kulturwissenschaft« entgegenstellt (vgl. Römhild 1994). Thomas Scholze präsentiert »Kultur« als Qualitätssiegel volkskundlicher Forschung – auch schon zu Vorwendezeiten und auch in der DDR (vgl. Scholze 1994). Barbara Lang analysiert, kategorisiert und bewertet die wissenschaftliche und gesellschaftliche Differenz zwischen den Disziplinen »Stadtplanung« und »Volkskunde« anhand des Kulturbegriffs – zugunsten letzterer aufgrund ihrer Wissenschaftlichkeit per »Kultur« (vgl. Lang 2000). Martin Scharfe ruft das Fach zu erneuerter Reflexionsarbeit auf, »wenn es wirklich eine Wissenschaft von der Kultur sein will – eine Kultur-Wissenschaft« (vgl. Scharfe 1997: 303) und – trotz einiger institutionell noch bestehender »kulturwissenschaftlicher Tabuzonen« (vgl. Kess/Götz 1998: 163) – verbindet der Kulturbegriff so unterschiedliche volkskundliche Institutionen wie Museum und Universität in gemeinsamer »Seelenverwandtschaft« (vgl. Köck 1997: 24).

Diese ständig und stetig wiederholte Verbindung von »Volkskunde« und »Kultur« funktioniert diskursiv auf unterschiedliche Weise: Erstens übernimmt das Fach den Begriff in seinen Namen, was ihr selbst und allen anderen gegenüber immer wieder signalisiert, dass »Kultur« die Disziplin konturiert und konstituiert. Zweitens definiert und profiliert aber auch das Fach den Begriff der »Kultur« als wissenschaftliches Instrument, wenn es sich namentlich und mit der Autorität einer universitären Disziplin dafür zuständig erklärt bzw. anhand dessen sein eigenes Wissen hervorbringt. Das heißt: Aufgrund dieser gegenseitigen Definition stellt die auf der begrifflichen Ebene explizit immer wieder remanifestierte Verknüpfung von »Kultur« und »Volkskunde« eine Klammer her, die die fachliche Gegenstandskonstruktion, die fachliche Kompetenz und die profilierte Positionierung als substantielle Einheit zusammenfasst. Über diese Verknüpfungspraxis schaffen die VolkskundlerInnen eine Kohärenz, die vice versa der darin demonstrierten Substanz ihre Plausibilität verschafft: »Kultur« produziert die fachliche Episteme und formiert die institutionell etablierte Volkskunde als »Kulturwissenschaft«. Auf eine Gleichung gebracht synthetisiert diese doppelte Konstruktion Fach und Kulturbegriff in gegen- und wechselseitiger Konstitution; das heißt noch einmal anders formuliert: »Kultur« und »Wissenschaft« formieren und beweisen die Volkskunde als »Kulturwissenschaft«.

Trotz dieser organisatorischen Funktionalisierung des diskursiv eindeutig gemachten Konnex von Fach und Begriff besteht weiterhin die – in der ständigen Reifizierung erkennbare – Notwendigkeit, diese spezifisch volkswissenschaftliche Kombination zu autorisieren und mit Legitimität auszustatten. Dadurch wird gleichzeitig umso deutlicher: »Kultur« ist nicht natürlich – oder eben genuin – ein volkswissenschaftlicher Begriff; er muss dazu *diszipliniert* werden.

Die »Disziplinierung«¹⁸ umfasst – im doppelten Sinn – unterschiedliche Bedeutungen, die in dem einen Begriff zusammengefasst die volkswissenschaftliche Diskurspraxis organisieren: Erstens disziplinieren die VolkswissenschaftlerInnen »Kultur«, indem sie den Begriff »verfachlichen«, das heißt, indem sie ihn ihrer akademischen *Disziplin* – der Volkswissenschaft – *definitiv zuordnen*. Zweitens disziplinieren die FachvertreterInnen den Kulturbegriff im Sinne einer *restriktiven Ein- und Unterordnung*, das heißt, sie unterstellen den Begriff der Forschungsdisziplin des Faches und funktionalisieren ihn als Instrument zur je erforderlichen Zusammenstellung ihres spezifischen Wissens. Drittens disziplinieren sie den Begriff, indem sie ihn zum *Transformationsriemen* zwischen spezifisch disziplinärer und allgemein interdisziplinärer Fachdefinition *ausbilden*: »Kultur« wird dann zum – relational funktionierenden – Umgestaltungsinstrument, das aus der Volkswissenschaft eine fachlich eigenständige, überdisziplinär funktionierende »Kultur-Wissenschaft« macht. Die Transformation funktioniert hier in wiederum neu organisierter Zusammenstellung der in ihrem Sinngehalt konstanten Zusammensetzung von »Kultur«, »Wissenschaft« und »Volkswissenschaft« als folgende Gleichungsvariante: »Kultur«-Wissenschaft in Sinn und Funktion der Inter-Disziplinarität beweist die synonyme Gleichsetzung von »Volkswissenschaft« in Form der »Kulturwissenschaft« als »interdisziplinäre Disziplin«.¹⁹

18 Aus dem Neologismus der »Disziplinierung« im Sinne der »Verfachlichung«, den Ulrike Langbein während eines gemeinsamen Gesprächs formulierte, wurde im Verlauf der fortschreitenden Analyse und Interpretation der hier dargestellte diskursanalytische Disziplinierungsbegriff.

19 Die »Disziplinierung« im obigen Sinn stellt im Überblick der diskursiven Strategien und Praxen geistes- und sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion kein rein »volkswissenschaftliches« Instrument dar. Ähnliches findet sich auch in anderen Fachformationen. Vgl. dazu etwa Luhmanns Beschreibung der soziologischen Stärke, die sie bei der Reformierung bzw. Neuorganisation der Universitäten in den 1960er und 70er Jahren zeigte: »Von der Soziologie aus konnte man sich ja mit allen möglichen Themen beschäftigen, wenn man immer nur sagte, Soziologie des Rechts, Soziologie der Organisation, Soziologie des Wissens, Soziologie der Religion usw.« (Luhmann 1992: 101).

Die diskursive Praxis der volkskundlichen Selbstbezeichnung als »Vielnamenfach« und der »Disziplinierung des Kulturbegriffs« funktioniert als zweifaltige Formationsregel, weil bzw. indem sie die verschiedenen Praxen und Konstruktionselemente des volkskundlichen Diskurses zu einem konsistenten Ganzen – in Gestalt und Funktion – des volkskundlichen Formationsfelds dynamisch zusammenfügt.

Diskursive Achsenkonstruktion: Dreischenkliges Spannungsfeld

Die bisherigen Analysen zusammenfassend sowie extrapolierend läßt sich eine spezifische Struktur(ierung) volkskundlicher Sprech- und Denkpraxis nachzeichnen: Egal in welchem Forschungsfeld die Volkskunde ihre Fragestellung formuliert, egal in welchem zeitlichen oder regionalen Ausschnitt sie ihre Analyse ansetzt, egal welche VertreterInnen die Artikel geschrieben haben, – ob am Anfang oder Ende ihrer ForscherInnenlaufbahn, ob Mann oder Frau, ob aus Göttingen, Münster, Hamburg oder Berlin –, egal in welchem Textgenre und Publikationsforum ihre Beiträge veröffentlicht werden, egal ob auf Deutsch oder in einer anderen Sprache formuliert, immer behandeln die VolkskundlerInnen – in unterschiedlicher Diktion, in wechselnder Reihenfolge, in argumentativen Variationen und in je individuellem Bezug zur eigenen ForscherInnenbiographie – drei basale *Großthemen*: (1) Sie sprechen mit und über »Kultur«; (2) sie thematisieren die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften in der Potenz ihres Wissens und (3) sie vermessen das (wissenschaftliche) Beziehungsfeld, in das sich die Volkskunde im späten 20. Jahrhundert eingebunden sieht. Diese drei grundsätzlichen Themenfelder können als *die drei großen Achsen* des volkskundlichen Diskurses bezeichnet werden.

In seinem dichten und komplexen Nachvollzug der sozialwissenschaftlichen Entwicklung des »cultural turn« systematisiert Andreas Reckwitz die Transformation der theoretischen Kultur-Konzeptionen in Form von vier unterscheidbaren »Abstraktionsebenen«, auf denen sich die Veränderungen entscheidend auswirken (vgl. Reckwitz 2000: 22). Dies sind in Reckwitz' Terminologie die Ebenen (1) der »Wissenschafts- und Erkenntnistheorie der Sozialwissenschaften«, (2) der »sozialwissenschaftlichen Methodologie«, (3) der »empirischen Forschungsinteressen« und (4) der »Sozialtheorie« selbst (ebd.). Was Reckwitz als wissenschaftliche Transformationen benennt, deren theoriehistorische und -systematische Entwicklung er detailreich nachzeichnet, zeigt sich auch in der Forschungspraxis der VolkskundlerInnen. Auch sie thematisieren alle vier von Reckwitz benannten Punkte regel-

mäßig. Aus diskursanalytischer Perspektive, die sich für die in einem Formationsfeld hergestellte Ordnung des Sprechens interessiert, ergibt sich allerdings eine andere Zuordnungssystematik dieser Punkte, da aus dieser Blickrichtung nach den *Effekten der diskursiven Praxis* gefragt wird, die sich im relationalen Beziehungsgeflecht von inner-, zwischen- und außerwissenschaftlichen Äußerungen etablieren und nicht schwerpunktmäßig nach den theorieinhärenten Verschiebungen bzw. Verabschiedungen. Die Formation und inhaltliche Variation der drei volkswissenschaftlich konstruierten Achsen – das heißt ihre stetige Wiedereinschreibung – in ihrer konkreten Ausführung wird von einer dem Diskursfeld inhärenten Spannungsdynamik motiviert: Die drei Achsen zeigen sich als diskursive Manifestationen, die ihre Plausibilität und Pointierung aufgrund darunterliegender – nicht explizit gemachter – Prämissen erhalten (vgl. Nassehi 2006: 376), die grundsätzlich über das volkswissenschaftliche Diskursfeld hinausgehen, dort aber ihre spezifische Manifestierung zeigen. In welchen inhaltlichen Formierungen und mit welchen implizit bleibenden Grundvoraussetzungen die VolkskundlerInnen ihr diskursives Feld aufziehen, soll im Folgenden analytisch noch einmal anhand des bereits entfalteten Materials expliziert und sichtbar gemacht werden.

Drei Achsen: Der »Kultur«-begriff, das geistes- und sozialwissenschaftliche »Wissen Schaffen« und das komplexe »Beziehungsfeld« der Wissensproduktion

Nicht bei allen volkswissenschaftlichen AutorInnen sind die drei Achsen, die ihr fachwissenschaftliches Denken anleiten und flankieren, so dezidiert zusammengefasst und in einem Satz expliziert, wie Michi Knecht und Peter Niedermüller dies in der Einleitung zu dem von ihnen initiierten Workshop »Transformationen des Städtischen. Stadtethnologie in Europa« formuliert haben (vgl. Knecht/Niedermüller 1998). So konkret und bewusst sich Knecht und Niedermüller an dieser Stelle zwar (nur) auf ihre eigene Sommerschule, deren Konzept, Erkenntnisinteresse und Ergebnisse beziehen, so basal legen sie mit ihren drei gewählten Schwerpunkten gleichzeitig die drei Achsen des disziplinären Denkens unter die individuell variierbaren Thematisierungen innerhalb ihres Tagungsprogramms:

»Alle drei hier kurz skizzierten Schwerpunkte – die Frage nach der disziplinengeschichtlich späten Aufwertung der Stadtethnologie im Zuge gegenwärtiger Transformationsprozesse, die Diskussion um konzeptionelle und methodische Zugänge und spezifisch ethnologische Kompetenzen zur Erforschung städtischer Transformationsprozesse sowie die Präsentation neuerer ethnographi-

scher Arbeiten über ›Berlin in transition‹ – spiegeln sich auch in der Auswahl der Beiträge dieses Bandes wider.« (ebd.: 4)

Wissen über die Welt zu generieren, bedarf im volkskundlichen Reden offensichtlich erstens einer Erklärung, *wer* dieses Wissen in welcher disziplinären Formierung, Kompetenz und historischen Situation hervorbringt: Deshalb fragen Knecht und Niedermüller nach dem institutionell strukturierten *Beziehungsfeld der WissensproduzentInnen*, in das sich die Volkskunde erst »spät« eingeschrieben hat. Zweitens muss expliziert, dokumentiert und reflektiert werden, *was* dieses Wissen ausmacht, *wie* es sich selbst qualifiziert und *wodurch* ein Anspruch auf »Wahrheitsgehalt« erhoben werden kann: Die beiden AutorInnen definieren in legitimierender Absicht den epistemologischen Zugang und Wert des (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Wissen Schaffens. Und drittens gilt es zu demonstrieren, welche konkreten Inhalte die in diesem geistes- und sozialwissenschaftlichen Rahmen eingebettete Spezialdisziplin in ihrer Kompetenz über die *komplex gestaltete Wirklichkeit* zu Gehör und zu Papier zu bringen vermag: Knecht und Niedermüller verweisen in eben diesem Sinn auf die aus »kulturwissenschaftlicher« Forschungspraxis resultierende Qualität und Substanz des präsentierten Wissens.

Achse 1: »Kultur« und die Potenz des Begriffs

Im Rahmen eines Studienprojekts, das in den späten 1980er Jahren am Tübinger Institut für Empirische Kulturwissenschaft unter der Leitung von Prof. Konrad Köstlin durchgeführt wurde, beschäftigte sich eine Gruppe von rund 20 Studierenden mit dem Zustand der deutschen Republik in den »Fünfzigern« (vgl. Partykultur 1991). Die grundsätzliche, als Titel allem vorangestellte Frage »Party-Kultur?« definierte die Perspektiven der einzelnen Untersuchungen. Ausgehend von typischen Assoziationen zu den 50er Jahren – »Petticoat und Nierentisch, Gummi- baum und Rock'n'Roll, Wiederaufbau und ›Wir-sind-wieder-wer‹, Fresswelle und Parties« (ebd.: Klappentext) – stellte die Projektgruppe ihre kritischen, die skizzierten Stereotypen bewusst kontrastierenden »Fragen an die Fünfziger«:

»Doch ist die ungezwungene Fröhlichkeit, für die ›Party‹ steht, wirklich charakteristisch für die 50er Jahre? Wer hatte überhaupt etwas zu feiern? Welche Vorstellungen von den 50er Jahren sind mit der Party verbunden? Und: Stimmen die Bilder, die heute von der damaligen Zeit entworfen werden?« (ebd.)

Die »Meublements der Republik« veranlassten die beiden StudentInnen Karin Stellwag und Marianne Dorn, selber (noch) einmal genauer hinzusehen und zu fragen, welche »Tendenzen des Wohnens in den 50ern« aufgrund der neuen »Wirtschaftswunderwelt« im Blick der Forscherin erkennbar werden (vgl. Stellwag 1991) bzw. wie »Musiktruhe und Hausbar« die »möblierte[n] Geselligkeit« des Jahrzehnts verkörperten (vgl. Dorn 1991). Beide Autorinnen sind bemüht, die grundsätzliche Wohnsituation und ihre konkrete Möblierung – vor allem kleiner Wohnungen im sozialen Wohnungsbau – für die LeserInnen bildhaft vorstellbar werden zu lassen. Sie verbinden dafür die konkrete Beschreibung der Wohnungen sowie der darin befindlichen Möbel mit den finanziellen Möglichkeiten und Mitteln, die den Menschen zum damaligen Zeitpunkt zur Verfügung standen. Ihre Darstellung gewinnt ihre Plastizität und ihr Profil durch den Einbezug ganz unterschiedlicher Quellen, die Auskünfte über die zeitgemäße Ausstattung einer (durchschnittlichen) Wohnung geben können: Wohnungsgrundrisse, Werbung und Handelsanzeigen für Möbel mit Angaben über deren Preise, Material und Design sowie historische Darstellungen zu den allgemeinen Produktionsverhältnissen der damaligen Möbelindustrie liegen den Analysen als Primärquellen zugrunde. Im Blick auf die Menschen, die mit und in diesen Arrangements ihren Alltag lebten, konfrontieren Dorn und Stellwag ihre Darstellungen des Wohnens mit Fragen nach unterschiedlichen Funktionen und Nutzungen sowohl der Räume als auch der einzelnen Möbelstücke im Alltag unter der Perspektive gesellschaftlich propagierter Verhaltensweisen, die in zahlreichen Ratgebern publiziert wurden. Über diese beiden analytischen Ebenen noch einmal hinausdenkend versuchen Stellwag und Dorn zaghafte Interpretationen über die Bewertungen und Bedeutungszuschreibungen der »Meublements« durch die in diesen Wohnungen lebenden Menschen. Der Kulturbegriff fungiert innerhalb der kleinen Forschungsstudien – auch hier – zur Relationierung der unterschiedlichen Dimensionen, aus denen sich die soziale Wirklichkeit für die Menschen zusammensetzte. Dorn und Stellwag bemühen sich beide um die Rekonstruktion der komplexen Zusammenhänge, in denen sich das Leben in Deutschland während der 1950er Jahre für die breite Mittelschicht vollzog.

Auch wenn die beiden Artikel in ihrem analytischen und interpretativen Gehalt noch nicht die Dichte und Elaboriertheit anderer fachlicher Beiträge erreichen, sind sie jedoch gerade deshalb bezüglich der diskursiven Regeln, die die Herstellung und Autorisierung des Wissens im Fach organisieren, interessant und aussagekräftig. Als Studierende, die anhand dieses Projekts in die disziplinäre Denkweise eingeübt werden, reproduzieren sie das im Fach erwartete und ihm selbst verständliche

Arbeiten. Und aufgrund dessen, dass Dorn und Stellwag sich zur Zeit ihrer Forschung noch im Prozess der Einübung volkskundlichen Hand- und Denkerwerks befinden, zeigen sich die grundlegenden Elemente der »kultur«-wissenschaftlichen Technik (im Sinne von Fähigkeit) in diesem Moment noch in deutlicherer Markierung. Stellwag und Dorn bauen ihre Darstellungen auf zwei grundlegenden Bausteinen auf: Aus der Beschreibung dessen, *was ist* und der Analyse dessen, *wie es so hergestellt* worden ist, ergibt sich der Erkenntniswert des jeweiligen Beitrags. Dass die beschreibende Ebene dabei nicht allein instrumentalen Charakter für die daran anschließende Analyse und Interpretation hat, sondern im Sinn der illustrierenden Dokumentation und in Funktion der Wissensvermittlung gedacht ist, belegen die in beiden Beiträgen abgedruckten Bilder. Sowohl Karin Stellwag als auch Marianne Dorn integrieren etwa zehn Abbildungen in ihren Text, der je sechs Seiten umfasst. Das heißt, rein quantitativ stehen Text und Bild in einem fast ausgeglichenen Verhältnis von 1:1. Die meisten Abbildungen zeigen Fotos einzelner Möbel oder Raumarrangements, einzelne Wohnungsgrundrisse bzw. Werbeanzeigen oder Cartoons aus einem Ratgeber. Alle Bilder sind von erklärenden Unterschriften begleitet, was konkret auf dem Bild zu sehen ist, oder sie dokumentieren den Quellenachweis. Keines wird aber explizit im Text erwähnt oder analytisch ausgewertet. Allein der visuelle, durch Quellenbelege authentifizierte Nachweis – das Sichtbarmachen – von zuvor für einen Großteil der LeserInnen unbekannten – und in diesem Sinn unsichtbaren – Lebenswelten bestimmt den legitimen Aussagegehalt der Abbildungen.

Die Qualität des volkskundlichen Kulturbegriffs fußt – wie hier deutlich erkennbar wird – auf einer doppelten Fundierung des Begriffs: »Kultur« qualifiziert sich in seiner fachlich diskursiven Verwendung als grundsätzlich *zweifaltiges Konzept* aus positiv deskriptiver Repräsentation und analytisch interpretativer Dekonstruktion. Mithilfe dieser doppelten Grundlegung von »Kultur« bezieht sich die volkskundliche Forschung immer auf die beiden Bereiche der *positiv rekonstruierenden Repräsentation* von Realität und der *kritisch dekonstruktiven Reflexion* gesellschaftlicher Wirklichkeit. Im doppelten Zugriff, den der Kulturbegriff in seiner volkskundlich-diskursiven Formierung definiert, entfaltet sich der Gehalt und die Aussagekraft »kulturwissenschaftlichen« Wissens über den komplexen Charakter realer Phänomene.

Diese Doppelung allerdings enthält eine spannungsvolle Begriffsarchitektur, die in der definitorischen wie forschungspraktischen Gleichzeitigkeit eines *substanzenorientierten deskriptiven Kulturkonzepts* und der theoretisch-methodischen Konzeption eines *kritisch-reflexiven Analyseinstruments* liegt. Die diskursive Konzeption des zweifaltigen Kulturbegriffs

griffs formiert diesen als wissenschaftliches Instrument, das gleichzeitig die Aufgabe der qualitativen Wirklichkeitsrepräsentation, deren analytischer Rekonstruktion, der ordnenden Gesellschaftspräsentation sowie der sozialkritischen Orientierung einlösen will. Pointiert formuliert steckt der spannungsvolle Widerspruch in folgendem fachlichem Anspruch: »Kultur« ist alles in einem, das heißt ein einziger Begriff benennt die Realität in ihrer positiv wahrnehmbaren Gestalt, analysiert, interpretiert und reflektiert ihre soziale Konstruktion und entwirft synthetisierend das Modell einer differenziert-integrierten Gesellschaft. »Kultur« ist damit das die Forschung ermöglichende Instrumentarium und gleichzeitig das Objekt selbst, auf das die Forschung gerichtet ist.

Die konstante Mischung dieser qualitativ unterschiedlichen Wirklichkeitsrepräsentationen charakterisiert den volkswissenschaftlichen Kulturbegriff als einen kombinierten Komplex aus beschreibendem Positivismus und analytischem Konstruktivismus, der zum einen fachlich autorisierten Kulturkonzept verschmolzen wird. Gerade aus dieser implizierten, diskursiv nie explizit formulierten Verschmelzung bezieht der Kulturbegriff seine Kraft und Qualität.²⁰ Die Akzeptabilität der forschungstheoretischen wie -praktischen Konstruktion der volkswissenschaftlichen Zweifaltigkeit von »Kultur« basiert und entspringt der Moderne selbst: »Der springende Punkt oder besser das Erfolgsrezept der Moderne ist, die Vermittlung und Verbindung zwischen [an sich unterschiedlichen; se] Bereichen unsichtbar, undenkbar und unvorstellbar zu machen und doch zugleich zu praktizieren.« (Bellanger 2001: 213)

In der konkreten Ausführung dieser diskursiven Achse enthüllt sich konsequent die qualitative Definition, aus der die Achse ihre spezifische Charakteristik erhält. Es geht hier darum, die *Potenz des Kulturbegriffs* zu bestimmen, aufgrund derer auch das »kulturwissenschaftliche« Wissen seine Aussagekraft und Relevanz behaupten kann. Jede volkswissenschaftliche Arbeit beschäftigt konsequenterweise die Frage, was der Kulturbegriff für die Repräsentation und das Verstehen der gesellschaftlichen Wirklichkeit leisten kann. Diese Frage nach der wissenschaftlichen und

20 Unter dieser diskursanalytischen Perspektive »sprechende« Belege für die »volkswissenschaftliche« Zweifaltigkeit von »Kultur«, sind die immer wieder eingesetzten Bindestrich-Begriffe: Sachkultur, Wohnkultur, Party-Kultur, Freizeitkultur, Trinkkultur, Firmenkultur, Alltagskultur, Volkskultur, Arbeiterkultur, Produktkultur, Haubenkultur, Kleidungskultur, Provinzialkulturen, Jugendkultur. Die Liste ließe sich noch um einiges verlängern; entscheidend ist aber, dass diese Art der Begriffskonstruktion an sich die Doppelung des volkswissenschaftlichen Kulturbegriffs spiegelt. In ihnen oszilliert das Erkenntnisinteresse an der Repräsentation realen Lebens und an der gesellschaftskritisch ausgerichteten Rekonstruktion in unterschiedlichen Gemengelagen hergestellter Wirklichkeitsordnung.

gesellschaftlichen Potenz des Kulturbegriffs stellt sich sowohl nach »innen«, wo fachintern immer wieder debattiert wird, was die theoretische wie empirische Kraft des Kulturbegriffs ausmacht. So hart und dezidiert Carola Lipp deshalb ihre Kritik an Wolfgang Kaschubas begrifflichen und konzeptuellen Schwächen formuliert, so konsequent folgt auch sie – wie Kaschuba – der »Kultur-Achse« volkskundlicher Rede.

Die Frage nach der Qualität des Kulturbegriffs stellt sich allerdings auch von »außen«: Immer wieder sieht sich die Volkskunde herausgefordert zu zeigen, zu beweisen und zu autorisieren, worin das »kulturwissenschaftliche« Potential ihrer Forschungen und Wissensbestände besteht. In diesem Sinn manifestiert und reformuliert die programmatische Konzeption von »Kultur« als potentes Instrument zur Komplexitätsanalyse, zur gesellschaftlichen Orientierung und zur volkskundlich-fachlichen Spezifizierung sowohl die Potenz des Kulturbegriffs wie auch eine der drei großen Achsen volkskundlichen Denkens.

Achse 2: Geistes- und Sozialwissenschaft und ihre Legitimität

Die Konkurrenz um die gesellschaftliche Selbstvergewisserung am Ende des 20. Jahrhunderts äußert sich neben der Thematisierung des Instrumentariums, anhand dessen die Deutungen über die eigene Gesellschaft hergestellt werden, in der ebenso basalen Diskussion um die berechtigten Formen des Wissen Schaffens. »Wissenschaft« steht nicht mehr autoritativ gesichert als objektive und neutrale Instanz über jeder Diskussion und Nachfrage; ganz im Gegenteil bildet sie eine der zu verhandelnden Grundlagen legitimen Wissenschaffens von, über und für die Gesellschaft. Das betrifft erstens die Erkenntnis, dass die Definition von Wissenschaft keine ahistorische Größe darstellt (vgl. Benoît 1994: 315). Und zweitens generiert dies einen Rechtfertigungsdruck im dem Sinn, dass Wirklichkeitserforschung in wissenschaftlicher Manier gefordert ist, ihre Angemessenheit und Relevanz zu demonstrieren, nachzuweisen und zu vermitteln. Mit entsprechender Verve reflektiert und verteidigt die Volkskunde die Möglichkeiten des (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Forschens und Verstehens, was sich – unter anderem – in ihren sowohl dezidierten wie auch verklausulierten Oppositionen naturwissenschaftlichen Realitätsdeutungen gegenüber manifestiert. Bau-singers beißender Spott über die begriffsstutzigen und abstraktionsgehemmten »Hominiden« expliziert eben diesen diskursiven Sinn – und die zweite Achse volkskundlichen Denkens. Er plädiert mit Vehemenz dafür, die aufklärerischen Potentiale der Geistes- und Sozialwissenschaften in der gesellschaftlichen Diskussion aufrecht zu erhalten, womit er sie erkenntnisbezogen und moralisch legitimiert.

Der kontinuierlichen Wiederholung volkscundlicher Defensionen für die Wissenschaftlichkeit ihrer gesellschaftlichen Realitätsentwürfe bedingt allerdings noch ein zweiter, in der internen Wissenschaftskonkurrenz begründeter Umstand, denn:

»Zug um Zug haben Soziologie, Psychologie, Linguistik und Literaturkritik den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben – und ihm Geltung verschafft. Die ›Humanwissenschaften‹ haben sich unter dem Dach der Philosophischen Fakultät neben den Philologien eine institutionell anerkannte Stellung erobert. Die Entwicklung ist unumkehrbar – oder wäre es vorstellbar, dass eine Disziplin ihren Status als Wissenschaft wieder verliert?« (Benoît 1994: 316)

Dass Benoîts Frage als rhetorische gelten kann, die schon mit »ja« beantwortet ist, demonstrieren nicht nur die expliziten hochschulpolitischen wie -forschenden Äußerungen Ende des Jahrhunderts (vgl. 1. Kapitel, S. 31ff), sondern die direkt auf der Diskursoberfläche greifbaren Reifikationen wissenschaftlicher Qualität, Kompetenz und Relevanz.

Die Thematisierung von »Kultur« als »Interpretament«, die Kaschuba als zentralen Punkt seiner Ausführungen innerhalb seiner Antrittsvorlesung platziert, unterlegt er in dem gleichlautenden Kapitel (Kaschuba 1995a: 32) – in der für das Genre einer Antrittsvorlesung sehr ausführlichen Weise – mit drei unterschiedlichen Begründungssträngen: Im ersten konzentriert er sich auf die »Geschichtsschreibung«. Den zweiten widmet er dem »Fremd-Verstehen« und im dritten thematisiert er den »Kulturvergleich« (ebd.: 33). In allen drei Bereichen stößt er auf ein grundlegendes Dilemma der (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft: Das primäre Interesse, sich der Geschichte, den Anderen oder sich selber forschend zuzuwenden, wird immer und sofort von der sekundären Einsicht eingeholt, nicht voraussetzungs- und absichtslos über Geschichte, das Fremde und das Eigene denken oder schreiben zu können. Es läßt sich nicht umgehen: Wissenschaft ist immer, so sehr sie sich um distanzierte Analyse und objektives Sehen bemüht, in ihren Forschungsinteressen, Deutungsabsichten und Ergebnissen eingebunden in die jeweiligen historischen, lokalen, nationalen, ideellen und gesellschaftlichen Kontexte, die prägend auf sie einwirken. Und Gleiches gilt ebenso umgekehrt: Wissenschaft trägt selbst einen nicht unwesentlichen Teil zur spezifischen Ordnung und Organisation ihrer Zeit und Gesellschaft bei. Bei allem Wissen, moralischem Gewissen und reflexivem Bemühen bleibt für Kaschuba als Fazit das Problem bestehen: »[W]ir müssen offenbar lernen, dass auch ›selbst-reflexive Wissenschaft‹ nicht einfach nach dem Münchhausen-Trick funktioniert.« (ebd.: 36) Aber, so fügt er gleich an: »Immerhin: Wir packen uns schon einmal am Schopf.« (ebd.)

Für jeden der drei gewählten Bereiche referiert Kaschuba die epistemologische Position von (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft mit namhaften Vertretern, deren viele selbst über den einschlägig wissenschaftlichen Bereich hinaus bekannt sind, aus den unterschiedlichen zitierten Wissenschaftsfeldern: Für den Bereich der Geschichtsschreibung bezieht sich Kaschuba auf den französischen Historiker Michel de Certeau, für die »ethnologisch-gegenwartsbezogene Forschung« verweist er auf die vorwiegend us-amerikanische Debatte der »Reflexiven Anthropologie« – mit Clifford Geertz, James Clifford und George Marcus als deren Exponenten – und für die europäischen Geschichts- bzw. Kulturwissenschaften läßt er den Philosophen Peter Weber-Schäfer sprechen (ebd.: 33ff). Mit diesem Referenzsystem statuiert Kaschuba eines ganz deutlich: Das Problem der »imaginativen Funktion« von Wissenschaft (ebd.: 33) ist nicht sein persönliches bzw. sein fachliches sondern ein aktuelles und prominentes Thema im gesamten Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften. Im Ausgriff in das interdisziplinäre und internationale Feld der zeitgenössischen Wissenschaftsdisziplinen demonstriert er seinen ZuhörerInnen und LeserInnen, dass er mit diesem Thema vor einer Herausforderung steht, die ihn mit dem ganzen wissenschaftlichen Feld verbindet.

Was Kaschuba mit dem Bild des Schöpfes des Barons von Münchhausen metaphorisch beschreibt, fasst Konrad Köstlin in den Begriff der »Geschichtenerzähler« (vgl. Köstlin 1996b: 176). (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft ist für ihn die moderne Version, sich als Kollektiv gegenseitig Geschichten zu erzählen:

»Our modernity – and this means in this paper the last 200 years – has brought forth the scientist as a new type of story-teller. Our human existence has become more and more scientific with the help of cultural interpretations. Sciences invent and offer »sense« and have reached new fields of interests, namely what they (sciences) call »everyday life«. Ethnologists practise that on the level of nation, folk or individual and since they have chosen the name »Ethnology« the discourse in terms of ethnicity has received an additional legitimization. So sciences are – among other intellectual elites of interpretation – involved in the invention and creation of invisible but real frames of action.« (ebd.)

Sowohl Wolfgang Kaschuba als auch Konrad Köstlin ziehen für ihre Sichtbarmachung dieses (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Dilemmas die Bereiche der »Geschichte«, des »Fremden«, des »Eigenen« und der damit verbundenen »Identitäten« hinzu, wodurch sie nicht allein auf das grundlegende Problem für diese Wissenschaften hinweisen. Gleichzeitig verknüpfen sie darin die drei volkskundlichen Diskursach-

sen, wenn sie das referierte Dilemma am Fall der Volkskunde und ihrer kulturorientierten Forschungsweise exemplifizieren: Auch hier stellt »Kultur« das verbindende Glied dar, denn kulturelle Interpretationen historischer Wirklichkeit liefern das Material und Mittel zum fachlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Selbstverständnis und manifestieren damit dessen unauflösbaren Konnex.

Dass dieses Wissenschafts-Dilemma einer darunterliegenden Spannung geschuldet ist, zeigt sich in Köstlins Wortwahl für das beschriebene Problem. WissenschaftlerInnen als »story-tellers« und »entertainers« (Köstlin 1996b: 178) zu bezeichnen, ist als kritische Provokation platziert. Die Provokation – aber auch im abgeschwächten Sinn: die allgemeine Kritik – funktioniert nur, wenn ein anderes, gegensätzliches Grundverständnis von Wissenschaft gleichzeitig seine Autorität beansprucht. Erst die polare Gegensätzlichkeit zweier unterschiedlicher Definitionen von Wissenschaft, die in ihrer Gleichzeitigkeit als Widerspruch und damit als Provokation verstanden werden können, machen Köstlins Äußerung zur sinnvollen und verständlichen Aussage. Mit seiner Kritik an der (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft als Institution, die zur Geschichtenerzählerin verkommt, verknüpft Köstlin implizit das »richtige« Verständnis und Verhalten, das von ihr – dieser Wissenschaft – zu erwarten wäre: Durch die Aufdeckung und Enthüllung von Macht, von Autorität und von Interessengebundenheit in scheinbar banalen alltäglichen Ereignissen entginge die (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft und im speziellen die Ethnologie der allgegenwärtigen Gefahr, lediglich bunte Geschichten zu produzieren, und an deren Statt soziale Realität kritisch nach deren Konstruktion und Machtdurchdrungenheit zu hinterfragen, in Köstlins eigenen Worten: »There is a turn towards literarization which makes us neglect our job: we describe our own lives and invent colourful stories pretending it is somebody else's life. We describe what does not change and look for an entertaining interpretation, a good story.« (ebd.: 179) In Köstlins Provokation und in Kaschubas fatalistischer Entscheidung, sich selbst beim Schopf zu packen – bei aller Unmöglichkeit –, offenbart sich die spannungsvolle Verknüpfung zweier sich entgegenstehender Wissenschaftsdefinitionen: Der Neutralität, Objektivität, Interessenlosigkeit, Standort- und Geschichtsungebundenheit von Wissenschaft (vgl. Weingart 2003: 16ff) steht die kontingente Konzeption einer historisch, räumlich und gesellschaftlich eingebundenen Wissen Schaffens gegenüber.

Mit dem ersten konzeptionellen Verständnis von (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft als »objektive Instanz« schließen Köstlin und Kaschuba – hier als repräsentative Exponenten des ganzen fachlichen Diskurses – an den in der historischen Moderne entwickelten Wissen-

schaftsbegriff an, wie er vorwiegend von den Naturwissenschaften geprägt wurde:

»Die zweite Phase, von der Mitte des 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert, war geprägt durch den »klassisch« modernen Idealtyp der wahrheitsorientierten Grundlagenforschung, die sich disziplinär immer weiter differenzierte und spezialisierte. Neben den Akademien waren es die Universitäten, die im Gefolge der Humboldtschen Reform aus den ehemaligen Artisten-Fakultäten einzelne Naturwissenschaften ausgliederten und damit die Chance für eine weitere Differenzierung der Forschungsfelder eröffneten. Und erst in dieser Phase etablierte sich endgültig die Objektivität in dem bis heute gültigen Verständnis einer »aperspektivischen«, jegliche subjektiven Eigenheiten negierenden und (vermeintlich) ausschaltenden Naturbeobachtung als zentrale »epistemologische Tugend« [...]« (Bösch/Wehling 2004: 10ff; vgl. auch Blanke 1993: 204f; Nowotny 1999: 278; Weingart 2001: 52).

Diskursiv machtvoll ist dabei allerdings weniger die theoretische Definition von Wissenschaft als vielmehr das, was sich als Verständnis von Wissenschaft durchsetzt:

»Was immer den epistemischen Kern der Wissenschaft ausmachen mag, der Glaube daran wurzelt in tief verankerten kognitiven Orientierungen und einigen für unwandelbar gehaltenen Prinzipien. Dazu gehört der Glaube an methodische Vorgehensweisen, die zur Objektivierung von Wissen führen, und an die inhärente Rationalität der praktizierten Verfahren.« (Nowotny 1999: 30ff)²¹

Die spannungsvolle Vereinigung des neutralen und des kontingenten Wissenschaftsverständnisses in einen einzigen (Kultur-)Wissenschaftsbegriff dynamisiert und reproduziert gerade im Versuch der Überwindung ebendiese Konstruktion. In versuchter Absetzung von der einen Fundierung schreibt sich gerade deren Doppelung immer wieder ein.²²

21 Weingart begründet die Entstehung der Paradoxie wissenschaftlicher Definitionen als (historisch mitbedingte) Entwicklung der Wissenschaft in Form eines ausdifferenzierten, selbstbezüglichen Teilsystems der Gesellschaft, das aber dennoch in Kopplung mit anderen Teilsystemen der Gesellschaft steht (vgl. Weingart 2001: 58f u. 236f). Vgl. auch Koschorke zu unterschiedlichen Paradoxiekonstruktionen im heutigen Universitätssystem (vgl. Koschorke 2004).

22 In paralleler Weise produziert der zeitgenössische Zweifel an der Objektivität und Gesicherheit von wissenschaftlichem Wissen eine Amalgamierung der eindeutigen Objektivität und dem vieldeutigen Pluralismus, was Maasen und Winterhager ebenfalls zur Paradoxie (post-)moderner Wissenschaft zusammenfassen: »In Bauman's analysis, today both types of

Die polare Konstruktion erfüllt allerdings auch hier eine wichtige diskursive Funktion, die sich so ebenfalls in anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen am Ende des 20. Jahrhunderts abzeichnet. Die Aufweichung der klaren Grenzziehungen zwischen (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft und gesellschaftlicher Öffentlichkeit bringen nicht nur spezifische Formen der Forschungs(re-)präsentationen mit sich, sondern erleichtern und betonen gleichzeitig die gesellschaftliche Aufgabe wissenschaftlichen Wissens:

»Historians, while engaging in non-academic enterprises as well (e.g., expositions), predominantly pursue this task within the confines of academia. Interestingly, internal specialization shows, among other trends, a shift toward modern history, social history, history of non-European countries as well as of technology including science and medicine [...] – obviously, these histories are designed to equip the members of contemporary globalized, high-tech societies with orienting knowledge. Accordingly its self-proclaimed specificity of telling stories, its narrativity [...], its rhetorics [...], its centrisms (eurocentrism, androcentrism, ...) center stage in various debates.« (Maasen/Winterhager 2001: 71; vgl. auch Bourdieu 1988: 72f; Weingart 2001: 17; Fischer 2004: 235)

Wie Wolfgang Kaschuba so stehen auch seine FachkollegInnen vor der Aufgabe, sich an diesen Herausforderungen abzuarbeiten, die ihnen die spannungsvoll konstruierte Diskursachse des (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen »Wissen Schaffens« vorgibt. Das heißt, die VolkskundlerInnen müssen in ihrem Reden die Spannung, die sie nicht auflösen können, diskursiv unsichtbar machen. Sie müssen versuchen, der an sich widersprüchlichen Aufgabe gerecht zu werden, kritisch-neutrale Wissenschaft in einer komplexen und die Wissenschaft miteinbeziehenden Realität zu betreiben. In seinem Fazit bezüglich der Problemstellungen, denen sich eine »Kulturwissenschaft«, die anerkennt, dass »Kultur« vorwiegend als gesellschaftliches »Interpretament« funktioniert, gegenübergestellt sieht, resümiert Kaschuba die Chancen und Risiken solcher Wissenschaft:

»Eingewoben in die gesellschaftlichen ›Versuche der Ortsbestimmung‹ haben Geschichts- und Kulturwissenschaften stets ein gut Teil dazu beigetragen, die

doubts amalgamize: Based on the conviction that there is no such thing as certainty anymore, scientist of any epistemological creed persist in producing more knowledges in an effort to counter contingency with pluralism. Put in a nutshell, the dynamics of knowledge seems to be the most stable trait of the practice called science, modern or postmodern.« (Maasen/Winterhager 2001: 15)

»Kulturalisierung« unserer Gesellschaft in dem Sinne produktiv zu fördern, dass wir gelernt haben, »Blickwechsel« in den Kulturen und zwischen den Kulturen einzuüben, Perspektiven und Wertehorizonte zu hinterfragen, kulturelle Pluralität anzuerkennen. Andererseits waren und sind unsere Wissenschaften aber auch Wegbereiter jener kulturell interpretierten »Weltbilder« geworden, die als »Sinnkonstruktionen« soziales, nationales und globales Denken mitgeformt haben – auch im Sinne von Hermetik und Abgrenzung.« (Kaschuba 1995a: 36)

Kaschuba benennt hier noch einmal die unhintergehbare Eingebundenheit von (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft in gesellschaftliche und historische Prozesse. Gleichzeitig verbindet er damit die wesentlichen Konsequenzen in und für eine Gesellschaft: Wissenschaft befördert sowohl Ein- und Ausschluss, im positiven wie negativen Sinn. Die Ambivalenz dieser Situation, an der sich die VolkskundlerInnen abmühen, ohne sie auflösen zu können, klingt in Kaschubas Verweis auf den Baron von Münchhausen an: Irgendein Mittel muss es geben, sich selbst – als (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft – aus dem »Sumpf« der soziohistorischen und epistemologischen Kontingenz herauszuziehen.

So skeptisch es Kaschuba selbst schon formuliert, so hartnäckig prägt und organisiert dieses Problem das volkskundliche Sprechen aller FachvertreterInnen. Im kontextualisierten und selbstreflexiven Einbezug der eigenen Position, der eigenen Rolle, der Angemessenheit der eigenen fachlichen Ergebnisse und der eigenen Gesellschaft, in der dies geschieht, versuchen Köstlin, Kaschuba et al. das Spannungsfeld, in das die (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts eingebunden ist, zu benennen und damit erkennbar zu machen:

»Science has to name interests and should look for the authorities which are setting marks and thus should be more than a story-telling institution. Through that healing attitude which stories mostly include, a lot of questions and aspects have been lost during the last years. Ethnology took part in the ethnicization of culture supporting a camouflage of the social dimension of conflicts (Kaschuba 1995). Since the narratives of the 60s and 70s have lost their integrating power the common story of ethnicity has been raised and revitalized again. We put forward what we discuss and give key words for the political rhetorics: angels, ethnicity, fastfood. By writing books and planning symposiums we initiate, create and strengthen discourses on certain topics. And we know: in deconstructing the stories we de-construct our role as scientific authorities.« (Köstlin 1996b: 179)

»Selbstreflexion« wird zur Lösung des Problems einer Wissenschaft, die sich (nicht mehr) auf den Status einer Meta-Instanz beziehen kann: Statt

(historische, gesellschaftliche und persönliche) Neutralität als Qualität des »wahren« Wissens zu behaupten, erfüllt jetzt die »kulturwissenschaftliche« Selbstreflexivität das Kriterium der Qualitätssicherung. Herstellung von Transparenz bezüglich der konkreten eigenen wissenschaftlichen Bedingtheit, Positionierung und Wirkungen definiert in dieser diskursiven Bestimmung die soziale »Wahrheit« des (kultur-)wissenschaftlichen Wissens. Die Selbstreflexion zielt damit auf das »Selbst« der »Wissenschaft« und wirkt erfolgreich, indem sie den eigenen, wissenschaftlichen Kopf erhellte und den »Sumpf« realer gesellschaftlicher Komplexität klärt: Ganz wie bei Münchhausen funktioniert die Idee – nicht aber die Praxis –, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen, im Märchen wie in der zeitgenössischen Volkskunde nur in der Anerkennung und damit gleichzeitigen Verdeckung – das heißt, in der Aufhebung – der polaren Achsenkonstruktion. In der zitierten Erzählung legitimiert und realisiert das Genre des Märchens den Lösungsversuch, in der Wissenschaft erreicht es der Diskurs: Der Erzähler von »Gulliver's Reisen« findet seine Nachfolger als »kulturwissenschaftliche« »story-tellers«, die beide im Sprechen ihre Konstruktion der Wirklichkeit zur kritisch-visionären Konzeption von »Gesellschaft« transformieren.

Achse 3: Feld(relationen) und die Fachdefinition der Volkskunde

Zeichnet die volkskundlich-diskursive Darstellung von Wissenschaft als potentes Instrument – qua Kulturbegriff – und als Instanz der adäquaten Wissensproduktion – wie oben gezeigt durch »kulturwissenschaftliche Selbstreflexivität« – die beiden ersten Achsen des volkskundlichen Sprechens aus, definiert die Bestimmung des Profils und der Position des Fachs die dritte Achse des disziplinären Diskurses. Sich als potente und kompetente »Kultur«-Wissenschaft zu beweisen, reicht in einem konkurrierend organisierten Feld nicht aus, um sich Gehör im Stimmengewirr der WissensproduzentInnen zu verschaffen. Konstant und kontinuierlich muss bestimmt und verhandelt werden, wer in dem Konkurrenzfeld mit welcher Legitimität sowie Autorität eine *Position* besetzen darf.

Im Blick auf die Titelwahlen, die die VolkskundlerInnen an prominent gesetzter Stelle ihrer Publikationen treffen, werden die diskursiven Strategien erkennbar, mithilfe derer sich das Fach im dicht besiedelten Wissenschaftsfeld auf einer spezifischen Position zu platzieren versucht. Titel sind mehr als nur pointierte Zusammenfassungen dessen, was die AutorInnen im Folgenden sagen werden. Sie weisen assoziativ über den behandelten Gegenstand hinaus; sie verknüpfen frühere Wissensbestän-

de mit aktuellen Diskussionen; sie geben anhand kurzer Bewertungen eine Leseanleitung für das Folgende. In gleicher Weise, wenn auch nicht im gleichen Sinn, funktionieren die Titelgebungen innerhalb diskursiver Zusammenhänge. Liest man dementsprechend in diskursanalytischer Intention die Titel der verschiedenen Bände und Beiträge volkscundlicher Stadtforschung, die im Verlauf der 1990er Jahre publiziert wurden, dann ergibt sich folgende Reihung: Das »Anthropological Journal« betitelt seine Ausgabe von 1993 mit »Urban Europe«; diesem folgt 1994 der »kuckuck« mit dem Heft »Metropolis«; im Jahr darauf veröffentlicht »kea« seinen Band zum Thema »Stadtdschungel«, an den sich das Informationsorgan der »Frankfurter Gesellschaft für Kulturanthropologie« mit dem grundsätzlich gehaltenen Thema der »Stadtanthropologie« anschließt. Im Jahr 1998 veröffentlichen die »Berliner Blätter« Beiträge zu einer »Stadtethnologie in Europa«, die sie im Kontext von »Transformationen des Städtischen« verorten. Den publikatorischen Reigen der 90er Jahre beendet die Hamburger Gemeinschaftspublikation von Ethnologie und Volkskunde im Jahr 2000 unter dem Motto »Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme«.

Diese aufzählende Parallelisierung der unterschiedlichen Titel macht ein dem Diskursfeld innewohnendes Postulat sichtbar, auf das die HerausgeberInnen reagieren. Die eine Hälfte der EditorInnen setzt programmatisch das Forschungsfeld als Etikett auf ihre Neuerscheinungen (»Urban Europe«, »Metropolis« und »Stadtdschungel«); die andere Hälfte positioniert die herausgebenden Disziplinen prominent – als Titel – im Feld der Forschungskonkurrenz (»Stadtethnologie in Europa. Transformationen des Städtischen«, »Stadtanthropologie«, »Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme«). Beide Titelwahlen dienen dennoch derselben Intention: In der positiven Aufnahme der allgemein zeitgenössischen Anforderung, sich als wissenschaftliche Disziplin inhaltlich und fachlich individuell zu profilieren, versuchen sie das Fach und das Feld in eine untrennbare Verbindung zueinander zu bringen. Die Verknüpfung von »Stadt« mit »Anthropologie«, »Ethnologie« und »Kulturwissenschaft« funktioniert in diesem Sinn als Demonstration der evident gemachten Zuständigkeit, Kompetenz und Eigenständigkeit des Fachs für das benannte Forschungsfeld. Der Konnex, der in diesem diskursiven Sinn in jedem Titel hergestellt wird, liegt im Fall der Forschungsfeldbeschreibung – als europäisch, zentral, machtvoll, entfremdend, chaotisch und gefährlich – in der Verknüpfung des fachlichen Profils, eine deutende und Transparenz herstellende Instanz für die komplex gewordene europäische Realität zu sein, mit dem Untersuchungsort »Stadt«, der seinerseits als gefährlich, unübersichtlich, verneinend charakterisiert und geographisch lokalisiert wird. Das fach-

liche Profil und die von ihm diagnostizierte Gesellschaftssituation sind passgerecht aufeinander bezogen, womit das Fach sich folgerichtig als orientierende Instanz ausweist. Im Fall der monothetischen Fachbenennung im Titel behauptet die Integration des Forschungsfelds in den disziplinären Namen – als »Stadtanthropologie« – schlicht und kurz die inhaltliche Zusammengehörigkeit von Disziplin und Feld in einer definitiven Eindeutigkeit, die die Selbstverständlichkeit der fachlichen Positionierung als kompetente Analytikerin unmissverständlich demonstriert und sie damit nicht nur legitimiert, sondern explizit autorisiert für die Aufgabe, ein funktionsfähiges Gesellschaftsmodell zu formulieren.

Die Fachbezeichnungen entfalten eine diskursive Potenz, die über die jeweilige inhaltliche Bestimmung des Namens hinausgehen: Indem sich die Volkskunde gleichzeitig als *Fach* unter den Etiketten der »Ethnologie«, »Anthropologie« und/oder »Kulturwissenschaft« sowie als *Allianz* der »Ethno-« und »Kulturwissenschaften« definiert, profiliert sie das entsprechende Forschungsfeld dieser Wissenschaften gleichzeitig als *disziplinär volkskundliches* und als *interdisziplinär kulturwissenschaftliches*. Die »Ethnologie« qua »Völkerkunde« erweist sich hier als ideale Partnerin, da auch sie in den 90er Jahren als Newcomerin auf dem Feld der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Stadt gelten muss. Sie tritt damit nicht in Konkurrenz zur Volkskunde, sondern stärkt in gegenseitiger Kooperation die von beiden angestrebte disziplinäre Positionierung gegenüber den anderen gesellschaftswissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wissensinstitutionen. Der Begriff der »Kulturwissenschaft« spielt für diese Positionierungsaufgabe die Schlüsselrolle: Ohne explizit disziplinäre Zuordnung in den unterschiedlichen Titeln fungiert der Begriff als übergeordnete Forschungsorientierung, unter die sich alle im Feld vorhandenen Fächer und Institutionen einordnen können. Gleichzeitig demonstriert und statuiert die Volkskunde an anderer Stelle ganz deutlich ihr Selbstverständnis, die *genuine* »Kulturwissenschaft« zu sein. Damit profiliert sich die dritte, im volkskundlichen Diskurs nur implizit gehaltene und erst in der Analyse sichtbar werdende spannungsvolle Achsenkonstruktion: Die Volkskunde vertritt das Selbstverständnis, gleichzeitig *disziplinär spezifisch* und *interdisziplinär grenzüberschreitend* profiliert zu sein. Oder noch kürzer: Die Volkskunde versteht sich in der Definition der »Kulturwissenschaft« als *interdisziplinäre Disziplin*. In einem schon längst von anderen Fächern (wie der Geographie und Soziologie) bearbeiteten Feld manifestieren die VolkskundlerInnen anhand dieser doppelten Selbstbeschreibung ihre eigene Position: Sie definieren und praktizieren einerseits die »Stadtforschung« als interdisziplinäre, »kulturwissenschaftliche« Forschungs-

aufgabe; und andererseits definieren sie – qua »Kulturwissenschaft« – ihre eigene disziplinäre Spezifik im fachlich Überspezifischen.

Die Produktions- wie Akzeptabilitätsbedingung für diese doppelte Selbstbezeichnung liegt in der Transformation von Wissenschaft und Universität hinsichtlich ihres fundierenden Ideals einer grundsätzlichen »Einheit des Wissens«:

»Dieser Wandel der Identität der Wissenschaft – von der einheitlichen Wissenschaft der Akademie und ihrer universalgelehrten Mitglieder zu der disziplinär arbeitsteilig organisierten universitären Forschung der Spezialisten –, der in den nostalgischen zeitgenössischen Äußerungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck kommt, hat einen bis heute vernehmbaren Nachhall. Die Versuche, in der zersplitterten Disziplinenlandschaft eine Einheit zu finden und deren Integrationskraft wirksam werden zu lassen, sind seit jener Zeit ununterbrochen fortgesetzt worden. [...] Dieser Einigungsversuch war auch noch die Grundlage des frühen Interdisziplinaritätsdiskurses, der Ende der sechziger Jahre einen ersten Höhepunkt erreichte. Auch hier richtete sich die Klage gegen die Departementalisierung und Spezialisierung der Wissenschaft, gegen eine Struktur, die den praktischen Problemen der Gesellschaft angeblich nicht entsprach und statt dessen mehr Probleme schaffe als löse [...]. Seit Mitte der achtziger Jahre gilt die Realität der disziplinären Spezialisierung wohl als unumkehrbar. Zumindest kamen die Autoren des Bandes *Interdisciplinarity Revisited* zu der Auffassung, das Konzept der Interdisziplinarität habe seine Schlagkraft verloren. Die Departements und Fakultäten der Universitäten als deren wichtigste organisatorische Einheiten hätten nicht nur überlebt, sondern noch an Stärke zugenommen [...]« (Weingart 2001: 120f; Hervorhebungen i.O.)

Mit Niklas Luhmann läßt sich diese von Peter Weingart beschriebene schwierig zu handhabende Situation – der stetig beschworenen Interdisziplinarität bei gleichzeitiger disziplinärer Strukturierung der Universität – einerseits als struktureller Effekt und Spielraum der (spätmodern existierenden) Bürokratie beschreiben. Im Spannungsfeld zentralisierter und bürokratisierter Entscheidungen sowie dem Bestehen auf

»Demokratisierung und auf Autonomie ihrer Basisprozesse [...] wird der Widerspruch von Mitbestimmung und Selbstbestimmung produktiv. Jeder Zug zugunsten des einen Prinzips erzwingt Kompensationen fürs andere. Da Entscheidungen beliebig dekomponiert, auseinandergezogen und aufeinanderbezogen werden können, setzt das »Material«, aus dem die Organisation besteht, dem keinen Widerstand entgegen.« (Luhmann 1992: 79)

Andererseits löst nach Weingart, »das Versprechen, durch die Verknüpfungen der Vielfalt der Disziplinen werde die Innovativität der Wissenschaft erhalten, [...] den zunächst paradox erscheinenden Widerspruch zur fortschreitenden Spezialisierung auf.« Er schließt daraus, »dass es sich [vermutlich] um eine ›Übergangssemantik‹ (Luhmann) handelt.« (Weingart 2001: 121) Im Blick auf die Volkskunde und ihre diskursive Wissenskonstruktion ließe sich an dieser Stelle – statt von einer »Übergangssemantik«, die eine Auflösung sowohl der inhaltlichen als auch der strukturellen Ambivalenz im Auge hat – von einer diskursiv präzise eingepassten Praxis sprechen, die auf die Ambivalenzen der Moderne mit einschlägigen Ambivalenzen ihrer disziplinären Sinnkonstruktion antwortet. In ebendiesem Sinn läßt sich Hartmut Böhmes Darstellung zur zeitgenössischen Positionierung der »Kulturwissenschaft« statt als kritische Diagnose – als die sie Böhme formuliert hat²³ – als treffsichere Beschreibung der zeitgenössisch geforderten Diskurspraxis qualifizieren, die in Entgegnung auf die gesellschaftliche wie universitäre Herausforderung von unterschiedlichen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen entworfen und praktiziert wird. Die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Selbstdarstellung im Disziplinengefüge ordnet sich dann in das allgemeine strategische Spektrum einer gleichzeitigen fachlichen Differenzierung und Entdifferenzierung ein, wie es das Gebot der Stunde von allen Positionen im Konkurrenzfeld verlangt.²⁴

- 23 »Diskurs heißt erst mal ›auseinanderlaufen‹ und nicht ›zueinanderkommen‹. Also der Widerspruch ist das Dominante, und hierbei soll die Kulturwissenschaft als[o] eine Instanz der Moderation dieses widersprüchlichen Felds der Heterogenitäten darstellen: also die Kulturwissenschaft als Moderation zwischen den Fächern, die in ihrer Spezialisierung versunken, vielleicht auch erstarrt sind. Dabei scheint sie das interdisziplinäre, von mir aus auch transdisziplinäre Diskursfeld zu sein, das – unter Voraussetzung einer disziplinären Identität der Fächer, auf die sie sich bezieht – die Wünsche nach einer Verbindung der unabhängig voneinander entwickelten Forschungsansätze befriedigen soll.« (Böhme 1999: 302f)
- 24 Die fachhistorischen Referenzen, Rückblicke und Selbstdarstellungen, die jeden »volkskundlichen« Artikel, jede Monographie und jede institutionelle Selbstdarstellung einleiten, durchdringen oder abschließen, dokumentieren und inszenieren immer wieder von neuem die suchende Selbstetablierung der Disziplin im konkurrierenden Reigen der gesellschaftlichen Wissenslieferanten. In variierender Kombination ihrer fachlichen Tradition, Transformation und Innovation statuiert und hinterfragt die »Volkskunde« in ständiger Diskursdialektik ihre eigene rechtschaffene Deutungsposition. Die Plausibilität dieser selbstrechtfertigenden Positionierung, die sich fest in die epistemische Organisation des Faches einschreibt, liegt im (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen und einzeldisziplinären Evidenzverlust begründet, woraus folgt, was Peter Jehle konsequent auch für das Management germanistischen Wissens statuiert hat: Wissenschaftlichkeit

Resumée: Der disziplinäre Diskursraum als Denkraum der Volkskunde

Die Herausforderungen der zeitgenössischen Situation, auf die Kaschuba 1994 so offensiv und epistemisch produktiv geantwortet hatte, bewirken in der (deutschsprachigen) Fachcommunity nicht immer die gleich enthusiastisch nachvollzogenen Wirkungen. Häufig erscheint der Umgang mit den aktuellen Themensetzungen in Form unterschiedlicher »Krisen« als Zumutung, die nicht die diskursive Praxis aber den Sprech-Gestus der FachvertreterInnen prägen. In Form einer defensiv-offensiven Haltung reagieren die VolkskundlerInnen auf die ihnen zugemuteten Herausforderungen ihres Selbstverständnisses als »Kultur-Wissenschaft«. Die in diesem Sinn – der herausgeforderten Selbstverständlichkeit – provozierten wie ermöglichten Äußerungen im volkskundlichen Formationsfeld manifestieren einen öffentlichen und publikatorischen *Diskursionsraum*, der sich im obigen Kontext aus Herausforderung und postulierter Reaktion als *Diskursraum* entpuppt. Der diskursanalytische Blick auf die volkskundliche Wissensarbeit macht dementsprechend sowohl die volkskundliche Diskurspraxis als auch deren im disziplinären Wissen manifestierten »Effekte« sichtbar.

In diskursiv geregelter Praxis sprechen die VolkskundlerInnen mithilfe dreier thematischer Achsen – zur Potenz des Begriffs der »Kultur«, zur (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Kompetenz und Potentialität sowie zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Schlüsselposition – über die soziale Wirklichkeit. Mithilfe leitender Grundunterscheidungen – zwischen wandelbarer Dynamik versus kontinuierlicher Statik, heterogener Komplexität versus homogener Eindeutigkeit sowie vieldimensionaler Widersprüchlichkeit versus fixierter Struktur –, die den diskursiven Status von Leitdifferenzen einnehmen, unterscheiden die FachvertreterInnen zwischen gesellschaftlich *sinnvollem* und *inadäquatem* Wissen, das ihnen erlaubt, die disziplinär notwendigen Grenzen zwischen volkskundlich-kulturwissenschaftlichem und nicht-volkskundlich-kulturwissenschaftlichem Wissensbestand zu trennen. Gleichzeitig umfasst

»ist der ideologische Wert, den die antagonistischen Positionen für sich reklamieren, zugleich aber auch der Apparat, der die Auslegung dieses Wertes, das heißt die jeweilige Applikation auf die konkrete Situation, in der es gilt, »wissenschaftlich« zu arbeiten, organisiert. Ämterhierarchien, Zitiertabelle, Kongresse, Zeitschriften, Festschriften, Prüfungsordnungen, usw. – die akademischen Verkehrsformen bilden eine materielle Struktur, in der die Auseinandersetzungen um den obersten Wert der »Wissenschaftlichkeit« in ein geordnetes Gerangel überführt werden. Es kommt darauf an, sein besonderes Interesse in die allgemeine Sprache der anerkannten »Spielregeln« zu übersetzen.« (Jehle 2001: 43f)

die spannungsvolle Polarität jeder thematischen Achse den ganzen disziplinären Diskursraum. Im Versuch, die eigene fachliche Art des Denkens, Forschens und Sprechens bzw. die volkscundlich spezifische Achsenkonstruktion aus der gegenseitig verknüpften Thematisierung von »Kultur«, »Wissenschaft« und »Volkscunde« stabil zu halten, orientieren sich die FachvertreterInnen immer wieder an den unterschiedlichen Polen jeder thematischen Achse. Indem sie sozusagen die beiden entgegengesetzten Enden jeder Achse aufnehmen, reflektieren und argumentativ zu vereinen suchen, decken sie in Funktion des *pars pro toto* das ganze Äußerungsspektrum der jeweiligen Achse ab. In diesem Sinn lassen sie keine der zeitgenössisch sagbaren Möglichkeiten ausser Acht und sichern diskurspragmatisch jede der Achsen sowie den ganzen Raum ihres Denkens.

Die drei Diskursachsen, die sich im volkscundlichen Sprechen analytisch identifizieren lassen, gestalten und prägen die spezifische Art des volkscundlichen Wissens. Bestimmte Phänomene geraten so in den ForscherInnenblick, andere werden ignoriert. Erst in Realisierung und Kombination aller drei Diskursachsen allerdings werden die behandelten Forschungsthemen auch diskursiv autorisiert zu volkscundlich legitimen Themenstellungen. Die Verknüpfung von Kulturbegriff, Legitimierung der Geistes- und Sozialwissenschaft und fachlicher Position formiert die Bearbeitung disziplinärer Untersuchungen im Sinn der legitimierten, spezifisch möglichen Fragestellungen, Perspektivierungen, Theoriebezügen und Methoden. Der Raum des Denkens, der in dieser Weise diskursiv etabliert wird, fundiert, gestaltet und fokussiert die volkscundliche Forschungsagenda. Die innere Vernetzung der Diskursachsen erreicht die stabile Rahmung des fachlichen Denkens, die dadurch aber keine endgültige Stabilität garantieren kann. Die grundsätzliche Konkurrenz des spätmodernen Wissensfelds motiviert und nötigt alle sich darin zu Wort meldenden Personen zu ständig erneuerten Argumentationen, Modifikationen, Relativierungen, Variationen, Kommentierungen, Beweisführungen, Rechtfertigungen und Wiederholungen ihrer Äußerungen, um sie als autorisierte und legitime Aussagen erneut in den Diskurs einzuschreiben.

Die konstant zu leistende Herstellung fachlicher, kulturbegrifflicher und wissenschaftlicher Evidenz erreicht die volkscundliche Diskurspraxis nicht allein durch die geforderte Reaktion auf die dreifache Herausforderung, sondern durch die ebenso komplexe Verknüpfung aller innerdiskursiven Strukturelemente. Aufgrund dieser gegenseitigen Bedingung und Bedingtheit der drei Achsen, deren paradoxer Konstruktion, der darauf beruhenden und diese wiederum stützenden Leitunterscheidungen sowie der daraus folgenden Oppositionierungen bewirkt in

ihrer Reziprozität eine Schließung des fachlichen Diskursraums, der konsequent in jedem – als legitim intendiertem – Beitrag erneut abgebildet wird. Trotz fachinternen Binnendifferenzierungen entsteht eine höchstmögliche Homogenität auf der diskursstrukturierten Ebene. So dezidiert und kritisch sich Carola Lipp gegenüber Kaschubas Kulturprogrammatisierung auch äußern mag, so sehr bedient sie sich derselben Diskurspraktiken, orientiert sich an den drei Themenachsen, mahnt die gleichen Leitunterscheidungen an und bewegt sich entsprechend im gleichen Diskursrahmen. Produkt und gleichzeitiges Instrument zur weiteren Manifestierung, Reproduzierung und Verhandlung dieser diskursiven Rahmung jeglichen volkskundlichen Wissens bildet die fachliche Forschungsagenda. Das, was die Volkskunde zu ihrem Thema macht, ist Effekt – im doppelten Sinn – des dreischenkligen, mehrdimensionalen, disziplinär dynamisierten Denkraums.

Aus diskursanalytischer Perspektive dynamisiert ebendiese Praxis das volkskundliche Sprechen in einer äußerst spannungsvollen Weise. Die Verknüpfung der entgegengesetzten Pole erzeugt für jede der Diskursachsen eine Struktur, die in ihrer konstruierten Polarität unsichtbar gemacht werden muss. Was der grundsätzlichen Stabilisierung des diskursiven Denkraums dienen soll, provoziert in der diskursiven Praxis die konstante Reproduktion der argumentativen Instabilität: Die aufgrund ihrer polaren Entgegensetzung ständig notwendige Wiederaufnahme der axialen Themen schreibt diese als Grundlage des Diskurses immer wieder neu ein und reifiziert damit dessen dreischenklige Konstruktion aus »Kultur«, »Wissenschaft« und »fachlicher Position« im Konkurrenzfeld. Die dynamische Spannung der volkskundlichen Achsenkonstruktion überträgt sich *vice versa* auf die Konstruktion des ganzen Diskursraums: Die polare Achsendefinition destabilisiert die Eindeutigkeit aller volkskundlichen Äußerungen. Die dadurch motivierte existentiell notwendige Bearbeitung jeder Äußerung durch ihr Gegenteil wiederum provoziert eine ständige und grundsätzliche Reproduktion der volkskundlichen Diskursstruktur, was aufgrund der stetigen Wiedereinschreibung der spannungsvoll konstruierten axialen Themen – in paradoxer Weise – zur Stabilisierung der dreifachen Rahmenstruktur beiträgt. Die volkskundliche Formation charakterisiert sich konsequent als Effekt – im Sinne der diskursiven Praxis und des diskursiven Produkts –, in der Funktion eines gleichzeitig disziplinierenden Rahmens und eines Schutzes für die Herstellung disziplinären Wissens; kurz: der diskursive Formationsraum ermöglicht *und* imprägniert den volkskundlichen Denkraum.

Die Organisation des fachlichen Wissens, das in schützender Rahmung durch die Achsenkonstruktion hergestellt und tradiert wird, unterstützt die den ganzen Diskursraum umfassende Formationsregel. Die

Doppelung aus der Selbststilisierung als »Vielnamenfach« und aus der konsequenten Disziplinierung des Kulturbegriffs garantiert in Form einer formationumspannenden Diskurspraxis multiple Anschlussmöglichkeiten an unterschiedliche Institutionen und Publika sowohl innerhalb der Universität wie auch im weiteren Feld gesellschaftlicher Öffentlichkeit. Die disziplinäre Inkorporierung von wissenschaftlich und gesellschaftlich weit verstreuten Wissensbeständen dagegen bindet in Form einer selbstbewussten »Kultur«-Disziplinierung das Konfuse der uneinheitlichen Kulturbegriffsressourcen zu einer kohärenten Fachsubstanz zusammen und bringt es als »Kulturwissenschaft« in eine transparente Ordnung.

Die Formierung des volkskundlichen Diskursraums wird zudem durch die Verteilung sowie durch die institutionelle Qualität der Subjektpositionen bestimmt. Grundsätzlich gilt für die volkskundliche Sprechpraxis – was in allen drei hier beispielhaft ausgeführten Forschungsfeldern fassbar wird –, dass sich jede der Fachwissenschaft zugehörige PositionsinhaberIn an den disziplinären Debatten beteiligen kann. Von noch im Sozialisationsprozess steckenden Studierenden (Dorn, Letsch, Stellwag), über magistrierte StudienabgängerInnen (Bräuer, Salein), PromovendInnen (Bagus, Henkel, Lang, Timm), (Ober-)AssistentInnen (Johler, Knecht, Köck, Tschofen) und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen (Römhild, Rolshoven), über außeruniversitär tätige Doktoren der Volkskunde (Grieshofer, Seidenspinner) und habilitierte PrivatdozentInnen (Kramer, Lauterbach, Welz) bis zu amtierenden und emeritierten ProfessorInnen (Bausinger, Hengartner, Jacobeit, Katschnig-Fasch, Köstlin, Korff, Lipp, Niedermüller, Ottenjann, Roth) melden sich alle dem Fach zugehörigen VertreterInnen zu Wort.

Die internen Differenzsetzungen wie auch die unterschiedlichen Forschungsfelder zeigen bei näherem Hinsehen auffällige Regelmäßigkeiten. Entsprechend der Positionierung des Forschungsfelds innerhalb des Fachs differieren auch die Möglichkeiten, sich *wirkungsvoll* und mit entsprechender Autorität zu äußern: Im disziplinären »Schaufenster« der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Programmatik steigert sich die Redeautorität mit dem Grad der jeweils erreichten akademischen Position. Vorwiegend an der oberen Spitze positionierte und institutionell abgesicherte Stellen innerhalb der akademischen Rangordnung erlauben, grundsätzlich und in den renommiertesten Foren – wie es beispielsweise die »Zeitschrift für Volkskunde« repräsentiert – über das Fach und seine Spezifika zu sprechen. Das Wissen, das von hier aus zum Zweck der erhöhten Fachprominenz und -resonanz veröffentlicht wird, bedarf vice versa der institutionell und öffentlich attestierten Autorität bzw. Sichtbarkeit. Das Feld der volkskundlichen Programmatik qualifiziert in sei-

ner identitären Dimension konsequent die positive Selbstprofilierung des Faches, wobei der Erfolg der Aussagen von der Autorität der Subjektposition sowie der identitätsstützenden (strategischen) Qualität der jeweiligen Äußerungen abhängt. In der fachlichen Programmatik äußert sich die Verhandlung innerer Differenzen am heftigsten und qualitativ intensivsten, was sich aus der genrebedingten Position dieser Diskussionen erklären läßt: Hier geht es sozusagen um die »Oberfläche« des Fachs, für dessen Polierung und Profilierung sich vor allem die etablierten LehrstuhlinhaberInnen sowie die fachlich zukunftsorientierten NewcomerInnen zuständig und verantwortlich fühlen. Die Programmatik funktioniert als dezidierte Selbstetikettierung und -präsentation nach außen, was eine entsprechend dezidierte gegenseitige Kontrolle für die Darstellung der eigenen Disziplin provoziert.

Die Unterschiedlichkeit der fachinternen Abgrenzungen liegt zu einem wesentlichen Teil in der Unterschiedlichkeit ihrer Position innerhalb der Fachgemeinschaft und ihrer Anbindungen an andere disziplinäre Felder im ganzen Konkurrenzbereich der Geistes- und Sozialwissenschaften begründet. Im Überblick über die fachinternen Differenzen, die in den verschiedenen Forschungsfeldern hergestellt werden, fällt auf, dass sich im traditionellen Feld der Sachkulturforschung die stärksten Unterschiede zeigen: Die Konzentration des Erkenntnisinteresses kann auf den Menschen in seiner Praxis, seiner Beziehung zur materiellen Umwelt oder seiner räumlichen Lokalisierung gerichtet sein. Der Bereich der volkswissenschaftlichen Sachkulturforschung, die als lange bestehendes und intern längst etabliertes Forschungsgebiet zählt, entfaltet gerade in ihrer historischen Langlebigkeit innere Differenzierungen, die sich als fachliche Transformationen und (inner-)institutionelle Konkurrenzen interpretieren lassen. Die Volkskunde kann eine mindestens hundertjährige Institutionalisierung nachweisen – vor allem im musealen Bereich –, einschlägige Literatur findet sich so zahlreich im 19. wie im gesamten 20. Jahrhundert und die (Ahnen-)Reihe volkswissenschaftlicher SachkulturforscherInnen ist beträchtlich (vgl. Hauser 1994: 33ff). So lange sich also die Volkskunde schon mit diesem Thema beschäftigt und so sicher sie sich über die fachliche Normalität desselben ist, so stark zeigt sich die Notwendigkeit und das Interesse, interne Differenzen erkennbar zu machen. Andererseits bietet die Sachkulturforschung aufgrund ihrer Traditionalität und ihrer disziplinären Selbstverständlichkeit eine innere Stabilität und damit verbundene Offenheit, die es erlaubt, neue Ansätze, Perspektiven und Begriffe in die eigenen Arbeiten zu integrieren, ohne dass diese Innovationen das Fach intern als spezifisch bestehende Institution destabilisieren oder in ihrem Selbstverständnis in Frage stellen würden. Die »Sachkulturforschung« bietet konsequent wissenschaftli-

chen Neulingen ebenso viel Potential wie etablierten FachvertreterInnen. Aufgrund seiner disziplinären Selbstverständlichkeit offeriert das Feld ein ideales Medium und Forum für den erfolgreichen Nachweis der fachwissenschaftlichen Qualifikation – als Magistri/ae, promovierte oder habilitierte VolkskundlerInnen – sowie für die Ehrung und Sichtbarmachung disziplinärer Meriten in Form von Festschriften, Jubiläen, Ausstellungs- und Tagungspublikationen. Die Beschäftigung mit den »Dingen« bietet somit sowohl den ForscherInnen als auch dem Fach – als institutionalisiertes Wissensfeld – die Möglichkeit der disziplinären Binnendifferenzierung, die anhand der darin erkennbaren Fachkompetenzen und -potentiale wiederum als disziplinäre Qualität interpretiert werden kann. Und last but not least nützt und stützt der in der Tradition impri-mierte Bekanntheitsgrad der Volkskunde qua »Sachkulturforschung« die institutionelle wie inhaltliche Vielfältigkeit, um sich in Wissenschaft und (breiter) Öffentlichkeit weiterhin sichtbar zu machen.

Im Gegensatz dazu profiliert die Stadtforschung ein innerfachlich beinahe kohärentes Feld, das nur in Bezug auf seine historische Entwicklung eine gewisse Heterogenität aufweist. In einer rückwärts gerichteten Differenzierung unterschiedlicher theoretischer, methodischer und perspektivischer Ansätze im Verlauf der Fachentwicklung manifestiert sich im »stadthnologischen« Publizieren viel stärker eine nach außen als nach innen gerichtete Strategie: Im Nachweis zahlreicher – wenn auch historischer – Arbeiten des Faches zu diesem Thema kann – vor allem nach außen – seine Kompetenz und Erfahrung statuiert werden, die der Profilierung und Fundierung der Disziplin im konkurrierenden Feld dient. Das heißt, die Stadtforschung als volkscundlich neu zu definierendes Fachgebiet benötigt ihre aktuelle und zukunftsorientierte Konsolidierung, die in der destabilisierenden Dynamik von Differenzherstellungen und Entdifferenzierungen mit den anderen (Nachbar-) Fächern den wesentlichen Teil der fachlichen Ressourcen beansprucht. Nicht die inneren Differenzierungen stehen deshalb im Vordergrund sondern vielmehr die Allianzbildung inner- und außerhalb des Faches. Das Projekt der äußeren Stabilisierung im interdisziplinären Konkurrenzkontext bildet für den Bereich der Stadtforschung die wichtigere Aufgabe als eine fachinterne Ausdifferenzierung. Die Setzung von Differenzen innerhalb der Volkskunde formiert im Verlauf der 1990er Jahre deshalb noch nicht das Forschungsfeld der Stadt selbst, sondern die einzige Unterscheidung manifestiert sich auf der Ebene der Subjektpositionen: Die individuelle Wahl der Stadtforschung als eigenes Tätigkeitsfeld durch verschiedene FachvertreterInnen signalisiert eine Verschiedenheit der Positionierungen im Inneren des Faches. Die immer wieder explizier-te »Neuentdeckung« des Stadtforschungsfelds durch und für die Volks-

kunde (als »Kulturwissenschaft«) demonstriert von Seiten der (ent-)sprechenden AutorInnen sowohl auf der inhaltlichen wie auf der identitär-institutionellen Ebene eine fachinterne Differenzsetzung, die – mithilfe des Innovations- wie des Zukunftspotentials, das ihnen eigen ist – eine neue Gewichtung und Machtverteilung unter den interdisziplinären Subjektpositionen einführt. Die Potenz dieser internen Differenzierungsstrategie belegt Pierre Bourdieu anhand seiner akademischen Feldforschungen innerhalb der (französischen) Soziologie mit seiner Feststellung,

»dass das universitäre Feld – wie jedes andere auch – Stätte der Auseinandersetzung und des Kampfes ist, in dem es um die Bestimmung der Voraussetzungen und Kriterien der legitimen Zugehörigkeit und Hierarchie geht, das heißt der relevanten, wirksamen Eigenschaften, die sich als Kapital einsetzen lassen und spezifische Profite erzielen, die vom jeweiligen Feld abgesichert werden. Die verschiedenen Ensembles von Individuen (mit mehr oder minder ausgeprägtem Gruppencharakter) sind durch diese verschiedenen Kriterien, an denen ihnen jeweils liegt, definiert. Indem sie sie einklagen, sich für deren Anerkennung einsetzen und ihren Anspruch geltend machen, eben diese Kriterien zu legitimen Eigenschaften zu erheben, arbeiten sie an der Veränderung der Gesetzmäßigkeiten, denen die Preisbildung auf dem universitären Markt gehorcht, und damit an der Erhöhung ihrer Profitchancen.« (Bourdieu 1988: 45)

Das fachlich und institutionell noch wenig besetzte bzw. etablierte Forschungsgebiet eröffnet in diesem Sinn die Möglichkeit, sich auch am Anfang einer wissenschaftlichen Laufbahn erfolgreich zu Gehör zu bringen. Was zählt, sind hier vor allem disziplinär konturierte, inhaltlich qualifizierte und interdisziplinär interessierte Beiträge. Weniger entscheidend ist die hierarchisch autorisierte Position; vielmehr bietet das Feld selbst die Möglichkeit, sich über eine stetige Beschäftigung innerhalb dieses Forschungsfelds zu qualifizieren, zu profilieren und einen hierarchisch höher gestellten Status zu erreichen. Diese Selbstqualifikation als WissenschaftlerIn wirkt gleichzeitig zurück auf die Volkskunde als erkennbar qualifiziertes Fach, das seine akademisch legitimierten Positionen quantitativ erhöht und qualitativ deutmächtig profiliert. Die volkskundliche Betätigung im inhaltlich wie disziplinär sehr weit gespannten Feld der Stadtforschung bietet dem Fach eine identitäre Stärkung mittels Oberflächenvergrößerung: Der Ausgriff in das Feld der Urbanität verhilft der Volkskunde zu einer Ausweitung ihres Profils, zu einem Ausbau ihrer »kulturwissenschaftlichen« Kontur, zu einer verstärkten interdisziplinären Positionierung sowie zu einer zukunftsfähigen Neuorientierung.

Der gleichen Funktion – der erfolgreichen Positionierung und Sicherung volkskundlicher Disziplinarität – dient die fachliche Wahl der Publikationsorte: Die disziplinäre wie wissenschaftshierarchische Stellung des Forschungsgebiets und -themas bestimmt die Entscheidung für den Veröffentlichungsort. Die Programmatik besetzt konsequent die fach- und wissenschaftsprominenten Publikationsorgane und sichert dem Fach so gleichzeitig dessen autoritäre Legitimation wie Rezeption. Die Stadtforschung gründet für ihr interdisziplinär kooperatives Projekt der innovativen Forschungsausrichtung ihre eigenen, neuen Veröffentlichungsplätze, die bewusst – in ihrer Materialität und institutionellen Rücken- deckung – gleichzeitig auf inner- wie außerwissenschaftliche Deutungs- mächigkeit zielen. Und die Sachkulturforschung nutzt die traditionelle Breite ihrer Institutionalisierung – in Universität und Museum – und Weite ihrer Rezeption – innerhalb und außerhalb der Fachgrenzen –, die ihr der historisch bedingte Legitimitätsvorschuss an die Hand gibt.

Die Art der Implementierung ihrer fachlichen Identität, die die VolkskundlerInnen in ihrem Reden und Denken konstant – weil diskursiv geregelt – ausüben und tradieren, bestimmt das volkskundliche Wissen in seiner besonderen Qualität: Die »kulturwissenschaftliche« Konstruktion eines disziplinär disziplinierten Denkraums fungiert als nach innen und außen geschützte Reproduktion der eigenen fachlich-volkskundlichen Episteme.

3. KAPITEL: Die Konstruktion der Volkskunde: Identitätspolitik

Die konkurrierende Dynamik um Einfluss und Ordnung des gesellschaftlichen Ganzen bestimmt das universitäre Wissensfeld als komplexes Ineinander unterschiedlicher Positionen, Relationen und Deutungsmodelle. Die Stabilisierung einer Disziplin in Form konstanter Identitätsarbeit richtet sich immer gleichzeitig nach außen wie nach innen und schreibt sich direkt in die fachliche Episteme ein: Im Innen der Volkskunde wird die Substanz und Qualität einer volkskundlichen Kulturwissenschaft bzw. einer kulturwissenschaftlichen Volkskunde ebenso intensiv verhandelt, wie nach außen der Beweis der volkskundlich-disziplinären Autorität als gesellschaftliche Deutungsinstanz erbracht und vermittelt werden muss. Dazu benötigt das Fach ein differenziertes Management der unterschiedlichen Konkurrenzebenen: Die Volkskunde muss erstens in Form eines expliziten Komplexitätsmanagements vor- und nachweisen, welche Erkenntnispotentiale im volkskundlich verwendeten und reklamierten Kulturbegriff enthalten sind. Zweitens stellt sich der Disziplin die Aufgabe, ihre spezifischen Fähigkeiten im Sinne eines Kompetenzmanagements hinsichtlich der gesellschaftlichen (Neu-)Ordnung plausibel vorzuführen. Und drittens bedarf das Fach einer stabilisierten Existenz, deren Legitimität dieses anhand seiner spezifischen Expertise immer wieder – in reifiziertem Differenzmanagement – erringen muss. Gelingt dieses dreifache Konkurrenzmanagement, erreicht die Volkskunde eine deutungsstarke und zukunftsfähige Position im Konkurrenzfeld um soziale Ordnungskonzepte in der späten Moderne.

Im Folgenden konzentriert sich die diskursanalytische Rekonstruktion des volkskundlichen Sprechens auf diese Dimension der Identitäts-

arbeit, anhand derer sich die VolkskundlerInnen ihrer inneren wie auch äußeren gemeinsamen Substanz und Profilierung im spätmodernen Universitätsmilieu, »dieser Stätte permanenter Konkurrenz um Wahrheit, zumal um die Wahrheit der sozialen wie der universitären Welt« (Bourdieu 1988: 11), zu versichern suchen. Die strategische Existenzsicherung basiert dabei auf der fachlichen Identität als legitimierte Institution, wie umgekehrt wiederum die kognitive Identität des Fachs von der institutionellen Existenz abhängt (vgl. Toulmin 2005: 177). Die Arbeit an der eigenen Identität wird aufgrund dieses strukturellen Kontextes zur eigentlichen Identitätspolitik, die konkret und direkt anhand der disziplinären Wissensproduktion verhandelt wird. Der institutionelle Rahmen wirkt in diesem Sinne nicht (nur) indirekt im Sinne des ermöglichenden Bedingungsfelds, sondern die Etablierung und Aufrechterhaltung der fachlichen Disziplinarität wird anhand des eigenen Wissens hergestellt und konsequent in die eigene Episteme eingeschrieben.

Die folgende Diskurs(re-)konstruktion vollzieht sich dementsprechend als analytische Strukturbeschreibung der *epistemischen* Konstruktion des volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens im Hinblick auf dessen fachlich *identitäre* Aspekte. In konkrete Fragen gefasst heißt das: Wie legitimiert und definiert sich die Volkskunde als universitäre Institution? Anhand welcher Funktion qualifizieren die VolkskundlerInnen den Kulturbegriff? Welche legitime Position definieren sie – in der Universität wie in der Gesellschaft – für ihre Disziplin? Kurz: Wem und wozu soll das volkskundliche Wissen dienen?

Konkurrenzmanagement

So anspruchsvoll der spätmoderne gesellschaftliche Kontext in seiner materiellen Struktur und inneren Dynamik gestaltet ist, so komplex gestaltet sich die konkrete Aufgabe der Positionierung für die Volkskunde (wie auch für ihre konkurrierenden Mitdisziplinen). Die inhaltliche Ebene und die institutionelle Dimension, die theoretische Reflexion und die praktische Kooperation müssen in eine gemeinsame, sich gegenseitig stützende Relation gebracht werden (vgl. Schönert 1996: 196). Der irritierende Evidenzverlust des Kulturbegriffs innerhalb des ganzen geistes- und sozialwissenschaftlichen Umfelds, der wissenschaftlichen Autorität und der einzelnen disziplinären Institutionen zeitigt seine Folgen nicht allein im »äußeren« gesellschaftlichen und universitären Konkurrenzfeld, sondern greift auch in die innerfachlichen Beziehungsfelder ein. Die wissenschaftlichen Disziplinen, die sowohl historisch als auch definitionsgemäß keine homogenen Bereiche mit einem statisch fundierten

Profil darstellen, sind dementsprechend gefordert, nach innen wie nach außen der institutionell existenzbedrohenden Labilität entgegenzuarbeiten, denn:

»Fächervielfalt ist kein Wert an sich, und das höhere Alter geisteswissenschaftlicher Fächer im Vergleich zu vielen Naturwissenschaften ist keine Überlebensgarantie, keine Versicherung gegen den Todesfall. Wohl aber wird man sagen dürfen, dass ein Fach, das heute an der Universität etabliert ist, zwei wichtige Prüfungen überstanden hat. Es ist erstens innerwissenschaftlich anerkannt, denn es hat sich in einem innerwissenschaftlichen Differenzierungsprozess aus einem anderen Fach heraus entwickelt und als eigenes Fach verselbständigt. Und zweitens ist diese Etablierung als eigenständiges Fach auch außerwissenschaftlich bestätigt worden, denn sein Angebot wird angenommen, und deshalb wird es finanziert. Fächer, die heute an der Universität bestehen, sind also zweifach legitimiert worden, wissenschaftlich und außerwissenschaftlich, und deshalb muss man starke Gründe haben, sie zu streichen oder so stark zu kürzen, dass sie nur verkümmert fortzubestehen in der Lage wären. Damit wird kein Bestandsschutz für die bestehenden Fächer gefordert, wohl aber Schutz davor, sie aus kurzatmigen Gründen zu streichen oder unvertretbar zu kürzen.« (Langewiesche 2004: 48f)

Was Langewiesche hier als Begründung und Postulat für die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer ins Feld führt, kann gleichzeitig als Beschreibung der andauernden (Selbst-)Legitimierungs- und Autorisierungsstrategien gelesen werden. Die fachliche Homogenität muss in Sinn und Funktion einer »corporate identity« konstant prozeduralisiert werden, da ihre spezifische Form nie auf Zeit gestellt ist (noch aufgrund des wissenschaftsinternen Postulats der Innovation auf Zeit gestellt werden kann).

In diesem Sinn kann auch die Volkskunde per se keine Fachstabilität garantieren, die es ihr erlauben würde, die ganze Kraft und Energie für eine Außenprofilierung einzusetzen; auch für sie gilt, was Weingart als grundsätzliche Voraussetzung an kommunikativen Zusammenhängen für eine gelungene und stabile Herstellung von Wissen beschreibt:

»Unstrittig ist die allgemeine Voraussetzung aller Wissensproduktion: Es muss einen Kommunikationszusammenhang von ausreichendem Umfang geben, der nach außen abgegrenzt und intern nach einem bestimmten Modus, bezogen auf einen spezifischen Gegenstand und mit spezifischen Methoden operiert. Ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Unterschied besteht in dem Umfang dieser Kommunikationszusammenhänge, damit dem Grad an Sicherheit des Wissens und dem Grad des Konsenses unter den an der Kommunikation

Beteiligten. Dies sind die Bedingungen der Stabilisierung des Wissens.«
(Weingart 2001: 337f)

Im Sinne einer konstanten Differenzierung und Entdifferenzierung, einer Annäherung an andere Fächer und Wissensinstitutionen bei gleichzeitiger abgrenzender Eigenprofilierung muss die Volkskunde eine Sichtbarkeit ihrer selbst herstellen, die ihre Rezeption und Legitimität garantiert.

Das Feld mit seinen vielfältigen Anforderungen – der im Wettbewerb zu erreichenden Existenzsicherung, der zu diesem Zweck immer wieder neu herzustellenden oder abzusichernden Kooperationen und Allianzen mit wechselnden Partnern sowie die plausible Bearbeitung von polar unterschiedlichen Positionen und Thesen im Feld und der geglückte Relevanznachweis zur Stabilisierung der gesellschaftlichen Akzeptanz – macht die Identitätsarbeit zu einem ebenso multidimensionalen Projekt. Der Erfolg des volkskundlichen Identitätsmanagement steht konsequenterweise in dem reziproken Abhängigkeitsverhältnis von einem – nach innen wie nach außen – akzeptabel kommunizierten wie rezipierten »Wir über uns«.

Komplexitätsmanagement

Die Infragestellung der Grundlagen der Volkskunde – wie sie repräsentativ in ihren drei diskursiven Achsen eingeschrieben sind – fordert die Volkskunde doppelt heraus. Zum einen muss sie den Nachweis führen, dass »Kultur« infolge der begrifflichen Inflation keine leere Worthülse – ohne wissenschaftlichen Wert und analytische Potenz – geworden ist. Und zum anderen muss sie plausibel machen, was ihr eigener Konnex zu dem Begriff darstellt. Noch komplizierter wird diese ohnehin schon anspruchsvolle Aufgabe durch die Unterschiedlichkeit des Publikums, demgegenüber die Volkskunde sowohl die epistemische Potenz des Kulturbegriffs als auch die Plausibilität seiner Verknüpfung mit der Volkskunde zur »Kultur«-Wissenschaft vertreten muss. Auf der einen Seite sieht sich die Disziplin der akademischen Fächergemeinschaft gegenüber, die sich spätestens seit den 1990er Jahren zur (Auf-)Lösung der gegenwärtigen Krise explizit vor dem Horizont der »Kulturwissenschaft« verortet. Auf der anderen Seite steht die Öffentlichkeit, der die Volkskunde ihr Angebot einer historisch adäquaten, gesellschaftlichen Profilierung als universitäres Fach glaubhaft zugrunde und vorlegen will (vgl. Weingart 2003: 117).¹

1 Dieser Anforderung, sich einer interessierten und fordernden Öffentlichkeit gegenüber zu orientieren, sehen sich auch die anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gegenüber. Diese Situation ist nicht allein in der

Die Strategie, mithilfe derer die VolkskundlerInnen den MitwissenschafflerInnen wie der gesellschaftlichen Öffentlichkeit gegenüber anzeigen, dass »Kultur« im volkskundlichen Sinn keine wissenschaftlich unscharfe – und damit unbrauchbare – Beliebigkeit charakterisiert, sondern die Potenz der wirklichkeitsgemäßen Komplexitätsdurchdringung beinhaltet, liegt in der »Weitung« des Kulturbegriffs. Mit der adjektivischen Qualifizierung des Kulturbegriffs zur inhaltlichen wie fachlichen Profilierung als »weiter Kulturbegriff« (Kaschuba 1995a: 29) bestimmen und eröffnen die VolkskundlerInnen die ganze Wirklichkeit als ein – eben »weites« – Spektrum an unterschiedlichen Feldern des Lebensvollzugs, dessen komplexe Vernetzung und Bedingtheiten sie auf dem Fundament und unter der Blickrichtung der »Kultur« analytisch transparent werden lassen.

Der »weite Kulturbegriff« erschließt auf der beschreibenden Ebene ein riesiges Feld an realen Phänomenen, an historischen Begebenheiten, an individuellen und kollektiven Lebensweisen, an Materialisierungen von Idealen oder Ideologien, an menschlichen Handlungsweisen und an Reaktionen auf die gegebenen Umstände. Als wissenschaftliches Instrument, das die Relationierungen zwischen Mensch, Gesellschaft und Umwelt sicht- und verstehbar machen kann, bringt der weite Kulturbegriff allerdings nicht nur im positiv(istisch)en Sinn die gesamte Realität in den Blick der Forschung, sondern der Begriff dient grundsätzlich als theoretisches Fundament, als analytisches Instrument und als Forschungsperspektive. Anhand dieser dreifachen Zurüstung des »weiten« Kulturbegriffs wird es den VolkskundlerInnen möglich, die gesellschaftlichen Probleme in ihrer Ursächlichkeit und die Machtfelder sowie die bestehenden Herrschaftsmechanismen freizulegen.²

spätmodernen Konkurrenz und Rechenschaftsforderung gegründet sondern im grundsätzlich modernen Denken selbst: »Dem komplexen Prozess der Ausbildung des modernen historischen Denkens korrespondierte schließlich ein breites, nicht mehr bloß gelehrtes Interesse an der Geschichte. Historisch-politische Bildung wurde nun von den Trägerschichten der Aufklärung als entscheidendes Moment der Ausbildung aufklärerischer Subjektivität begriffen. Eine neuartige historische Wissbegierde, ein neuartiges historisches Bewusstsein durchdrang die entstehende kulturelle und politische Öffentlichkeit. Diese umfassende Sichtweise des modernen historischen Denkens erst ermöglicht, das sich in dem Prozess der Aufklärung verstärkende und verändernde wissenschaftliche und gebildete Interesse an der Geschichte zutreffend in den Blick zu bekommen.« (Bödeker 1994: 296)

- 2 Die Akzeptabilität dieser analytischen Potenzbildung des Kulturbegriffs liegt in der disziplinären Parallelität dieser Bemühung. Auch in der Soziologie manifestiert sich die Problematisierung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse als Organisationsmuster der Wirklichkeitsanalyse (vgl.

Über die Herstellung solcher Transparenz und der damit angestrebten Problematisierung verdeckter sozialer Regulierungsmechanismen entfaltet der »weite Kulturbegriff« ein reflexives Potential, das über seine theoretische und analytische Leistungsfähigkeit hinausgeht, denn mit der komplexen Darstellung der Realität gerät die Wissenschaft selbst in den Blick ihrer eigenen Wirklichkeitsanalyse. Die Konsequenz dieser – anhand des weiten Kulturbegriffs ermöglichten – reflexiven Wendung auf die Wissenschaft selbst, ist die zur Reflexion der Gesellschaft in ihren – als Selbstverständlichkeit verhüllten – machtvollen Beziehungen und Strukturierungen, denn: »... our actual job is a critical discovery of the self-evidence ...« (Köstlin 1996b: 179). Der »weite Kulturbegriff« verbindet so die analytische Repräsentationskraft eines wissenschaftlichen Konzepts mit der kritisch-reflexiven Potenz eines gesellschaftspolitischen Instruments.

Damit ist auf einer ersten Ebene die Plausibilität der begrifflichen Potenz von »Kultur« explizit nachgewiesen. Die Autorität, die diese Sinnkonstruktion grundsätzlich stützt, ist allerdings noch nicht erreicht. In Entsprechung zur zweifachen Öffentlichkeit, innerhalb derer sich die Volkskunde bewegt und positioniert – derjenigen der akademischen und der gesellschaftlichen Öffentlichkeit – muss das Fach eine doppelte Autorisierungsstrategie einsetzen. Im Feld der Universität bemüht sich die Volkskunde um autorisierenden Anschluss über die eine Wissenschaft qualifizierenden Charakteristika sowie über den innerwissenschaftlichen Anschluss an die Gehalte anderer Disziplinen: Profiliert der »weite Kulturbegriff« auf der einen Seite die Komplexität gesellschaftlicher Ordnung, so definiert er gleichzeitig das theoretische und methodische Profil der Volkskunde als »multi-sited ethnography« (vgl. Welz 1998: 184). Wenn Gisela Welz den Begriff der »multi-sited ethnography« in ihrer Antrittsvorlesung zur »Feldforschung unter Mobilitätsdruck« als spezifische Form der »Feldforschung« definiert, die sich selbst »im globalen ›Dazwischen‹ der Reisewege und Kommunikationsverbindungen« lokalisiert (ebd.), dann erreicht sie damit eine wissenschaftliche Autorisierung des volkskundlichen Vorgehens, weil sie dieses mit anderen ausdifferenzierten Fächern der Ethnowissenschaften teilt. Indem sie diese Methodik im Verlauf des Artikels zur Metapher des Faches transformiert, bindet sie den die Methode anleitenden Kulturbegriff, die Methode selbst und das Fach in untrennbarer Weise zusammen. Die diskursiv ausgerichtete Praxis, die »multi-sited ethnography« als pars pro toto für

Pongs 2000: 26f). Mit der Akzeptabilisierung ergibt sich allerdings gleichzeitig die erneute Einbindung in ein Konkurrenzfeld, was die erneute Profilierung und Einschreibung der spezifischen (je) fachlichen Potenz hervorbringt.

das ganze Fach zu platzieren, macht die vielfältige Potenz des volkskundlichen Kulturbegriffs zum fachprofilierenden Synonym: Die Potenz des Kulturbegriffs geht vom begrifflichen Instrument auf das Fach selbst über. In diesem Sinn spiegelt der Begriff der *multi-sited ethnography* – parallel zur begrifflichen Potenz von »Kultur« – die fachliche Kompetenz komplexitätsadäquater Realitätstransparenz.

Eine zusätzliche Verstärkung der universitär wissenschaftlichen Einbettung erreichen die VolkskundlerInnen anhand diversifizierter innerwissenschaftlicher Verweise. Im Anschluss an Theorien, Thesen und Ergebnisse prominenter VertreterInnen aus den Nachbarwissenschaften sichern sie sich deren Akzeptanz. Die Autorisierung der eigenen Forschung funktioniert konsequenterweise durch den gegenseitigen Autoritätstransfer. Die VolkskundlerInnen folgen mit dieser innerwissenschaftlichen Strategie formal den Performanzkriterien (spät-)moderner Wissenschaft – das heißt, das eigene Vorgehen und Argumentieren intersubjektiv nachvollziehbar zu gestalten –, wobei die diskursive Intention darüber hinausgehend der je eigenen disziplinären »Glaubwürdigkeit«, »Seriosität« und dem Aufweisen »fachliche[r] Kompetenz« dient (vgl. Arnold 2001b: 26).

Die Autorisierung der Volkskunde anhand wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit und fachlicher Querverweise übernimmt ihre Funktion auch im außerwissenschaftlichen Feld. Im positiven Anschluss an den Kulturbegriff der britischen Cultural Studies (vgl. Kaschuba 1995a: 29f) lässt sich die ganze Breite soziopolitischer Orientierung von Kulturwissenschaft auffächern und gleichzeitig als Legitimationsinstrument für die eigene Kultur- und Fachdefinition einführen. Über kurze fachhistorische Zusammenfassungen, die den Einfluss der britischen Cultural Studies bei der Demokratisierung der klassenhierarchisch strukturierten englischen Gesellschaft nachweisen, explizieren und positionieren die VolkskundlerInnen gleichzeitig ihr eigenes gesellschaftsorientiertes Konzept in der Öffentlichkeit.

Das Komplexitätsmanagement der Volkskunde basiert auf dieser inneren Verknüpfung von theoretischer, methodischer und analytischer Begriffspotenz von »Kultur«, das die inhaltliche mit der identitären Dimension volkskundlichen Wissen Schaffens verbindet. Anhand der gleichzeitig nach innen in die (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft wie nach außen in die gesellschaftliche Öffentlichkeit gerichteten Autorisierungsstrategien, die die Volkskunde als »kulturwissenschaftliche« Analytikerin komplexer Realität profilieren, erreicht die Disziplin eine innere Vernetzung ihrer inhaltlichen wie institutionellen Intentionen, die deren Unterscheidung in eine theoretische bzw. wissenschaftspolitische

Interessensebene praktisch verunmöglichen und somit das Fach stabilisieren.

Kompetenzmanagement

Im volkswissenschaftlichen Management der Komplexität von spätmoderner Gesellschaft erweist sich die Volkskunde bereits in einer ihrer wesentlichen Kompetenzen – und zwar als universitäre Disziplin wie auch als gesellschaftlich orientierte Wissensinstitution. In diesem Sinn führt sie parallel zu ihrer inhaltlichen Profilierung über den »weiten Kulturbegriff« immer auch die Rechenschaft über die soziale Relevanz solcher Forschung mit: Es geht dem Fach um die kritische Reflexion des gegenwärtigen Daseins, um die Beobachtung und Deutung der gegenwärtigen Existenzformen und um die Sichtbarmachung von politischen Eingriffen in den gesellschaftlichen Alltag durch unterschiedliche Instanzen anhand unterschiedlicher Darstellungen sozialer Gemeinschaft. Diese Perspektivierung formiert sozusagen reziprok die Qualität – im Sinne einer Eigenschaft wie auch einer Wertigkeit – dieser analytischen Transparenz. Die Darstellung der Realität wird zur Situationsdiagnose: »[Sigfried Giedions] Frage nach den Grenzen der industrietechnologischen Entwicklung stellt sich in den letzten Jahren immer stärker und unter verschärften Bedingungen. Das Problemlösungsversprechen der ›High Tech‹ ist nicht eingelöst worden, ohne zugleich völlig neue Problemdimensionen hervorzurufen.« (Hauser 1994: 11)

Andrea Hauser stellt ganz an den Anfang ihrer sachkulturellen Forschungsarbeit – also noch vor der Explikation ihrer Fragestellung und theoretischen Verortung – eine zeitgenössische Gegenwartsskizze, die ihre Untersuchung in den Kontext aktueller Problembestände hineinstellt. Damit qualifiziert sie ihre Skizze und die daran anschließende Forschung als diagnostische Wirklichkeitswiedergabe, woraus sie die gesellschaftliche Relevanz ihres Erkenntnisinteresses ableitet, denn:

»Nach allen naturwissenschaftlichen Erfolgen und technischen Großtaten finden sich die Subjekte wieder in einer Welt voller Sachzwänge, Ungerechtigkeiten und Bedrohungen.« Dass heute Technik als ein großes, undurchschaubares Machtsyndrom bedrohlich wirkt, hat m.E. damit zu tun, dass sie immer weniger gegenständlich erlebbar ist. Die enge Verbundenheit des Menschen mit den Geräten und Dingen in vorindustrieller Zeit – bis in den Körper hinein – wird durch die alles erfassende Computerisierung und Automatisierung, durch rein gedankliche und visuelle Vorgänge ersetzt.« (ebd.)

An die grundlegend zusammenfassende Diagnose schließt Hauser die Aufzählung unterschiedlicher Symptome des kritischen Zustands an. Undurchschaubarkeit, Bedrohungsgefühle sowie Entkörperlichung durch Computerisierung und Automatisierung zeigen an, dass der zeitgenössische Gesellschaftszustand für die Menschen das Leben schwierig und unangenehm macht; es ihnen weitgehend entfremdet. Eine geraffte Zeitgeschichte von der Vorindustrialisierung bis zur Gegenwart, die Hauser im Folgenden anschließt, wirft assoziative, erfahrungsnahe Schlaglichter auf die Sachentwicklung als graduell zunehmende »Entgegenständlichung«, die im Zeichen der zunehmenden Technisierung, Massenproduktion und des Massenkonsums steht (ebd.: 12).

Im Blickwechsel von der eingangs geschilderten strukturellen Entwicklung hin zum Menschen im Verlauf ihrer Einleitung erfasst die Diagnose Hausers sowohl die Konsequenzen als auch das subjektive Aneignungspotential der Technik für die Menschen:

»So weist Wolfgang Sachs in seiner aufschlussreichen Untersuchung über die ›Liebe zum Automobil‹ nach, dass das Auto heute mehr ist als ein Fortbewegungsmittel, es ist zugleich Schutzraum, Machtinstrument und Fetisch, letztlich kulturelles Symbol unserer Zeit. Er zeigt, wie vielschichtig und emotional aufgeladen unsere Beziehungen zu Sachen geworden sind.« (ebd.)

Dieser Blickwechsel dient einerseits der Verknüpfung von Struktur und Praxis, in deren Mitte Hauser den Menschen platziert. Andererseits begründet der Blickwechsel das (historische) Forschungsinteresse der Arbeit: »Der historischen Genese dieser Sachbeziehung geht die vorliegende Untersuchung nach.« (ebd.) Anhand dieser vielfältigen Verknüpfungen unterschiedlicher Blickrichtungen, Phänomenbereiche und Zeiten bewerkstelligt die Autorin einen zwingenden Aktualitätsnachweis ihrer folgenden Forschung, die den historischen Zeitraum des 18. und 19. Jahrhunderts in den Blick nimmt, denn letztlich präsentieren alle im Verlauf der Arbeit vorgelegten Ergebnisse den historischen Vorlauf der in der Einleitung entworfenen Gegenwartsdiagnose. Alle kommenden Analysen und Interpretationen des von Hauser sichtbar gemachten Zivilisationsprozesses fungieren als diagnostische Symptombeschreibungen der gesellschaftlichen Entwicklung hin zum gegenwärtigen Zustand.

In dieser analytisch-diagnostischen Weise weitet sich der volkswissenschaftliche Kompetenzerweis von der »kulturwissenschaftlich« ermöglichten Komplexitätstransparenz zu einer transparenten Qualifizierung der eigenen Zeit aus: Die volkswissenschaftliche Forschung führt ihren RezipientInnen nicht nur den *Stand* der Dinge vor Augen, sondern vielmehr den *Zustand* der Gesellschaft. Indem der sofort ersichtliche Aktualitätsbezug und die

darauf bezogene »kulturwissenschaftliche« Diagnosekompetenz an den allerersten Anfang des Buch gestellt werden, versucht Hauser – wie auch ihre FachkollegInnen – der Schwierigkeit zu begegnen, die komplexe Fähigkeit des Faches gegenüber der Gesellschaft deutlich zu machen, die mit der Offenheit und Diversität geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung seltener eine spezifische Kompetenz als vielmehr eine berufliche Inkompetenz und Nichtprofessionalität verbindet (vgl. Langewiesche 2004: 47; Landfried 2004: 62ff; Luhmann 1992b: 80ff).

Diese gesellschaftliche Fragilität der volkswissenschaftlichen – wie allgemein geistes- und sozialwissenschaftlichen – Strategie, anhand ihrer kritischen Fähigkeit die eigene soziale Relevanz zu beweisen, manifestiert sich in der Notwendigkeit, das Stabilisierungsmanagement zu erweitern. Über die Darstellung der Symptome für die problematischen Bereiche der Gesellschaft hinausgehend kommentieren, modifizieren und erweitern die VolkswissenschaftlerInnen ständig die sich selbst zugeschriebene Rolle. Das bedeutet, dass die Volkswissenschaftlerin erkannt hat, dass nicht allein die Darstellung und das Erkennen problematischer Phänomene oder Verhältnisse innerhalb des sozialen Gefüges die Wichtigkeit der volkswissenschaftlichen Wissensinstanz qualifizieren und garantieren können. Das weiterführende Nachdenken – in Form und Sinn gesellschaftlicher Selbst-Reflexion – über den eigenen Zustand und die eigene Zukunft, führt erst aus möglichen Aporien dieses Wissens hinaus in eine bessere, sinnvolle Gesellschaft.

Die volkswissenschaftlichen FachvertreterInnen exerzieren und demonstrieren diese Notwendigkeit in Form einer konstant mitgeführten disziplinären wie gesellschaftlichen Selbstreflexion. Praktisch jede Äußerung wird flankiert von einer Einschränkung, Relativierung, Warnung, von Schuld eingeständnissen und geforderten Neuorientierungen. Die darin enthaltene wissenschaftliche Bescheidenheit potenziert allerdings – geradezu paradox – die volkswissenschaftliche Kompetenz: Die Disziplin signalisiert damit, dass sie sich nicht einläßt auf modische Trends, noch der Versuchung erliegt, ihre Position durch aktuelle Konjunkturen zu sichern. Ganz im Gegenteil ist sie sich ihrer eigenen Forschungsposition inmitten des zu untersuchenden Felds bewusst, und erkennt deshalb die Gefahren des selbstbewusst-blinden Vertrauens auf einmal erarbeitete Theorien und Ergebnisse. Sie reflektiert in jedem Feld ihrer Forschungstätigkeit die politische Manipulierbarkeit ihrer Thematisierungen und sie weiß um die Begrenztheit wissenschaftlicher Erkenntnis für die Veränderung gesellschaftlicher Realitäten. Gerade in dieser (exzessiven) Selbstreflexivität steckt die diskursive Potenz dieser volkswissenschaftlichen Stabilisierungsstrategie. Mit der kritischen Thematisierung seiner selbst thematisiert das Fach gleichzeitig auch die Wissenschaft an sich. Statt sich

einem äußeren Diktat von wissenschaftlicher Legitimierung zu beugen, übernimmt die Disziplin selbst die Rolle der Legitimitätsdefinition. In der zum Nutzen der Gesellschaft durchgeführten Reflexion von Wissenschaft rechtfertigt sie einerseits diese Form ihrer Argumentation und erreicht andererseits die Umkehrung des Kräfteverhältnisses zugunsten der Volkskunde im wissenschaftlichen Konkurrenzfeld: Nicht die anderen gestehen in letzter Instanz der Volkskunde ihren Platz zu, sondern die Volkskunde selbst bestimmt ihre Position.

Diese diskursiv strategische Drehung der wissenschaftlichen Autorisierung basiert auf dem historisch entfaltenen Konflikt zwischen dem wissenschaftlichen »Ethos« – wie es Robert Merton in den 1930er erstmals formulierte (vgl. Weingart 2003: 15ff) – und den gesellschaftlichen Erwartungen an die Wissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts. Entgegen dem ursprünglichen Ethos – das als mythische Selbstbeschreibung interpretiert werden kann (vgl. Grundmann/Steher 2005b: 414) –, das unter anderem die (ideelle, wirtschaftliche und staatliche) Interessenlosigkeit zur Bedingung wissenschaftlicher Objektivität erklärte, fordert die gegenwärtige (unter anderem wirtschaftliche und staatliche) Öffentlichkeit eben diese Interessenorientierung der Wissenschaft an der eigenen Gesellschaft. Die Wissenschaft sieht sich genötigt bzw. vor die Notwendigkeit gestellt, ihre definitorisch formulierte Distanz zur Gesellschaft zu revidieren (ebd.: 20f). In diese Revision eingeschlossen ist die ebenfalls in die moderne Wissenschaftsdefinition eingeschriebene Selbstverständlichkeit ihrer Autorität, deren Evidenzverlust die Wissenschaft selbst als Krisenstatus wahrnimmt (vgl. Kimmich/Thumfart 2004b: 8) und den sie in neu verteilter Rollendefinition wiederherzustellen versucht. Dennoch bleibt der ambivalente Charakter des spätmodernen Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit ein konstanter Faktor, der die wissenschaftlichen Äußerungen sowie die wissenschaftliche Praxis dynamisiert. So konkret sich die Vorstellungen hinsichtlich wissenschaftlicher Relevanz von Seiten unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche darstellen, so konkret äußert sich die Volkskunde – und mit ihr auch ihre geistes- und sozialwissenschaftlichen Mitdisziplinen (vgl. Osterhammel 1997: 398) – hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit für die Gesellschaft.

Werden im außerwissenschaftlichen Feld ökonomische Relevanzen der Geisteswissenschaften festgestellt, »wenn man etwa an die Wissensbedarfe transnational agierender Wirtschaftsunternehmen im Bereich interkultureller Kommunikation denkt oder mit Robert Reich daran glaubt, dass Symbolanalytiker die dominante Berufsgruppe der Wissensökonomie darstellen« (Meier/Schimank 2004: 119), dann antwortet die Volkskunde in entsprechender Kohärenz mit ihrem Angebot der re-

flexiven Kulturanalyse »als Instrument interkultureller Bildung und anthropologischer Erkenntnis«, um damit »einen genuine Beitrag zum Problem der Reintegration der technologischen Zivilisation in die gesellschaftliche Kultur der Zukunft zu leisten« (Bagus 1996: 200). Wird der außerwissenschaftliche Wissensprofit von geisteswissenschaftlichem Wissen für »die stetig wachsende Zahl der non-profit-Organisationen« (Meier/Schimank 2004: 119) geltend gemacht, verweist die Volkskunde auf ihre Kompetenz und ihr Interesse, »an wesentlichen Problemfragen der Gegenwart, die immer drängender werden und der Aufklärung vor der Gesellschaft harren« (Jacobeit 1997: 27), mitzuarbeiten. Oder scheint ein allgemeiner Gewinn geisteswissenschaftlicher Forschung im Zweck zu liegen, »die ubiquitäre Nachfrage nach Ethik [zu] bedienen« (Meier/Schimank 2004: 119), dann sehen die VolkskundlerInnen einen wesentlichen Teil ihrer Forschungsmotivation in den »kulturwissenschaftlichen« Potentialen, »die dunkle Dimension der Folklore öffentlich [zu] machen« (Seidenspinner 1996: 225) und in diesem Sinn »zur Überwindung der ›Kulturmauer‹ und zur ›Versöhnung der Differenzen‹ aktiv beizutragen« (Roth 1995: 170) sowie fatale Instrumentalisierungen (geistes-, sozial- oder kultur-)wissenschaftlichen Wissens »kompetent in die Schranken [zu] verweisen« (Kramer 1997: 87).

Die VolkskundlerInnen präsentieren sich der Gesellschaft gegenüber anhand ihres diversifizierten und durchaus konkret applizierbaren Kompetenzs als orientierende Instanz, die das Instrumentarium für ein gesellschaftliches Konfliktmanagement bereithält, sei es für gewaltbesetzte, kriegerische, wirtschaftliche, regionale oder nationale Problemlagen. Ihre fachliche Kompetenz qua »Kultur« generiert in wissenschaftlicher Analyse und kritischer Reflexion komplexes Wissen über die Gesellschaft, das nicht nur dessen Relevanz in statu beweist sondern auch die Volkskunde quasi automatisch in ihre Rolle der gesellschaftlichen Dienstleisterin einsetzt. Die Selbstzuschreibung ihrer gesellschaftsorientierenden Funktion platzieren die VolkskundlerInnen ebenso prominent wie nachhaltig: Die programmatisch relevanten Passagen finden sich jeweils am Ende eines Beitrags; das heißt, der Schluss ihrer Reflexion spiegelt gleichzeitig das Finale volkskundlicher Forschung.

Die Wichtigkeit, ja geradezu Fundamentalität dieses Selbstverständnisses für das Fach markiert die Autorität, die hier zur weiteren Rücken- deckung herbeigerufen wird. Nicht mehr einzelne AutorInnen aus dem zeitgenössischen Theorierepertoire sozial- und geisteswissenschaftlicher Praxis werden beigezogen, sondern das ganze Programm einer philosophisch fundierten Gesellschaftsidee wird zitiert: Die »Aufklärung« bildet den Boden und den Horizont für das volkskundliche Forschen (vgl. Bausinger 1995: 245; Kaschuba 1995a: 45). In differenzierender Inter-

pretation dessen, was Aufklärung für die gegenwärtige Wissenschaft bedeutet, umgeben die VolkskundlerInnen ihre Praxis mit dem Nimbus der Autorität. »Aufklärung« erscheint dabei als Mittel zum Zweck, um eine »Lösung der Probleme im Zusammenleben der Völker« (Roth 1995: 177) zu finden bzw. innerhalb einer Gesellschaft gleiche subjektive wie objektive, gleiche individuelle wie kollektive Rechte für alle zu gewährleisten (vgl. Lipp 1996: 110), das heißt in pragmatischerer Formulierung »rechtliche und wirtschaftliche Normalisierung« (Tschöfen 1995b: 30) anzustreben. »Aufklärung« wird als Allgemeingut einer Gesellschaft deklariert, in dem Sinne dass »...seriöses Denken nicht esoterisches Denken« wird (Jacobeit 1997: 27) oder in letzter Konsequenz zum Ziel volkskundlicher Forschungstätigkeit erklärt, wie es Köstlin in seinem bereits zitierten Reflexionspostulat für die Wissenschaft formuliert hat (vgl. Köstlin 1996b) bzw. wie Kaschuba es provokativ zur Pointe seines Schlussfazits macht: »Dies alles mag naiv klingen und manchem vielleicht zu sehr nach »Aufklärung«. Doch wenn die Alternative dazu nur pessimistische Abgeklärtheit lautet, dann bekenne ich mich gern zu solcher Naivität.« (Kaschuba 1995a: 45) Anhand dieses ideellen Ausgriffs erhält die grundlegende Potenz der Volkskunde die Qualität einer moralischen Kompetenz, mittels derer die Disziplin ihre spezifische, gesellschaftsrelevante Position im Konkurrenzfeld um informierende Orientierung der Gesellschaft zu festigen versucht. Die kritische »Aufklärung« einer diversifizierten Öffentlichkeit soll in diesem Sinn sowohl für gesellschaftliche Institutionen und RepräsentantInnen wie auch für die individuellen BürgerInnen als korrigierender Eingriff wahrgenommen werden können. Dementsprechend richtet sich die Volkskunde in und mit ihren Publikationen an ein diversifiziertes Publikum auf unterschiedlichen Foren. Das Potential und die Akzeptabilität dieses Öffentlich-Werdens liegt zu einem wesentlichen Teil in der neuartigen Kommunikationsstruktur zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, wie sie für das Ende des 20. Jahrhunderts typisch geworden und von Peter Weingart als Strategie der autorisierten Selbstpositionierung beschrieben worden ist:

»Ein Beispiel für diese Form der gesellschaftlichen Beeinflussung der wissenschaftsinternen Reputationsstruktur ergibt sich aus der gewachsenen Bedeutung der Massenmedien, insbesondere ihrer Funktion für die Aufmerksamkeits- und Legitimationsbeschaffung. Der Rekurs seitens der Wissenschaft auf eine außerwissenschaftliche Öffentlichkeit hat eine lange Tradition. Dabei handelt es sich letztlich um den Versuch, innerwissenschaftliche Konflikte durch allgemeine soziale Zustimmung zu entscheiden und abzuschließen [...]. Unter bestimmten Bedingungen wählen Wissenschaftler zuweilen den strate-

gischen »Umweg« über die Öffentlichkeit. Das geschieht insbesondere in Krisensituationen, die nicht von der *scientific community* selbst gelöst werden können, wie die Etablierung der Grenzen einer neuen wissenschaftlichen Disziplin oder eines kontroversen neuen theoretischen Programms innerhalb einer Disziplin [...]. Es geht also um die Mobilisierung von Legitimität im Hinblick auf die Sicherung und gegebenenfalls Expansion der Grenzen gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt und die Konfliktregelung im Innern [...].« (Weingart 2003: 27f; Hervorhebung i.O.)

Ob das adressierte Publikum auch tatsächlich als RezipientInnen in die ihr zugedachte Rolle schlüpft, hat für die Analyse der diskursiven (Fach-)Wissenschaftspraxis kein Gewicht. Denn grundsätzlich gilt, was Weingart hinsichtlich der wissenschaftlichen Außenorientierung bereits anhand anderer Beispiele nachvollzogen hat:

»Dabei handelt es sich um ein von verschiedenen Seiten jeweils unterschiedlich projiziertes Publikum. Die Öffentlichkeit, der gegenüber die Wissenschaft legitimierungspflichtig ist, gibt es in keiner realen Form außer in Gestalt von Politikern, die wiederum unter Verweis auf die Öffentlichkeit Budget- und Prioritätenentscheidungen begründen, oder in Gestalt von Medien, die das Recht der Öffentlichkeit auf Aufklärung beschwören. Die Wirkungsmacht dieses Konstrukts besteht darin, dass es dennoch von allen Seiten geteilt wird. Politik, Wirtschaft und Medien berufen sich gleichermaßen auf die Öffentlichkeit und unterstellen ihr bestimmte Interessen.« (Weingart 2001: 345)

Was für die Wissenschaft gilt, gilt aufgrund ihrer Selbstreflexivität *vice versa* für alle »aufgeklärten« BürgerInnen, was im Verständnis der VolkskundlerInnen zu entsprechenden Reaktionen auf unterschiedlichen Gesellschaftsebenen führen soll: »Falsche Argumente müssen sachlich bestritten und öffentlich zurückgewiesen werden. Unsere Aufgabe könnte der Versuch sein, historische und humane Denkhorizonte in diesen öffentlichen Diskurs einzuführen, um damit wieder Maßstäbe zu setzen und Augenmaß herzustellen.« (Kaschuba 1995a: 44f) Das in kritischer Analyse generierte Wissen der Volkskunde kann demgemäß in konsequenter öffentlicher Vermittlung die Potenz eines (weiten) gesellschaftspolitischen Korrektivs entfalten.

Verweist die starke und stetige Wiedereinschreibung dieser volkskundlichen Selbstfunktionalisierung als gesellschaftliche Orientierungs- und Korrekturinstanz zum einen auf die dynamisierende Konkurrenzsituation spätmoderner Wissensherstellung, so manifestiert sie zum anderen die historische Spezifik dieses Aushandeln von gesellschaftlichen Ordnungsentwürfen mithilfe wissenschaftlichen Wissens. Die verschiedenen Instanzen in diesem Feld übernehmen

»die Funktion der *Diskursivierung* spezifischer und für maßgebliche gesellschaftliche Gruppierungen kontroverser *issues* [...]. Die Diskursivierung meint die Prozeduralisierung von Kontroversen nach der Maßgabe, dass es bei der Lösung von politischen Konflikten nicht in erster Linie um die Herstellung von Konsens oder das Erreichen einer durch eine Mehrheit gestützte Entscheidung geht, sondern dass diese nur dann als nachhaltig legitim gelten kann, wenn sie zuvor Gegenstand eines Diskurses gewesen ist. Kennzeichnend für die Diskursivierung als Ressource der Legitimationssicherung sind deren Funktionen der *Deliberation*, *Mediation*, *Informierung*, *Beratung* und *Empfehlung*.« (Weingart 2003: 101)

Kohärent zu dieser Situation und die Akzeptanz der eigenen Diskurspraxis fördernd profiliert sich die Volkskunde als gesellschaftliche Mediatorin und orientierende Gesellschaftsanalytikerin, die gleichzeitig die gesellschaftliche Öffentlichkeit informiert und orientiert. Volkskundliches Komplexitäts- und Kompetenzmanagement verbinden sich so einmal mehr zu einer untrennbaren Einheit, indem der relationierende Kulturbegriff die reflektierte Transparenz und kritische Korrektur sozialer Zustände ermöglicht, die der Gesellschaft in orientierender Weise für ihre Selbstfindung zur Verfügung gestellt werden.

Differenzmanagement

Mit der eigenen Profilierung der Volkskunde als analytisch-kritische Orientierungsinstanz ist trotz jedem damit verbundenen Potenzierteil noch keine individuell identifizierbare Position im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Konkurrenzfeld erreicht. Um anhand des inhaltlich begründeten Fachprofils eine eigenständige, institutionell kontinuierliche Position zu erreichen, ist es notwendig, den Status der Volkskunde als individuelle, wissenschaftlich-akademische Disziplin immer wieder zu explizieren. Die Konkurrenz der 1990er Jahre, die unter anderem begründet wird durch die stetig wieder eingeschriebene und wachgehaltene Krise einer kontinuierlich zunehmenden Ressourcenknappheit (vgl. Kimmich/Thumfart 2004a), verlangt in ihrer diskursiven Explikation die existentielle Rechtfertigung jeder Institution durch ihre jeweilige unverwechselbare Spezifität. Nur diejenigen Disziplinen, die sich klar von den anderen unterscheiden, können in dieser diskursiven Logik ihr legitimes (Weiter-)Bestehen behaupten. Dass die Volkskunde ist, was sie zu sein behauptet, ist vor diesem Hintergrund keineswegs und nie selbstverständlich, sondern muss regelmäßig und unterschiedlichen RezipientInnen gegenüber verständlich gemacht werden. Ihre Legitimation

als Wissenschaft und ihre Legitimität als individuelle Disziplin fordert die Volkskunde zu einem ununterbrochenen *Differenzmanagement* auf.

Im Kontext dieser neuen Wissenskonzurrenzen unterliegt jeglicher Anspruch auf Legitimität der eigenen Äußerungen einem verstärkten Beweisdruck. Was als Wissen lanciert wird, muss mit einem Autoritätssiegel versehen sein. Da mit der Konkurrenz um »sinnvolles« Wissen auch neue Bewegung in die bisherige zwischen- wie überfachliche Dynamik gekommen ist, verbindet sich der Autoritätsnachweis mit der jeweiligen disziplinären Neupositionierung. Im Hinblick auf eine sichere Position bedeutet Dynamik aber auch eine ständige Labilität der Situation. Aufgrund dieser starken Betonung der jeweiligen Fachspezifik funktioniert jegliche Herstellung und Überprüfung von wissenschaftlichem Wissen, das allen als gemeinsames universitäres Grundanliegen gilt, nicht ohne KollegInnen bzw. nicht ohne größeres Wissensumfeld. Denn: Wer soll das hergestellte Wissen kritisch evaluieren, wenn keine Personen oder Instanzen mit hinreichender Kenntnis, das heißt Nähe bei gleichzeitig genügend kritischer Distanz zu dem Bereich vorhanden sind, in dem das neue Wissen produziert und platziert wird? Und wer soll an und mit diesem Wissen weiterarbeiten, wenn es keine KennerInnen der untersuchten Felder gibt, die gleichzeitig auf der Suche nach Differenz bezüglich des bisher Bekannten sind?

Bruno Latour beurteilt dementsprechend den disziplinären Wettbewerb als basale Notwendigkeit von Wissenschaft: »Der Streit der Fakultäten gehört nicht zu den beklagenswerten Aspekten der Wissenschaften, sondern ist einer ihrer Motoren.« (Latour 1994: 894; vgl. auch König/Lämmert 1999b: 8) Produktive Konkurrenz bei der Herstellung von neuem Wissen entsteht demnach in der ständigen Differenzierung und Entdifferenzierung aller beteiligten AkteurInnen (seien es Personen oder Institutionen) hinsichtlich ihrer gegenseitigen Stellungen und inhaltlichen Ansprüche, wie es Markus Arnold anlässlich eines Forschungsprojekts zur Unterschiedlichkeit diverser »Wissenschaftskulturen« pointiert ausformuliert:

»Damit wird aber nicht nur eine Grenze zwischen Universität und Umwelt gezogen, sondern diese teilt bereits innerhalb der Universität das akademische Feld: Der Streit um die Stellung der Grundlagenwissenschaft ist auch ein Streit der Fakultäten, um deren akademische Reputation und ihren legitimen Vertretungsanspruch für die Universität als solche. Dies hat aber wichtige Konsequenzen für die Analyse der Wissenschaftskultur einer Natur- oder einer Kulturwissenschaft: Da eine Disziplin ihr Selbstbild und ihre Selbstdarstellung immer in einer Abgrenzung von einem (realen oder auch imaginären) Anderen findet, hat man auch deren weitere akademische und außerakademische Um-

welten im Auge zu behalten. Selbstdarstellungen und Selbstbilder sind als solche schon Teil jener Identität und sozialen Zusammenhalt sichernden ›Arbeit an den Grenzen‹ (*boundary work*), bei dem man in konkreten sozialen Situationen versucht, Grenzen gegenüber den verschiedensten Umwelten immer neu zu ziehen. Wobei auf der einen Seite versucht wird, sich gegenüber bestimmten äußeren Einflüssen *abzugrenzen*, um auf der anderen Seite zugleich daran zu arbeiten, äußere Entwicklungen und Einflüsse auch in die eigene Wissenschaftskultur *zu integrieren* (seien es neue Generationen an Studierenden oder auch neue Forschungsfragen und -methoden). Diese beiden Aspekte zusammen – das Ausgrenzen und das Integrieren des Fremden – ergeben einen permanenten, von Spannungen beherrschten Dialog mit den verschiedenen Umwelten.« (Arnold 2001b: 32; Hervorhebungen i.O.)

Diese Dynamik zeigt in den 1990er Jahren eine historische Spezifik des von Latour als grundsätzlich definierten Streits der Fakultäten. Die wiederholte Evokation des Sparzwangs generiert einen diskursiv immer wieder neu eingeschriebenen Widerspruch aus einem allgemeinen wissenschaftlichen *common sense*, der alle Fakultäten und Disziplinen zur einen großen Autorität »Wissenschaft« zusammenbindet (vgl. Weingart 1995: 11) bei gleichzeitiger Forderung nach sichtbarer disziplinärer Spezifik. Für das Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften – also auch für die Volkskunde – stellt sich damit die Herausforderung, in der Dynamik der Selbstpositionierung einerseits eine fachliche Unverwechselbarkeit zu statuieren und andererseits eine kommunikative Einbindung in einen größeren wissenschaftlichen Zusammenhang herzustellen.

Kooperationen und Allianzen

Wolfgang Kaschuba bedient sich in seiner programmatischen Antrittsvorlesung aller drei oben genannten Strategien des Konkurrenzmanagements und platziert diese mit erhöhter Sichtbarkeit am Anfang seiner Rede: Jetzt hat er die wohl größte Aufmerksamkeit seines Publikums, das gespannt ist auf seine Ausführungen. Noch bevor er sich konkret auf sein angekündigtes Thema konzentriert, positioniert er das Fach auf rund drei Seiten – also während etwa zehn Minuten seiner einstündigen Vorlesungszeit – in Differenzen setzender Weise. Er spricht ausführlich darüber, dass es dem Fach angelegen sein muss, eine verbindende Integrativität zu zeigen und das sowohl im universitär-wissenschaftlichen wie im gesellschaftlichen Bereich. Er formuliert die Forschungsanliegen und -desiderate der Disziplin und er entwirft letztendlich das – seine Eingangsäußerungen abschließende – Profil der eigenen Fachwissenschaft: »Schließlich ist damit angezeigt, dass es nicht um die einfache Fortschreibung eines Kanons geht, sondern um die Neukonzipierung eines

Faches, das enge Horizonte überschreiten, das offen und integrationsfähig sein will, das Austausch und Diskussion als Anstöße zu ›produktiver Selbstverunsicherung‹ braucht.« (Kaschuba 1995a: 28) In einer balancierenden Bewegung des interdisziplinären Leistungsvergleichs, zwischen Anschlüssen an Bisheriges und Neuentwürfen und der gegenseitigen produktiven Selbstverunsicherung bzw. Bestärkung mobilisiert Kaschuba die verschiedenen Ressourcen, die Kooperation im Sinne einer »systemübergreifende[n], im Diskurs wahrnehmbare[n] Solidarität, Rückendeckung, Zusammenschluss oder Zusammenarbeit zweier oder mehrerer in den Diskurs involvierter gesellschaftlicher Systeme, um den eigenen Standpunkt zu verbessern« charakterisieren (Kurath 2005: 34).

Diese Balancierung der Selbstprofilierung im Kontext gegenseitiger Kooperation schlägt sich auch in der inhaltlich orientierten Textstrukturierung nieder:

»Neben dem Haupttext laufen die Fußnoten, in denen die Autoren zitiert werden, die das Glück haben zumindest nicht ignoriert zu werden. Über die Fußnoten werden Beziehungen hergestellt, werden *Links* innerhalb des Archivs gelegt, mithilfe derer man sich orientieren kann. Noch mehr: Nimmt man jedes zitierte Werk für seinen Autor, dann läßt sich das Verweissystem der Zitate und Anmerkungen als soziale Verknüpfung der Wissenschaftler lesen, die zusammen jene scientific community bilden, die sich um jenes Thema gebildet hat und zu der man sich selbst zählt. So versucht man nicht nur in jedem Buch die gerade aktuelle Ordnung eines Gebiets darzustellen, sondern bildet zugleich intellektuelle Netzwerke ab, die lebende und tote Autoren [bzw. Disziplinen; se] miteinander in Beziehung setzen.« (Arnold 2001b: 20f; Hervorhebung i.O.)

Über diese Strategie, sich beim Einbezug theoretischer Bestände explizit an inhaltlichen Aspekten zu orientieren, die von der Fragestellung vorgegeben werden, läßt sich mit jedem veröffentlichten Beitrag ein wissenschaftlicher Weg beschreiten, der interdisziplinär gepflastert ist, aber im Grunde als spezifischer, fachwissenschaftlicher dargestellt wird. Durch den Beizug außerfachlicher Autoritäten untermauert jeder Autor und jede Autorin allerdings die *eigene* fachliche Position. Wenn auch subtil platziert, so stehen doch – im hier besprochenen Fall der Volkskunde – die *volkskundlichen* Reflexionen im Zentrum, die durch flankierende fremddisziplinäre Zitate inhaltlich und in ihrer Positionierung bestätigt werden. Die Einbindung der zitierten Autoritäten funktioniert als gegenseitige Anbindung der verschiedenen Fächer, denn jede einzelne Disziplin erweist den anderen die Reverenz und sichert sich damit die eigene Rezeption; und sie macht aus ihren KonkurrentInnen ihre eigenen KollegInnen und interessierten LeserInnen (vgl. Weingart 2003: 32f).

Diese balancierende Strategie, durch Kooperationen disziplinäre Allianzen zu schaffen, dient nicht nur der je eigenen institutionellen Existenzsicherung sondern übernimmt auch die Signalisierung bereits bestehender Fächerverbindungen innerhalb gemeinsamer Forschungsprojekte. Damit läßt sich eine wissenschaftliche und fachliche Selbstautorisierung betreiben, die dem universitären wie gesellschaftlichen Ruf nach Synergien herstellenden Vernetzungen entgegenkommt, ohne die eigene institutionelle Profilierung aufgeben zu müssen.³ Die Kooperation wird so zur eigentlichen Allianz, die der je gemeinsam-einsamen Existenzsicherung dient.

Sehr deutlich zeigen sich diese Allianzschlüsse auf der Ebene der Subjektpositionen. Im Feld der »kulturwissenschaftlichen Stadtforschung« äußern sich auffällig viele ForscherInnen von hierarchisch und institutionell sehr unterschiedlichen Positionen. Die Allianzbildung funktioniert hier quer über die Fächer und die institutionellen Strukturen hinweg. Einerseits erreichen die einzelnen WissenschaftlerInnen über das gemeinsame interdisziplinäre Feld die eigene disziplinäre Qualifikation bzw. Position und andererseits begegnen sich disziplinär unterschiedliche Wissenschaften, die gemeinsam ein »neues« Feld etablieren und gleichzeitig je für sich selbst reklamieren. Die Allianz der verschiedenen PositionsinhaberInnen sowie die Kumulation ihrer Qualifikationsarbeiten verdichtet sich für das Fach der Volkskunde zu einer disziplinären Positionsstärkung: Erstens demonstriert die Anhäufung der Titel und der darin enthaltenen Qualifikationen die akademische Anerkennung volkscundlicher Kompetenz. Die Position des Fachs erhält ihre legitime Autorität anhand der akkreditierten Positionen ihrer VertreterInnen. Zweitens verspricht die bereits über Jahre und gemeinsame Interessen hinweg funktionierende Zusammenarbeit, die eine starke Vernetzung dieser Personen nach sich zieht, eine längerfristige Verbindung der WissenschaftlerInnen und ihrer Disziplinen. Gerade in dieser zeitlichen Dimension liegt ein wesentlicher Aspekt der disziplinären Existenzsicherung, denn die Kooperation funktioniert nicht nur im und für den jeweiligen Moment, sondern beinhaltet eine weit in die Zukunft reichende Dimension: Konsequenz der nachvollziehbaren Karriereverläufe

3 Dass besonders die institutionell kleineren Fächer dem Problem der konkurrenzbedingten Labilität ausgeliefert sind, und sich zur eigenen Stabilisierung der dargestellten Kooperationsstrategie bedienen, dokumentieren Wolfgang Prinz und Peter Weingart in ihren 1990 veröffentlichten geisteswissenschaftlichen »Innenansichten« (vgl. Prinz/Weingart 1990: 14). Inzwischen geht die Anforderung der Vernetzung – unter anderem mithilfe des Labels der Transdisziplinarität – bereits über die Institution der Universität hinaus in den Bereich unterschiedlicher gesellschaftlicher »Stakeholder« (vgl. dazu Landfried 2004: 67; Langewiesche 2004: 50f).

innerhalb der kooperativen Forschungsprojekte ist die hohe Wahrscheinlichkeit, dass eben diese Personen im weiteren Verlauf ihrer wissenschaftlichen Berufstätigkeit die wichtigen bzw. überhaupt vorhandenen akademischen Positionen einnehmen werden. Sie sind die Sicherungsinstanzen für die verschiedenen Positionierungen der Disziplinen im gemeinsamen Wissenschaftsfeld (vgl. Bourdieu 1988: 213ff). Und sie sind diejenigen, die dementsprechend die Grenzen und Differenzen zwischen den verschiedenen Fächern in der und für die Zukunft festlegen werden (vgl. Briegel 1999: 299).

Diese Art der Kooperation und Allianzbildung qua Position ermöglicht die *flexible* Sicherung der disziplinären Stellung. Die zeitweilige, nicht-institutionalisierte Zusammenarbeit ermöglicht die Manifestation der eigenen Fachposition (während der Dauer des gemeinsamen Projekts), ohne diese auf Dauer festzuschreiben und ohne eine eigendisziplinäre Position innerhalb der Universität zugunsten einer forschungsorientierten Allianz aufzugeben. Damit entspricht sie der paradox organisierten Wissenschaftskonkurrenz der 1990er Jahre, die einerseits »Interdisziplinarität« zugunsten einer Synergien schaffenden Zusammenarbeit fordert (vgl. König/Lämmert 1999b: 8) und die andererseits nur den unverwechselbar profilierten Fächern eine institutionelle Weiterexistenz innerhalb der Universität garantiert.⁴

4 Manfred Briegel begründet diesen Zwiespalt als Ergebnis der universitären Doppelfunktion von Forschung und Lehre. Für die Forschung gilt seines Erachtens: »Es gibt keine Fächer. Es gibt nur Projekte und Interessensgebiete, Schulen und Richtungen.« Für den Bereich der Lehre dagegen anerkennt er den Sinn von Fachdifferenzen und den damit verbundenen institutionalisierten Grenzziehungen: »Die Ausbildung erfolgt nach wie vor disziplinär, und da mögen umgrenzte Fächer nützlich sein und ihren Sinn haben, da werden schon die staatlichen Stellen darauf sehen. Fächer sind also trotzdem, was ich gesagt habe, natürlich da und haben einen Namen.« (Briegel 1999: 297)

Peter Weingart dagegen legt das Gewicht für die Begründung sich auflösender Fächergrenzen stärker auf »fluide Netzwerke intellektueller Kommunikation und darüber hinausgehender sozialer Interaktion, die die Disziplinengrenzen überschreiten. Soziometrische und bibliometrische Daten, wie sie Dogan auswertet, liefern die systematische Evidenz dafür, dass das überkommene System von Disziplinen nicht mehr länger das entscheidende organisierende Prinzip der Wissensproduktion ist. Es wird von einem Netzwerk von Forschungsgebieten ersetzt, deren Ränder sich ständig verändern.« (Weingart 1995: 21) Aus diskursanalytischer Perspektive würde ich dagegen argumentieren, dass eben gerade die Aufrechterhaltung des Spannungsverhältnisses auf dem Postulat beruht, als je einzelnes Fach gleichzeitig disziplinäre Grenzziehungen und Fachüberschreitungen zu leisten.

Feldsicherung und expansive Kolonisierung

Die Balance zwischen der eigenen und der interdisziplinären Wissenschaftspositionierung bestimmt nicht nur die institutionelle wie positionelle Platzierung jeder Äußerung, sondern ebenso die Wahl der als fachlich definierten Forschungsfelder. Die thematische Feldsicherung zeigt sich dabei als Strategie der disziplinären Statussicherung, indem der gegenseitige, zwischenfachliche Leistungsvergleich als Entscheidungskriterium für die legitime Zugehörigkeit eingesetzt wird. So gut sich die Notwendigkeit eines Faches qua inhaltlicher Claims begründen läßt, so leicht läßt sich ein Forschungsfeld dem einen Fach ab- und einem anderen zuschlagen (vgl. Benoît 1994: 316).

Die Selbstbestimmung der Volkskunde als »Kulturwissenschaft« ermöglicht ihr auf dieser Ebene eine doppelte Profilierungs- und Sicherungspraxis: Indem sie sich weiterhin als »Volkskunde« ausweist, kann sie über eine institutionelle Tradition die Ansprüche auf inhaltliche Felder legitimieren. Über die zusätzliche Profilierung als »Kulturwissenschaft« ergeben sich neue Anspruchsforderungen auf Themenbereiche, denen sich die Disziplin bisher nur wenig zugewendet hat. Was Peter Weingart als allgemeine Entwicklung der Wissenschaft in einer zunehmend wissensbasierten Gesellschaft beschreibt, kann im Blick auf die Volkskunde als deren spezifische Strategie einer Positionsstärkung durch Forschungskolonisierung verstanden werden:

»Die innere Differenzierung der Wissenschaft ist gleichbedeutend mit ihrer Expansion, das heißt der Unterwerfung immer neuer Erfahrungsbereiche unter den analytischen Zugriff der Wissenschaft. Die Ausdifferenzierung in Disziplinen, Subdisziplinen und hochspezialisierte Forschungsgebiete ist nicht nur die immer kleinteiligere Parzellierung eines einmal abgesteckten Wissensterritoriums. Es ist auch die Ausdehnung des wissenschaftlichen Blicks auf vordem außerhalb seiner Reichweite liegende Erfahrungsbereiche. [...] Die durch die Spezialisierung vorangetriebene Expansion der Wissenschaft hat eine Verschiebung der institutionellen Grenzen zur Folge. Die Demarkationslinie der Wissenschaft wird weiter »nach außen« verlagert in Bereiche, die vordem als außerhalb der wissenschaftlichen Beobachtung und Reflexion liegend galten: Politik und Wirtschaft werden verwissenschaftlicht, Ethik, Moral und soziale Werte werden Gegenstand wissenschaftlicher Diskurse.« (Weingart 2001: 123ff)

Ersetzt man in Weingarts Äußerung die »Wissenschaft« konsequent durch Volkskunde, dann wird deutlich, wie sehr inner- und außerwissenschaftliche Entwicklungen ihre (gegenseitige) Entsprechung finden.⁵

Wie jede der bisher thematisierten Differenzierungsstrategien birgt auch diejenige der Feldexpansion eine problematische Konsequenz in sich: Die unter der Perspektive der »Kultur« immer weiter ausgreifende Kolonisierungspolitik der Volkskunde transformiert den fachlichen Zuständigkeitsbereich zu einem »kulturwissenschaftlichen« Anspruch auf ein unendliches Wissensgebiet mit den Folgen einer fachlichen Disparität und Diffusion, wie sie Nikolaus Wegmann bereits für die Philologie des 19. Jahrhunderts beschrieben hat:

»Gerade ihr sichtbarster Erfolg, die andauernde Expansion, provoziert eigene, selbst zu verantwortende Schwierigkeiten. Je weiter sich das Reich [d.i. der Anspruch auf ein riesiges Wissensgebiet; se] ausdehnt, desto mehr rücken Zentrum und Peripherie auseinander, und das heißt zunächst einmal: Es wird für das Zentrum immer schwerer, die Kontrolle aufrechtzuerhalten. Wenn jedoch die Randgebiete nicht mehr rückgebunden sind, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie verlorengehen. Andere Größen und Mächte werden auf die führunglos gewordenen Gebiete zugreifen und eine territoriale Neuausrichtung zu ihren Gunsten versuchen.« (Wegmann 1999: 263)

Fachliche Selbstverwandlung

Die Prekarität der expansiven Stabilisierungspraxis bildet den Gegenpol zur institutionellen Prekarität der Volkskunde. Die quantitative (Unter-)

-
- 5 Nicht nur die Volkskunde verfolgt – konsequenterweise – diese Strategie der kolonisierenden Felderweiterung ihrer eigenen Wissensproduktion, um gleichzeitig eine fachliche Spezifik und gesellschaftliche Relevanz zu behaupten. Matthias Christen beurteilt die Integration des Kulturbegriffs und die damit verbundenen fachlichen Neuperspektivierungen der Germanistik in gleicher Weise: »Seit einigen Jahren dehnt die Literaturwissenschaft kontinuierlich die Grenzen ihrer Zuständigkeit aus und erobert ihre zeitweilig verloren geglaubte kulturpolitische Bedeutung zurück. Selbstbewusst geht etwa der amerikanische New Historicism mit seiner Rede von der ›poetics of culture‹ aufs Ganze: Kultur sei, literarischen Texten vergleichbar, Resultat von Selbstauslegungs- und Repräsentationsprozessen (›self-fashioning‹). Romane, Dramen und Gedichte werden nicht länger als in sich abgeschlossene Kunstwerke, sondern als durchlässige Medien verstanden, in denen im Spannungsfeld von Macht und Interesse ›soziale Energien‹ zirkulieren. Diesen Kreislauf wieder in Gang zu bringen, wo ihn das Unverständnis für die politische Brisanz historischer Texte zum Erliegen gebracht hat, ist das erklärte Ziel neuhistorischer Lektüren.« (Christen 1997)

Dotierung⁶ verunmöglicht dem Fach die eigene Differenzierung in subdisziplinäre Kommunikationszusammenhänge, die aufgrund der institutionellen Stärke der Disziplin dennoch als ein Ganzes zusammengehalten werden. In Ermangelung dieser inneren – nach außen sichtbaren – Differenziertheit findet die Volkskunde einen »dritten« Weg, um die ausreichende (komplexe) Profilbildung in Kooperation und in Konkurrenz der akademischen Fächer zu gewährleisten. Die an sich risikobehaftete Inflation des Kulturbegriffs ermöglicht in diesem Kontext die grundsätzliche Anschlussfähigkeit der Volkskunde an eine große Breite der – universitär wie gesellschaftlich – vertretenen Wissensinstanzen. Anhand ihrer programmatischen Selbstqualifikation über den Kulturbegriff definiert sich das Fach theoretisch als »Subdisziplin« aller anderen Geistes- und Sozialwissenschaften und stellt sich so selbst eine Eintrittskarte in alle möglichen disziplinären Forschungszusammenhänge aus. Innerhalb dieses interdisziplinären Kontextes platziert sie sich in ihrer Forschungs- und Publikationspraxis selbstbewusst als »Schlüsseldisziplin« mit »interdisziplinärem Profil« (Jacobeit 1997).

Die Labilität dieser Strategie liegt nicht allein in der Selbstqualifizierung als (heimliche) Leitdisziplin sondern auch in der allgemeinen Verbreitung dieser Praxis im ganzen Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften. Konkurriert wird so nicht nur um die qualifizierteste Profilierung als eigenständiges Fach, sondern auch um die Position als Leitdisziplin⁷, die die schwache Fachqualifikation stärken oder sogar kompensieren soll.⁸ Um dieser Instabilität ihrer führenden Selbstposition zu ent-

6 Vgl. die entsprechenden statistischen Zusammenstellungen zur Ausstattung und Anzahl von »Volkskunde«-Instituten an deutschsprachigen Universitäten in dem von Harm-Peer Zimmermann herausgegebenen Leitfa- den zum Studium der »Volkskunde« an deutschsprachigen Universitäten (vgl. Zimmermann 2005).

7 Die Konkurrenz um die Position als Leitdisziplin oder Leitwissenschaft läßt sich bereits im 19. Jahrhundert nachweisen und wird von ganz unterschiedlichen Fächern für sich selbst in Anspruch genommen (vgl. Prinz/ Weingart 1990: 12f; König/Lämmert 1999a: 11; Bourdieu 1988: 271).

8 Fast schon als Parodie dieser Diskurspraxis liest sich die Frage nach den Entwicklungsmöglichkeiten der Germanistik unter dem disziplinär verbindenden wie spezifizierenden Label der »Kulturwissenschaft«, die Jörg Schönert im Rahmen eines Sammelbandes zur Literaturwissenschaft und (oder als) Kulturwissenschaft Mitte der 1990er Jahre formuliert hat: »Sollen Linguisten und Literaturwissenschaftler nicht nur die sprachlich verfassten Texte (und die darauf bezogenen Handlungszusammenhänge) zum Gegenstand ihres wissenschaftlichen Interesses machen, sollen sie gleichermaßen die Körperbilder und Körperstimmen der Theateraufführungen, die Technostimmen und Technobilder der Rundfunk-, Film-, Fernseh- und Videoproduktionen einbeziehen? Soll sich aus den Nationalphilologien des 19. Jahrhunderts also eine internationale, interkulturelle, inter-

gegenen, führen die VolkskundlerInnen – ebenso exzessiv wie ihre Selbstreflexivität – ihre eigene Geschichte ins (Diskurs-)Feld ein. Im ständigen Rückbezug all ihrer gegenwärtigen Forschungsanstrengungen auf die historische Entwicklung dieser je spezifischen Forschung im Fach (vgl. Kaschuba 1995; Bausinger 1995; Roth 1995; Lindner 1997) verknüpfen sie die eigene Vergangenheit in strategischer Intention mit der zukünftigen Orientierung als »kulturwissenschaftliche« Disziplin. Die Fundierung des Aktuellen auf traditionellen Fachwissensbeständen garantiert die inhaltliche wie institutionelle Substanz als Wissenschaft, auf der das neue Konzept aufgesetzt werden kann. Das Fach durchläuft damit eine Transformation, die die »romantisch«, »positivistisch« und »nationalsozialistisch kontaminierte« »Volks-Kunde« zur »Kultur-Wissenschaft« läutert (vgl. Kaschuba 1995; Seidenspinner 1996; Köstlin 1996b). Die Kombination der kenntlich gemachten Fachtradition mit der zeitgenössischen Neuausrichtung als theoretisch fundierte, methodisch reflektierte und gesellschaftlich relevante Disziplin macht der wissenschaftlichen Außenwelt klar und deutlich, dass die volkskundliche Fachentwicklung als Metamorphose im Sinne eines »Werde, die du bist!« zu verstehen ist. Die Position des Faches ist keine aus dem Nichts entstandene oder gar erst neu zu schaffende Position, sondern eine, die – genau wie die übrigen geisteswissenschaftlichen Fächer auch – eine dem Wandel von Zeit und Gesellschaft angepasste Neuprofilierung anvisiert. In diskursiv strategischer Ausrichtung homogenisieren die Volkskundler-

mediale und interdisziplinäre Mega-Wissenschaft formieren – als Wissenschaft von Kommunikationen und Sinnkonstitutionen in ihren medialen Bedingungen, das heißt unter Berücksichtigung der materiellen und historischen Voraussetzungen medialer Gestaltung von Kultur? Kurzum: Soll die Germanistik den Fundus ihrer wissenschaftlichen Erfahrungen und Problemkonstellationen, ihrer Theorien und Verfahren dazu nutzen, um sich als Leitdisziplin einer Fächergruppe der Medienkulturwissenschaften zu verstehen? Soll der »Siegesszug der neuen Medien« nicht länger beklagt, sondern kritisch begleitet werden? Soll die Germanistik dabei als Flaggschiff einer neu zu formierenden Armada kulturreflektierender und womöglich kulturgestaltender Wissenschaften segeln? Soll das neue Unterrichtsfach »Medienerziehung« von Deutschlehrern übernommen werden? Ich halte inne in dieser entwicklungsfrohen Emphase. Denn zu fragen bleibt, ob sich eine krisengeplagte Disziplin wie die Germanistik dabei nicht übernehme, ob sie in ihrer theoretischen und methodologischen Zerstreuung solchen Aufgaben gewachsen sei – nämlich einen Objektbereich zu erforschen, der alle jene kulturellen Manifestationen seit dem frühen Mittelalter einschließt, die nach dem Muster von Texten gestaltet sind.« (Schönert 1996: 194f; Hervorhebungen i.O.)

Innen so ihre Tradition und Innovation zu einer einzigen, unverwechselbaren identitären Einheit.⁹

Die Quadratur des Kreises aus integrativer Individualität, kooperativer Allianzbildung und expansiver Feldsicherung bestimmt das volkswissenschaftliche Instrumentarium wie auch das Produkt des Differenzmanagements, das der Disziplin abgefordert wird. In einer triadischen Bewegung aus eigener Autoritätsattribution, eigener Positionsschaffung und eigener Felddefinition stabilisieren und reproduzieren die VolkskundlerInnen ihre inhaltliche wie institutionelle Fachidentität als »boundary work«. Die diskursive Konsequenz, die sich daraus ergibt, liegt auf zwei unterschiedlichen Ebenen. Erstens wird in definierter Regelmäßigkeit das Fach in seinem inhaltlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Profil immer wieder neu beschrieben und damit diskursiv eingeschrieben. Die reflexive Thematisierung des eigenen Fachprofils hinsichtlich seiner Wurzeln, seiner Potenzen und seiner gesellschaftlichen Notwendigkeit bildet eines der wesentlichen Traktanden auf der volkswissenschaftlichen Wissenschaftsagenda. Zweitens muss – aus existentieller Dringlichkeit – der Reflexivität ein ausgleichendes Stabilisierungselement beigelegt werden, auf welche Art und Weise das Fach zu thematisieren ist. Diesen Ausgleich findet die Volkskunde in ihrem »kulturwissenschaftlich« definierten Aufruf zur Selbstverwandlung, die Tradition und Neupositionierung, fachliche Geschichte und Zukunft zu einem Einzigem zusammenbindet, das heißt stabilisiert.

Resumée: Integrative Abgrenzung

Die Herausforderung, denen sich die zeitgenössischen Disziplinen im Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts gegenübergestellt sehen, definieren nicht alle der betroffenen Fächer in gleicher Weise. Verstehen die einen die Herausforderung als *produktive Aufforderung*, das je eigene disziplinäre Profil und dessen spezifische Potentiale einer aktuellen Reflexion zu unterziehen (vgl. Lichtblau 2002), beurteilt die Volkskunde die Situation als *grundsätzliche Provokation* ihrer eigenen inhaltlichen wie institutionellen Identität. So schwierig sich allerdings die Ambivalenz der Situation zeigt, die beinhaltet, sich weder in kooperativer Fächerumarmung als eigenständige

9 Gleichzeitig beinhaltet die Kombination aus innovativer Produktion und tradierender Sicherung eine spannungsvolle Ambivalenz, die sowohl die Forschung als auch die Lehre immer wieder antreibt. Jegliche Innovation stellt das Bisherige in Frage und untergräbt damit dessen Autorität; und jegliche autoritative Traditionalisierung behindert innovativ ausgerichtetes Denken und somit auch neues Wissen.

Institution zu verlieren, noch in scharf gezeichneter Abgrenzung eine Selbstisolation zu riskieren, so diversifiziert reagiert die Volkskunde in ihrer strategischen Diskurspraxis auf diese Aufgabe.

Jürgen Mittelstraß benennt in seiner diagnostischen Evaluation der »Geisteswissenschaften« schon Ende der 1980er Jahre vier grundsätzliche Aspekte, aufgrund derer die verschiedenen Disziplinen dieser Wissenschaftsrichtung in einer Krise gefangen sind: Erstens ist dies das Problem wachsender »Isolation«, denn »[d]ie geisteswissenschaftlichen Disziplinen untereinander haben sich, trotz aller üblichen Interdisziplinaritätsrhetorik, immer weniger zu sagen.« (Mittelstraß 1989: 29; Hervorhebungen i.O.) Zweitens kommen »Tendenzen intradisziplinärer Isolation« hinzu, weil sich die Spezialsprachen und -interessen auch innerhalb der bisherigen disziplinären Institutionen immer stärker differenzieren und voneinander abgrenzen (ebd.: 29f; Hervorhebungen i.O.). Drittens werden die geistes- (und sozial-)wissenschaftlichen Fächer »zunehmend von (nicht immer hinreichend gegen Moden isolierten) Paradigmenwechseln oder (irritierender noch) von Paradigmengleichzeitigkeit heimgesucht«, was zu einer zusätzlichen Verstärkung der inner- und intradisziplinären Vereinzelung beiträgt, denn immer öfter gilt als allgemeine Situation: »Schulen wetteifern um das disziplinäre Definitionsmonopol« (ebd.: 30; Hervorhebungen i.O.). Und viertens zeigen sich aufgrund der wachsenden Komplexität und Reflexivität der gesellschaftlichen Situation in der späten Moderne auffällige »Depotenzierungsphänomene« der Geisteswissenschaften (ebd.; Hervorhebungen i.O.).

Die VolkskundlerInnen bearbeiten in ihrer diskursiven Praxis eben diese von Mittelstraß diagnostizierten Problemfelder. Sie reagieren auf das geistes- und sozialwissenschaftliche *Potenzproblem* anhand ihrer – in offensiv-defensiver Argumentation hergestellten – *Profilierung des Kulturbegriffs als soziales Deutungsinstrument*, das gleichzeitig auf die fachliche wie gesellschaftliche Selbstdeutung zurückwirkt. In Form von radikalisierte Selbstreflexivität präsentieren sie das Instrumentarium für eine analytische Transparenz der historisch komplexen Situation, um diese »neue« Sichtbarkeit als Orientierungsmöglichkeit für die Verortung der je eigenen Position als Subjekt, als Gruppenmitglied, als Institution, als historisch eingebundenes Individuum, als Objekt von Normierungen und Disziplinierungen und des Kollektivs als Ganzes in seiner komplexen strukturellen Organisation zur Verfügung zu stellen. In – idealiter formulierter – Vorbildfunktion positionieren sie eine differenziert integrierte Gesellschaftsordnung, zu deren Erreichung sie anhand konkreter Beispiele die Potentiale für ein sozial produktives Konflikt- und Problemmanagement aufzeigen. In dreifacher Weise versucht das

Fach letztlich auch der *Anforderung nach Unverwechselbarkeit bei gleichzeitiger wissenschaftlicher Integration* gerecht zu werden, das auf die Gefahr einer zunehmenden *inner- und interdisziplinären Isolierung* reagiert: Erstens indem es den Blick auf sein Gegenüber richtet, und dieses anhand unterschiedlicher Kooperationen zu Alliierten macht. Zweitens indem es seine fachlichen Forschungsansprüche als institutionelle Claims formuliert, die seine traditionellen Felder sichert und neue kolonisierend dazugewinnt. Und drittens, indem es sich auf sich selbst konzentriert und dort nach adäquaten Mitteln der Individuierung sucht. Über diese inhaltlich flexible und variationsreiche Diskurspraxis platzieren sich die VolkskundlerInnen aktiv im Konkurrenzfeld, in dem sie ihr Selbstverständnis – als spezifische, kompetente und sozial relevante Fachwissenschaft –, ihr eigenes Profil – als orientierungsgebende Deutungsinstanz durch komplexitätsadäquate Realitätsdiagnostik – und ihre Selbstpositionierung – als »kulturwissenschaftliche« prima inter pares bzw. als gesellschaftlich integrative Leitinstitution – definieren, verteidigen und sozialisierend weitergeben.

Die im fachlichen Wissen eingeschriebene und damit erreichte »Konstruktion der Volkskunde« beinhaltet die Herstellung, Implementierung und Tradierung der volkskundlichen und gesellschaftlichen Selbstdeutung, die auf deren (beider) Reproduktion bzw. Existenzsicherung ausgerichtet ist. Darin liegt auch die Antwort auf die eingangs gestellte Frage nach der Funktion und der legitimen Position des volkskundlichen Wissens in Wissenschaft und Gesellschaft: Die Volkskunde erschreibt sich ihre Legitimität anhand ihrer disziplinären Selbstprofilierung als »Kulturwissenschaft«. Die Legitimität ergibt sich aus der volkskundlich-kulturwissenschaftlich konstruktiven Verknüpfung ihrer disziplinären Funktion und Position, indem sich die Volkskunde als »Kulturwissenschaft« – im Modus der orientierungsstiftenden Kulturanalyse gesellschaftlicher Komplexität – zum Zweck der ordnungs- und identitätsermöglichenden Selbstdeutung mit dem Ziel der gesellschaftlichen Reproduktion funktional platziert.

4. KAPITEL: »Kultur« als Relationierungsformel

Auf die grundlegende Frage, warum die VolkskundlerInnen immer wieder und an prominenten Stellen explizit über »Kultur« reden, lässt sich an dieser Stelle als erste Antwort darauf formulieren, *wie* sie es tun: Wenn die VolkskundlerInnen über »Kultur« reden, dann diskutieren sie erstens die *Qualität* und die *Erklärungskraft* des Begriffs von »Kultur« als analytisches, methodisches und reflexiv kritisches Instrument zur Repräsentation von Wirklichkeit. Zweitens reflektieren sie die *Möglichkeiten* und *Kompetenzen* dieser Kultur-Wissenschaft hinsichtlich ihrer Erkenntnis-potentiale und in Bezug auf die Gesellschaft. Drittens bestimmen sie das *Profil* und die *Position* des Fachs Volkskunde als »Kulturwissenschaft« im universitär wissenschaftlichen und im gesellschaftlichen Kontext. Und viertens: Wenn die VolkskundlerInnen über »Kultur« reden, dann tun sie das zur grundsätzlichen Profilierung von Gesellschaft als »differenzierte Integration« *vieler verschiedener Individuen*, die in unterschiedlichen Beziehungen zueinander stehen und sich auf unterschiedlichen sozialen Positionen befinden, und dennoch alle gemeinsam in *einer Gesellschaft* leben.

Der entscheidende Punkt – sozusagen die Pointe – des volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Denkens und Publizierens liegt konsequent darin, anhand des multidimensionalen *Konzepts* von »Kultur« die *Gesellschaft* als ihren *Gegenstand* des Wissens zu entwerfen, zu reflektieren und zu autorisieren. Damit erreichen die VolkskundlerInnen die diskursive Vereinigung der drei unterschiedlichen Dimensionen, die das »kulturwissenschaftliche« Wissen in den 1990er Jahren grundlegend charakterisieren: Indem sie den Kulturbegriff zu einer multidimensionalen »Relationierungsformel« ausgestalten, verbinden sie die inhaltliche Erkenntnisproduktion, die fachliche Profilbildung und Positionierung sowie die normative Modellierung der Gesellschaft als »differenzierte Integration« in dem einen »kulturwissenschaftlichen Wissen«. Die drei

Dimensionen funktionieren dabei nicht als drei in sich geschlossene Einzelteile, sondern sie konturieren und konstituieren sich gegenseitig. Volkskundliche Wissensarbeit, Identitätspolitik und gesellschaftliche Orientierung – im Sinne der Aufklärung – werden anhand der komplexen diskursiven Praxis zu einem einzigen Komplex »kulturwissenschaftlichen Wissens« verschmolzen.

Wie diese diskursive Verschmelzung konkret funktioniert und was unter dem Begriff der »Relationierungsformel« genau zu verstehen ist, soll im Folgenden expliziert werden.

Wissensarbeit: Formierung der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Episteme

Was bereits bei der irritierenden Skizze von Wolfgang Kaschubas Vorlesungsabstract in der Einleitung der Arbeit angedeutet wurde, wiederholt sich im Nachvollzug der diskursiven Praxis bei seinen FachkollegInnen: Nicht die auf den ersten Blick offenkundige »Kultur« definiert den *Gegenstand* volkskundlicher Konstruktion, sondern die »*Gesellschaft*«. »Kultur« funktioniert als *Instrument* des volkskundlichen Arbeitens: Der Kulturbegriff öffnet den ForscherInnenblick für ein »Kaleidoskop von Fragestellungen« (Henkel 1997: 226), das alle möglichen Ebenen und Bereiche aufnimmt, die den Menschen und sein Verhältnis zu sich selbst, zu anderen Menschen, zu Gesellschaft und Staat sowie zur – natürlichen oder gebauten – Umwelt beeinflussen. Anhand des Kulturbegriffs können die VolkskundlerInnen die Frage nach der gegenseitigen Bedingtheit, Abhängigkeit und Veränderung der unterschiedlichen Ebenen, die das soziale Leben der Menschen bestimmen, mit der Frage nach der Qualität und Charakteristik dieser Vernetzungen verbinden. Dieser Zugang verknüpft die Beschreibung und Analyse des Lebens mit der Reflexion und Kritik gegebener Lebenswelten und eröffnet so die Möglichkeit, gleichzeitig inhaltliche Information, interpretative Erklärung und subjektorientiertes Verständnis zu generieren und zu vermitteln.

»Kultur« dient den VolkskundlerInnen konsequent zur Herstellung von Sichtbarkeit der unterschiedlichsten Inverhältnissetzungen der Menschen in ihren historischen und sozialen Zusammenhängen. Die Sichtbarkeit der Vernetzungen bildet die Basis für das Deuten und Verstehen der menschlichen Lebenspraxis. Anhand des Kulturbegriffes verknüpfen die VolkskundlerInnen die soziale Organisation und Funktionalisierung von Geschlechtsunterschieden mit dem historischen Wandel, das Gefühl von Schutz und Beschränkung, Geborgenheit und Gewalt mit der Insti-

tution von Familie, die ökonomische und industrielle Infrastruktur mit der Ausprägung von Bedürfnissen, Berufspraxen und Handlungsspielräumen. »Kultur« setzt Mensch, Praxis und Materialität in analytischer Virtuosität immer wieder neu und anders ins Verhältnis, um der ebenso komplex wie nicht-linear gestalteten Wirklichkeit als Lebenswelt der Menschen auf die – wissenschaftlich theoretisierbare – Spur zu kommen. Kurz: »Kultur« ist nicht das Objekt, sondern der Schlüssel volkskundlichen Forschens.

Die Spezifik dieses Schlüssels liegt darin, dass er als »Relationierungsformel«¹ konzipiert ist: In der Gestalt einer »Formel« besteht »Kultur« aus unterschiedlichen Elementen, die in ihrer abstrahierten Definition miteinander kombiniert werden, um eine theoretische Aussage machen zu können. Die unterschiedlichen Elemente der volkskundlichen »Kulturformel« bestehen aus vier basalen Bereichen, die das Menschsein im wesentlichen prägen: Erstens ist dies der Mensch selbst. Zweitens sind es die Menschen als grundsätzlich mehrere und verschiedene, die sich zu Gruppen zusammenschließen (können). Drittens ist dies der Bereich der bereits abstrahierten Gruppenbildung als »Gesellschaft« bzw. als »Staat«. Und viertens ist damit der Bereich der naturgegebenen Physis definiert. Alle diese basalen Dimensionen des Menschseins bestimmen – in volkskundlicher Konzeption – das Leben, den Alltag, die Erfahrung, Wahrnehmung und Praxis des Menschen, indem dieser sich selbst zu diesen unterschiedlichen Feldern in eine Beziehung setzt oder in bestimmter Weise dazu in ein Verhältnis gesetzt wird. Mit dem *Menschen als analytischem Zentrum* systematisiert der Kulturbegriff die vier genannten Dimensionen menschlicher Realität zu einem komplexen Beziehungsfeld, indem er die *Relationierungen formelhaft zusammenfasst*. In dieser Konzeption als Relationierungsformel, ermöglicht es der Kulturbegriff den VolkskundlerInnen, die unterschiedlichen Dimensionen als einzelne – und in ihrer gegenseitigen Vernetzung – in den Blick zu nehmen und die Verhältnisse, die über die Relationierungen artikuliert, festgelegt, verhandelt, reflektiert oder kritisiert werden, analytisch zu bestimmen und in ihrer jeweiligen Qualität zu definieren und zu deuten.

Die drei Achsen des volkskundlichen Diskursraums – »Kultur«, »Wissenschaft« und »Volkskunde« – bestimmen den konkreten thematischen Rahmen, der die zeitgenössische Forschungsagenda konturiert. Funktioniert die Relationierungsformel als Instrument für die analyti-

1 Die analytische Qualifizierung von »Kultur« als Relationierungsformel basiert auf der theoretischen Entwicklung und Exemplifizierung von diskurstragenden Elementen als »Formel«, die Stefanie Duttweiler in ihrer Dissertation am Beispiel des »Glücks« entwickelt und vorgestellt hat (vgl. Duttweiler 2007).

sche und interpretative Realitätsdurchdringung grundsätzlich aller Wirklichkeitsphänomene, strukturieren die drei Achsen das volkskundliche Formationsfeld in einer historisch spezifischen Weise: Sie fungieren als »starke Instrumente«², die sich die Volkskunde für ihre wissenschaftliche wie gesellschaftliche Herausforderung, als legitime, autorisierte Institution des Wissens (weiter) zu bestehen, an die Hand gibt und als schützenden Rahmen ihres Denkens aufzieht. Die Achsen ermöglichen und organisieren (in doppelter Funktion der Struktur und Strukturierung) die disziplinäre Herstellung von gleichzeitig analytisch strukturiertem, reflexiv ausgerichtetem und kritisch intendiertem Wissen.

Als weiteres zentrales Charakteristikum der drei volkskundlichen Diskursachsen zeigt sich deren gegenseitige Verknüpfung, die über die kulturdefinierte Relationierungsformel hergestellt wird: Die volkskundliche Wirklichkeitsrepräsentation gesellschaftlicher Zustände leistet im wesentlichen die relationierende »Kulturanalyse«, anhand der inhaltlich systematisiertes Wissen hergestellt wird und aufgrund dessen das Ordnen bzw. eine Ordnung von Gesellschaft erst denkbar und möglich wird. Noch einmal anders formuliert läßt sich das disziplinär konstruierte Dreieck aus »Kultur«, »Wissenschaft« und »Volkskunde« auch als in sich geschlossener Zirkel skizzieren: Der relationierende Kulturbegriff legitimiert in seiner theoretischen wie methodischen Potenz die Volkskunde als »Kultur-Wissenschaft« als gerechtfertigte – realitätsadäquate – Instanz der Wissensgenerierung; die »Kulturwissenschaft« dient der Volkskunde als institutionell autoritäres wie legitimes Fundament ihrer Forschung; und die volkskundliche Forschung garantiert vice versa der Gesellschaft qua »kulturwissenschaftliche« Expertise deren orientierende Selbstdeutung aufgrund des »kulturwissenschaftlich« ermöglichten Verstehens der komplex gestalteten gesellschaftlichen Realität.

Konsequent und systematisch durchdekliniert bedeutet das erstens, dass der Kulturbegriff die volkskundliche Kompetenz manifestiert, anhand derer sich das Fach positioniert, um der Gesellschaft als potente Wissensinstanz, die sinnvollste Ordnung vorstellbar zu machen und zukunfts-fähig zu stabilisieren. Das heißt zweitens, dass der Kulturbegriff – in volkskundlicher Konstruktion als Relationierungsformel – die analytische Kraft beinhaltet, die komplexe Realität abzubilden, kritisch zu reflektieren und zu deuten. Und das heißt drittens, dass Wissenschaft ohne volkskundlich repräsentierten Kulturbegriff nicht gedacht und sinnvoll eingesetzt werden kann. Von der entgegengesetzten Position her be-

2 Diese Charakterisierung entstand in analoger Übertragung der Formulierung von »starken« Differenzen« als Achsen des Hygienediskurses durch Philipp Sarasin (vgl. Sarasin 2001).

trachtet – sozusagen *ex negativo* – werden die Konsequenzen sichtbar, die sich im Falle einer Diskreditierung oder gar institutionellen Auflösung der Volkskunde ergeben würden: Ohne Kulturbegriff gelingt – in diesem diskursiven Sinn – keine Wissenschaftslegitimation. Ohne legitimen Status als autorisierte gesellschaftliche Institution kann die Volkskunde keine gesellschaftliche Position behaupten, wodurch sich die Komplexität der Wirklichkeit nicht »kulturwissenschaftlich« repräsentieren – das heißt vielschichtig beschreiben, erklären und verstehen – läßt, was wiederum die Konsequenz nach sich zieht, dass die Gesellschaft dann keine Instanz besitzt, die ihr einen autorisierten Entwurf der eigenen sozialen Ordnung – in einer Zeit der »Krise« und »komplexen« Vernetztheit – vorstellen bzw. zukunftsfähig etablieren kann. Mit dieser in sich geschlossenen, reziprok funktionierenden Konstruktion der drei Achsen ist dem Fach der Boden bereitet, nach innen wie nach außen legitim und autoritativ die eigene Stimme zu erheben, um mit seinen Deutungen über die gesellschaftliche Realität verändernd – im Hinblick auf eine »differenziert integrierte Gesellschaft« – am Prozess der Gesellschaft mitzuwirken.

Die dreifache Achsen-Konstruktion des volkskundlichen Diskursraums zeigt sich auch in der argumentativen Konzeption der volkskundlichen Beiträge, die im Verlauf ihrer reflexiven Darstellung die einzelnen – achsendefinierten – Stränge argumentativ zu einem komplexen Ganzen zusammenführen, wodurch dessen einzelne Achsen nur mehr schwer als solche erkennbar sind. Dies wiederum stützt einerseits das volkskundliche Credo der realen Komplexität und stabilisiert andererseits die drei Achsen volkskundlichen Denkens, indem jede nur im verbindenden Blick zu den zwei anderen ihren Sinn erhält bzw. das Einzelne erst aus dem einheitlichen Ganzen verständlich wird. Die geschlossene Achsenkonstruktion ermöglicht konsequenterweise die doppelte Stabilisierung und Stabilität der Disziplin: Die in gegenseitiger Konstitution aufeinander bezogene Konstruktion der Achsen verleiht dem Denkraum eine Konsistenz, indem sie ihn lückenlos umschließt. Die darin sichtbare und demonstrierte Existenz einer solchen epistemischen Ordnung legitimiert und autorisiert gleichermaßen die in diesem benannten und strukturierten Raum hervorgebrachten Denkleistungen: Rahmung und darin hergestelltes Wissen bilden so eine Dynamik, die sich gegenseitig ermöglichen.

Zusammenfassend formuliert, fungiert und funktioniert der volkskundliche Kulturbegriff in der Gestalt der Relationierungsformel im Sinne eines Perspektivenbündels, das die fachlichen Fragestellungen »kaleidoskopartig« öffnet, das konkrete Forschungsvorgehen und die Quellenwahl bestimmt, die Verbindungen systematisiert und die viel-

schichtige und mehrdeutige Relationalität des Kaleidoskops interpretierend nachvollzieht. Als »Formel« bringt der Begriff sowohl das Forschungsspektrum als auch das damit in den Blick genommene Wirklichkeitsfeld – trotz bzw. gerade in seiner Heterogenität – in eine profilierte Form. So unterschiedliche und in sich selbst komplex angelegte Bereiche der Realität wie die des Menschen in seinem Selbstbezug und Selbstverständnis, diejenige der menschlichen Lebensgestaltung, ihrer Symbolisierungen, der unterschiedlichen Gruppenbildungen und Hierarchisierungen im Zusammenleben, der reziproken Beziehung von Bedingung und Bedingtheiten zwischen Struktur und Praxis, der zeitlichen Dynamik – in widersprüchlichen Formen von Kontinuität und Transformation –, des Werdens und Gemachtwerdens von Natur und Materialität erreichen durch ihre Zusammenfassung in einen einzigen Begriff die Vorstellungskraft als ein komplexes, miteinander verbundenes, voneinander abhängiges und sich gegenseitig prägendes Ganzes. »Kultur« als grundsätzlich weit gefasste Relationierungsformel bringt diese ganze Dimension in das Blickfeld der Forschung und macht sie sowohl analytisch wie interpretativ handhabbar: Alles im begrifflichen Einen von »Kultur« eröffnet und erschließt so das Eine der Wirklichkeit in deren Umfassendheit einer komplex gestalteten Realität.

»Kultur« als Relationierungsformel eröffnet konsequent ein Perspektivenspektrum, mithilfe dessen die ineinandergeschachtelten Beziehungsfelder, -ebenen und -aspekte entfaltet werden können und hält sie als eine Formel dennoch immer zusammen. Das heißt, als »Relationierungsformel« ermöglicht »Kultur« die Analyse *komplex* gestalteter Gesellschaft und das heißt vice versa, die volkswissenschaftliche Gegenstandskonstruktion definiert sich als »kulturwissenschaftliche« Rekonstruktion einer »komplexen Gesellschaft«. Den analytischen Fixpunkt für die Entfaltung und Entschlüsselung der Relationierungen bildet im volkswissenschaftlichen Reden und Forschen der Mensch. Zu leitenden Kategorien, von denen jegliches Forschungsprojekt ausgeht, und auf die sie sich in jeglicher Interpretation wieder rückbezieht, bilden die Begriffe des »Subjekts«, der »Subjektivität« und »Subjektivierungen«, der »persönlichen Aneignungen«, »Vorstellungen«, »Meinungen«, »Bedürfnisse«, »Handlungen« und »Bewertungen« das kategorielle Instrumentarium für »kulturwissenschaftliche« Analyse. Entscheidend für die »kulturwissenschaftliche« Funktionalität dieser Begriffe ist deren Anleitung durch die Relationierungsformel. Keiner der Begriffe wird theoretisch und reflexiv vordefiniert, sondern sie entfalten ihre analytische Kraft und inhaltliche Spezifizierung erst und nur im konkreten relationierenden Forschungsnachvollzug der Wirklichkeit. Die definitorische Kombinatorik des volkswissenschaftlichen Vorgehens anhand der Relationierungsformel formiert

und formuliert sein disziplinäres Profil konsequent als »multisited ethnography« (vgl. Welz 1998).

Mit dieser Konzipierung ihres Kulturbegriffs und seiner Positionierung als Schlüsselement ihrer fachlichen Wissensproduktion entsprechen die VolkskundlerInnen einer Anforderung an die zeitgenössische Geistes- und Sozialwissenschaften, die Michael Maset in seinem Beitrag zu »Kultur« in der Geschichtswissenschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts prägnant zusammenfasst:

»Das problematische Verhältnis von Individuum und Gesellschaft begleitet Soziologie, Ethnologie und Geschichtswissenschaft schon lange. Während ältere Lösungsversuche sich entweder auf die »Umstände« oder das »Machen« im berühmten Diktum von Marx konzentrierten und dementsprechend den Vorrang von Strukturtheorie oder Handlungstheorie zu begründen versuchten, betonen neuere Arbeiten die Notwendigkeit einer Vermittlung beider Aspekte. Diese Erkenntnis, deren Relevanz beim gegenwärtigen Stand der Diskussion unmittelbar einleuchtet, verspricht einen *analytischen Komplexitätsgewinn*, setzt aber auch einen *gesteigerten Operationalisierungsaufwand* voraus.« (Maset 2002b: 159; Hervorhebungen se)

Ebendiesen Komplexitätsgewinn ermöglicht die relationierend definierte »Kulturformel« der zeitgenössischen Volkskunde.³

Das Angebot der Volkskunde: Gesellschaftliches Krisenmanagement durch »kulturwissenschaftliche« Orientierung

Der Kulturbegriff erhält in seiner volkskundlichen Konzeption und Positionierung als Relationierungsformel eine Potenz, die dem gerecht werden will, was Niklas Luhmann in seiner Explikation der »Wissenschaft der Gesellschaft« als Leistung von wissenschaftlichen Theorien definiert: Bei wissenschaftlicher Theoretisierung, »handelt [es] sich nicht um validiertes Weltwissen, sondern um eine Re-Systematisierung, die eigenen Aufbauprinzipien folgt« (Luhmann 1997: 152f). Diese Resystematisierung qualifiziert sich darin, dass sie »die Reduktion von Komplexität zum Neugewinn von Komplexität ausnutzt und die Isolierung

3 Ob diese Komplexitätsrepräsentation – im Hinblick auf ein bestimmtes theoretisches Niveau – in den konkreten »volkskundlichen« Forschungen auch wirklich gelingt, ist damit nicht gesagt. Oft werden die potentiell möglichen Erkenntnisse anhand des Quellenmaterials nur skizziert und wenig systematisch ausgewertet.

der wissensfähigen Sachverhalte re-systematisiert« (ebd.). In diesem Sinn produziert die Volkskunde als Wissenschaft keine Reduktion von Komplexität, sondern entwirft anhand ihres Kulturbegriffs eine Form der Erfassung und Vermittlung (im doppelten Sinne von Übersetzung und Übergabe) von Komplexität, die das erforschte, historische, menschliche, soziale und geschlechtliche Andere in einer neuen Sprache für Viele zugänglich und verstehbar macht. Die starke Betonung der Empirie als Fundament und Horizont des volkskundlichen Arbeitens findet darin gleichzeitig ihre Potenz, Legitimität und Autorität. »Theorie« gewinnt ihren Sinn durch eine spezifische Form und Funktion: Ziel der Theoretisierung ist die wissenschaftlich gefasste *Umformulierung der realen Komplexität* in Form einer *gesellschaftlichen Ordnung*.

Unter dem »heimlichen« Fokus, der den zeitgenössischen Diskurs der Volkskunde ausrichtet, ergibt sich folgende Spezifik: Analyse und Deutung der gesellschaftlichen Wirklichkeit orientieren sich am Ziel einer möglichen gesellschaftlichen Veränderung im Sinne einer Verbesserung. Der Mensch steht im »kulturwissenschaftlichen« Zentrum, von dem aus und auf den hin die Volkskunde in ihrer spätmodernen Formierung denkt. Ein besserer gesellschaftlicher Zustand bemisst sich an der Situation seiner einzelnen, verschiedenen und in Gruppen zusammengeschlossenen Gesellschaftsmitglieder. Von diesem – fokussierten – Ende volkskundlichen Denkens wieder auf den Anfang bzw. den Ausgangspunkt für jede fachliche Forschung hin gedacht, richtet sich die volkskundliche Analyse und Blickrichtung exakt auf dieses Feld, in dem sich die Menschen in ihrem ganzen Lebensvollzug bewegen, Beziehungen aufbauen, in Verhältnisse treten und sich an einem gesellschaftlichen Gesamten orientieren (müssen). Sie blickt auf das komplexe Ineinander und Miteinander von unterschiedlichen Personen, Positionen, Materialitäten, Idealen und Ideologien, strukturellen Gegebenheiten, Handlungen, Vorstellungen, Bedürfnissen, Erfahrungen, Zuordnungen, Ausklammerungen, Instrumentalisierungen und Orten, die sie über die relationierenden »Kultur«perspektive wahrnimmt, analytisch auswertet und im Hinblick auf den Menschen interpretiert. In dieser Komplexität bewegt sich die Volkskunde mit ihren Forschungen, und darauf bezieht sich sowohl ihr Erkenntnisinteresse, ihr Instrumentarium, ihre Quellenwahl sowie ihr Erkenntnisziel, anhand dessen sie Anleitungen zur (modifizierenden) Gestaltung des Sozialen entwirft.

Die Relationierungsformel »Kultur« bietet auch hier das entscheidende Instrumentarium, indem die Komplexität in ihrer Vielschichtigkeit geordnet, verstehbar und darin auch für Kritik und verbessernde Praxis geöffnet werden kann. Das Ziel der besseren Gesellschaft basiert auf einem Konzept, das gleichzeitig Appellfunktion übernimmt, das auf

die Selbstverantwortung der verschiedenen und einzelnen Gesellschaftsmitglieder für ihre Gesellschaft baut. Arbeit an sich selbst heißt hier konsequent, die eigenen – also alle möglichen, subjektiven, individuellen wie gruppenspezifischen – Selbstverständlichkeiten immer wieder selbst zu hinterfragen und sich – auch im eigenen Alltag – immer wieder verunsichern zu lassen (vgl. Kaschuba 1995a: 28). Im gleichen Sinn funktioniert die Thematisierung der inneren Vernetztheit von »Kulturwissenschaft« und Lebensalltag, die vor allem die programmatischen Beiträge der Volkskunde bestimmend prägt. Die Verbindungen, Parallelitäten und Gemeinsamkeiten des »kulturwissenschaftlichen« und des »normalen« Alltags, die die VolkskundlerInnen beschreiben, demonstrieren immer wieder die Unhintergebarkeit und die theoretische Unauflösbarkeit der für die späte Moderne charakteristischen Komplexität. Das volkskundliche Konzept der spätmodernen Subjektivität als grundsätzlich »kulturwissenschaftliche« Subjektivität – oder anders formuliert: alle Menschen sind spätestens seit dem Ende des 20. Jahrhunderts im Eigentlichen »KulturwissenschaftlerInnen« (vgl. Köstlin 1996b) – entwirft die praktische Bearbeitungsform für den als problematisch empfundenen und als »krisenhaft« erfahrenen Umgang mit der Komplexität des gesellschaftlichen (Zusammen-)Lebens. Anhand der »kulturwissenschaftlich« vermittelten Kompetenz, die scheinbar undurchdringlichen Verbindungen und Verknüpfungen, aus denen jeder Alltag für jeden Menschen besteht, beschreibbar, reflektierbar und kritisierbar zu machen, erhalten sowohl die Menschen als Individuen als auch die Gesellschaft als Zusammenfassung dieser individuellen Subjekte ein adäquates Instrument, um sich im dichten Geflecht ihrer Lebenswirklichkeit orientieren zu können.

Die »kulturwissenschaftliche« Kritik fokussiert unter der konkreten volkskundlichen Zielvorgabe einer »differenziert integrierten« Gesellschaft diejenigen Aspekte, Bedingungen und Bedingtheiten, die für Menschen in irgendeiner Weise hinderlich wirken. Im Hinblick auf das »größtmögliche Glück einer größtmöglichen Zahl an Menschen« (vgl. Bausinger 1995) konzentriert sich die Volkskunde – unter dem Stichwort der Aufklärung – auf die Zumutungen, Chancen, Beschränkungen, Ambivalenzen, Widerständigkeiten und Widersprüche, die Wahlmöglichkeiten, Optionen und (Un-)Freiwilligkeiten, mit denen die Feld Menschen konfrontiert sind. Bevorzugte Forschungsthemen bilden deshalb im Verlauf der 1990er Jahre die »Mobilität«, »Inklusion und Exklusion«, »Ethnisierung und Ethnizität«, »Differenz« in jeder Couleur und nationale, geschlechtsspezifische »Konstruktionen«. Sehr oft verlagert sich das lokale Untersuchungsfeld dementsprechend nach Osteuropa oder in die nähräumlichen »Brennpunkte« sozialen Lebens.

Indem der volkscundliche Denkraum als diskursive Formation in direkter Abhängigkeit und Anschlussfähigkeit zur zeitgenössischen sozialen Wirklichkeit steht, bildet die fachliche Themensetzung die gesellschaftlichen Aktualitäten ab und nach. Was Ulrich Beck, Wolfgang Bonß und Christoph Lau in ihrem Gesellschaftsmodell der späten – in ihrer Diktion der »Zweiten« – Moderne als Charakteristika diagnostizieren, kann gleichzeitig als Themenliste der gleichzeitigen volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungen gelesen werden:

»Die Gleichsetzung von Gesellschaft mit Nationalstaat, also das Container-Modell der nationalstaatlich organisierten Gesellschaften, eingespielte neokorporatistische Verhandlungssysteme, geregelte industrielle Beziehungen, die Betriebsförmigkeit von Arbeit und Produktion, das Ideal der normalen Vollbeschäftigungsgesellschaft, Normalarbeitsverhältnisse mit standardisierten Erwerbsbiographien, zuverlässig funktionierende Sozialsysteme, in Klassenkulturen wurzelnde Massenparteien, Kleinfamilien mit herkömmlicher Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen oder auch klare Grenzen zwischen Wissen und Nicht-Wissen, klare Grenzen zwischen Wir und den Anderen – alles dies sind Hintergrundannahmen und Basisprinzipien des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die heute im Zuge reflexiver Modernisierung in Fluss geraten sind.« (Beck/Bonß/Lau 2001: 11f)

Diese Themenwahlen sichern der Volkskunde die Erkennbarkeit ihrer fortbestehenden Relevanz sowie ihre inhaltliche Akzeptabilität. Die Wahlen allein machen die Themensetzungen auf der Forschungsagenda aber noch nicht zu volkscundlichen Thematisierungen. Dazu werden sie erst durch die komplexe, oben beschriebene diskursive Strukturierung und Profilierung, die sich in der paradoxen Dynamik aus Differenzierung und Entdifferenzierung gegenüber den MitkonkurrentInnen auf dem gesellschaftlichen Feld zeitgenössischer Selbstvergewisserung entfaltet.

»Kultur« als Relationierungsformel bietet den VolkskundlerInnen dabei nicht nur das wissenschaftliche Instrumentarium, sondern bündelt auch die unterschiedlichen Lösungsvorschläge, die sie anhand ihrer konkreten Forschungen entwerfen: Die FachwissenschaftlerInnen vertreten ein Gesellschaftskonzept, das auf erhöhter Abstraktion und Differenzierung basiert, und zwar bezogen auf alle möglichen Ebenen sozialer Struktur. Seien dies theoretische Klärungen sozialer Dynamik, strukturelle Vorschläge für nationale und internationale Institutionen der Konfliktregulierung oder praktisch-pragmatische Eingriffe in konkreten Berufsfeldern des Museums oder der Vertretung bestimmter sozialer Gruppen. Solche Differenzierung und Abstraktion ist anhand der formelgeleiteten Blickrichtungen erreichbar: Indem »Kultur« den Menschen in sei-

ner perspektivischen Mitte hält und von dort nach seinen kontextuellen Inverhältnissetzungen fragt, werden »Mischungen«, »Übergänge«, »Zwischenräume« und »Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen« sichtbar, die in ihrer Transparenz gleichzeitig die Kompetenzsteigerung im Umgang mit diesen Relationierungen bzw. Spannungen beinhaltet. Letztlich dient dem – implizit immer vorgestellten Ziel der »differenzierten Integration« – die volkscundliche Betonung von neuen Synthesen des bisherigen Wissens, Könnens und Handelns. Das heißt: »Kultur« als *Relationierungsbegriff* macht die Gesellschaft als »differenzierte Integration« denkbar, weil »Kultur« als *Relationierungsformel* die vieldeutige, immer konkretisierte Komplexität ordnet, erkennbar und neu organisierbar macht. Das begriffliche Differenzierungs- und Deutungsangebot, das die Volkskunde ihren LeserInnen – und als wissenschaftliche Institution ganz allgemein der Gesellschaft – präsentiert, liegt in der Form und Qualität von »Kultur« als Relationierungsformel: Die diversen und analytisch differenzierten Inverhältnissetzungen des Individuums in und mit seiner schwer durchschaubaren komplexen Umgebung bietet diesem sowohl eine erkennbare Ordnung des Ganzen als auch der eigenen Situation und Situiertheit an. Anhand der »begrifflichen Bändigung« (Duttweiler 2005: 69) qua »Kultur« bringt die Volkskunde sowohl die Orientierung benötigenden Individuen wie auch das ganze Kollektiv dem Ziel einer stabilisierten Gesellschaft aus differenzierter Integration näher. Stabilisiert wird so nicht nur die Existenz der Volkskunde aufgrund ihrer diagnostischen und orientierenden Sozialkompetenz sondern auch die Existenz der Gesellschaft.

Der volkscundliche Kulturbegriff wird damit nicht zum *theoretisch normativen Konzept*, sondern er entwirft, formiert und portiert als analytisch-beschreibender, kritisch-reflexiver Begriff die *normativ positionierte Gegenstandskonstruktion* und die darin enthaltene *Ordnung* der Gesellschaft. »Kulturwissenschaft« konturiert sich deshalb als theoretisierende Gesellschaftsanalyse, selbstreflexive Gesellschaftskritik und moralisch-normative Gesellschaftspraxis (vgl. Kaschuba 1995). Diese fachliche Profilierung reagiert auf die Charakteristik der spätmodernen Konkurrenz des Wissens: Die Selbstdeutungskompetenz der Gesellschaft basiert am Ende des 20. Jahrhunderts weniger auf konkretem Wissen selbst, als viel wesentlicher und entscheidender auf der Kenntnis und – in Form institutionalisierter Wissensinstanzen – auf der Handhabbarkeit von prozedural, flexibel und komplexitätsadäquat konzipierten Instrumenten, die darauf ausgerichtet sind, gesellschaftliche Prozesse und Probleme sichtbar zu machen, um so als *Orientierungshilfe* zu dienen.

Identitätspolitik: Stabilisierung der »kulturwissenschaftlichen Volkskunde« als universitäre Disziplin und gesellschaftliche Wissensinstitution

Mit der konzeptuellen Zurichtung des Kulturbegriffs als Relationierungsformel präsentiert sich die Volkskunde als »kulturwissenschaftliche« Expertin für die – als Individuen wie im Kollektiv angesprochene – Gesellschaft und positioniert sich als Leitdisziplin – im Sinne der *prima inter pares* – gesellschaftlicher Selbstverständigung. Plausibilität erhält die Volkskunde in ihrem gesellschaftsmodifizierenden Stabilisierungsprojekt anhand des hohen Wiedererkennungseffekts ihrer Themenwahlen mit aktuell drängenden Problemlagen. Im diskursiv bewussten wie dezidierten Anschluss an allgemein bekannte, täglich wiederholte, als problematisch diskutierte und erfahrene Situationen schafft die Volkskunde eine Kohärenz aus Angebot und Nachfrage, die den konkreten Vorschlägen Akzeptanz garantieren und die Volkskunde in ihrer Selbstpositionierung stärken.

Die Volkskunde generiert zudem für die Vermittlung und Rezeption ihres »kulturwissenschaftlichen« Wissens eine zentrale Anschlussstelle: Indem der analytische Fixpunkt aller kulturgeleiteten Nachvollzüge von unterschiedlichsten Beziehungsnetzen der Mensch an sich darstellt, entsteht eine hohe Anschlussfähigkeit für das Publikum, das sich selbst an die Stelle des analytischen Zentrums setzen kann und seine eigenen Erfahrungen mit den konkret empirischen Erfahrungen in den Forschungsdarstellungen abgleichen kann; dieses Anschlusspotential bietet eine der Grundlagen für die potentiell erfolgreiche Etablierung des volkskundlichen Gesellschaftskonzepts, das über den rezipierenden Erfahrungsabgleich der LeserInnen gleichzeitig eine Ordnung und Praxisanleitung für gesellschaftliche Integration bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung eigener (und anderer) Unterschiede zulässt. »Kultur« in seiner relationierenden Qualität übernimmt in diesem doppelten Angebots- und Rezeptionskomplex sowohl die Rolle des theoretisch-wissenschaftlichen Instruments sowie dasjenige realer sozialer Praxis: So wie sich die Menschen immer wieder, tagtäglich zueinander in ein Verhältnis setzen (müssen), so ermöglicht »Kultur« als analytische Relationierungsformel die Transparenz dieser permanent dynamischen Komplexität. Und: Die Profilierung von Gesellschaft als Netz von Relationen profiliert gleichzeitig die volkskundliche Disziplin als Einsichten vermittelnde Instanz.

Wissen über die Gesellschaft und die eigene Wirklichkeit muss auf dem Boden dieser (Kultur-)Wissenschaftskonzeption immer wieder neu hergestellt und übermittelt werden, da es sich mit der Veränderung der

Gesellschaft ständig überholt. Die Rede über die Gesellschaft im »Wandel« manifestiert in diesem Sinn gleichzeitig den diskursiven Effekt *und* das Instrument der »Kulturwissenschaft« als orientierende Instanz. »Kultur« als »Relationierungsformel« funktioniert als inhaltlich produktives, die Gesellschaft orientierendes und disziplinär identitätsprofilierendes Instrument, indem die Formel die inhaltliche und identitätspolitische Ebene diskursiv auf der Ebene der einen fachlichen Episteme miteinander verschmilzt. Die Produktivität dieser Verschmelzung liegt in der gleichzeitigen Verschleierung der diskursiv doppelten Konstruktion aus inhalts- und identitätsorientiertem Fundament sowie der latent weiter wirkenden Dynamisierung von Wirklichkeitsanalyse und fachlichem Konkurrenzmanagement. Als Dreh- und Angelpunkt in diesem diskursiv hergestellten und ausbalancierenden Geflecht erweist sich der Kulturbegriff: »Kultur« konstituiert die Volkskunde – epistemisch und institutionell – als spezifisches, wissenschaftliches Fach sowie gleichzeitig das Fach die Definitionsmacht über den Kulturbegriff für sich in Anspruch nimmt. »Kultur« wird so zum Kitt der innerdisziplinären, interdisziplinären und inter-institutionellen disziplinären Verbindung – zum Zweck der internen Konsistenz, überfachlichen Kooperation und überwissenschaftlichen Rezeption sowie Akzeptanz.

In Bilder gefasst kann die Volkskunde als eine Institution beschrieben werden, die sich anhand einer subtilen *Guerillataktik* als »geheime« *Schlüsseldisziplin* im wissenschaftlichen Untergrund bewegt. Aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, schreibt sich die Volkskunde die Rolle des *Libero* zu, der als »kulturwissenschaftlicher« *primus inter pares*, das interdisziplinäre, geistes- und sozialwissenschaftliche Team anleitet und zu möglichst guten Resultaten anspornt. Noch einmal in neuer Positionierung, begibt sich das Fach auf den Platz der *Parteilosen*, die als *überspezifische Deutungsinstanz* möglichst interessenungebunden das Geschäft der gesellschaftlichen Ordnung und Organisation wesentlich mitgestaltet. Und letztlich lassen sich die FachvertreterInnen in der Funktion von moderierenden *SupervisorInnen* beschreiben, die als *gesellschaftliche ExpertInnen* für »differenzierte Integration« werben (und sorgen). Dass den VolkskundlerInnen im (harten) Spiel des Bäumchenwechsel'-Dich dieses anspruchsvolle Rollenspiel gelingt, liegt neben der offensiv-defensiven – oder verzweifelt selbstbewussten – Inkorporationsstrategie, die sie mit der »Kultur-Disziplinierung« praktizieren, in der ausgleichend stabilisierenden Identitätsdiffusion, die sich in Form der Namensvielfalt – als »Fach auf der Suche« (vgl. Kaschuba 1995a: 27) – im Sinne einer defensiven Sozialisation konstant und konstitutiv in die zukünftige Fachtradition einschreibt. Ob sie sich mit dieser Art der Existenz- und Identitätssicherung nicht eigentlich – zumindest auf Dauer

– überfordern, bleibt als kritische Frage oder als Memento Mori hier anzumerken.

Resumée: Diskursive Verschmelzung von volkskundlicher Wissensarbeit, Identitätspolitik und gesellschaftlicher Orientierung

Pointiert zusammengefasst erreichen die VolkskundlerInnen die Reifizierung ihres disziplinären Denkraums durch die diversifizierte Varietät der Begriffsbedeutungen von »Kultur«, die in einer quantitativen Ausweitung auf die zwei qualitativ unterschiedlichen Dimensionen der wissenschaftlichen Realitäts(re)präsentation und disziplinären Identitäts(re)produktion besteht. »Kultur« übernimmt die doppelte Rolle als inhaltlich wie institutionell funktionierende Relationierungsformel, die auf der strukturellen Diskursebene die Qualität eines disziplinären »Kampfbegriffs« gewinnt.

Für die VolkskundlerInnen ist aufgrund dieser komplexen, diskursiven Verbindung aller Strukturebenen – der Verknüpfung von fachlicher Tradition, wissenschaftlicher Autorität und Potenz sowie der gesellschaftlichen Relevanz bzw. der disziplinären Selbstverwandlung, Feldsicherung und Allianzensicherung – so selbstverständlich, dass »Kultur« ein genuin fachlicher Begriff der Volkskunde darstellt. Diese disziplinäre Selbstverständlichkeit von »Kultur« manifestiert sich sehr evident im publizierenden Umgang der Studierenden mit dem Kulturbegriff – im Sinne erfolgreicher Fachsozialisation –, die weitgehend ohne programmatischen und reflexiven Vorspann – zum Teil sogar ohne den Kulturbegriff selbst, allein unter der Prämisse und Perspektive »kulturwissenschaftlichen« Forschens – die volkskundliche Diskurspraxis und -struktur in ihre eigenen Arbeiten einschreiben (vgl. Stellwag 1991; Dorn 1991; Letsch 1994). Die Evidenz volkskundlichen Denkens entsteht konsequent aus der Konsistenz des diskursiv etablierten Denkraums, der den Effekt der kontextbedingten Konstruktionsweise darstellt.

In der diskursiven Verschmelzung von inhaltlicher und institutioneller Ebene im volkskundlichen Sprechen verbinden die FachvertreterInnen die thematische und identitäre Arbeit zu der *einen* disziplinären Episteme, die gleichzeitig das volkskundliche Ringen um soziale Deutungsmacht über die gesellschaftliche Ordnung spiegelt, impliziert und sichert (ohne sie endgültig zu garantieren). Den Kern der fachlichen Wissensarbeit, der Identitätspolitik und der gesellschaftlichen Orientierung, die die Volkskunde konstant leisten will und muss, bestimmen in diesem Sinn die volkskundlich hergestellten »Kultur«-Konstruktionen:

Indem die FachvertreterInnen den Kulturbegriff als Relationierungsformel zum potenten wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Deutungsinstrument formieren, erreichen sie die besondere Qualifizierung, Profilierung und Positionierung der Volkskunde als (Orientierungs-)Wissensschaffende Institution.

Die volkskundliche Diskurspraxis und -konstitution erreicht so eine gegenseitige und damit untrennbare »innere« Verknüpfung von Gegenstandskonstruktion und Identitätsarbeit, die das Fach in seiner konkreten Profilierung ohne spezifisch fachliche Episteme undenkbar macht, wie die Episteme ohne disziplinär identifizierbare institutionelle Basis unmöglich wäre. Fachwissenschaftliche Identität und epistemische Fachwissenschaft können konsequent nur analytisch getrennt werden; real bedingen sie sich gegenseitig in ihrer grundsätzlichen Existenz. Die »Kultur«-Konstruktionen der volkskundlichen Diskurspraxis schließen konsequent die anhand der Relationierungsformel von »Kultur« hergestellte *Konstruktion der Gesellschaft* als differenzierte Integration und die *Konstruktion von »Volkskunde«* als eigenständige, interdisziplinäre Disziplin in dem einen Begriff zusammen: So fundamental sich in einer konkurrierend organisierten Wissenschaft die Konkurrenz in die Konstitution des Wissens einschreibt, so fundamental konstituieren sich »Kultur« und »Volkskunde« gegenseitig über die Herstellung von »kulturwissenschaftlichem« Wissen.

5. KAPITEL: Die Volkskunde als Fall-Beispiel: Konkurrenz der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung in der späten Moderne

Auf die grundlegende Frage, die dieser Arbeit als Irritation voranstand, warum die VolkskundlerInnen im Verlauf der 1990er Jahre immer wieder und an prominenten Stellen explizit über »Kultur« reden, läßt sich jetzt eine zusammenhängende und zusammenfassende Antwort formulieren. Die Antwort ergibt sich aus den Ergebnissen, die im Verlauf der Untersuchung auf die Frage nach dem Status volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens am Ende des 20. Jahrhunderts generiert wurden.

In pointierter Kürze formuliert sich das Resultat als dreidimensionale Qualifizierung der Volkskunde, die einerseits als »Fall« die Spezifik des gesellschaftlichen und historischen Kontextes für wissenschaftliches Wissen am Ende des 20. Jahrhunderts widerspiegelt: Die Herstellung von wissenschaftlichem Wissen funktioniert in diesem Zusammenhang als gesellschaftlicher Entwurf einer gemeinsamen Ordnung, die in einem Feld institutioneller Konkurrenzen ausgehandelt wird. Diese Konkurrenz schreibt sich als dynamisierende Kraft in das disziplinär organisierte Wissen ein und bildet das Fundament jeder fachlichen identitären Selbstreproduktion sowie Position.

Andererseits bestimmt sich die Volkskunde auch als »Beispiel« für die je spezifische, anderen wissenschaftlichen Disziplinen gegenüber differente Produktion von (wissenschaftlichem) Wissen sowie für die je spezifische Profilierung und Positionierung als akademische Institution innerhalb des Konkurrenzfelds. Die Volkskunde wird so konsequent zum »Fallbeispiel«, das sowohl das Allgemeine des spätmodernen westlichen Wissensstatus und ihrer Institutionen als auch die Spezifik unterschiedlich qualifizierten disziplinären Wissens in sich vereinigt (vgl. Weingart 2003: 135).

Im Hinblick auf die konkrete Situation – also bezogen auf die Volkskunde, auf den geographischen Kontext des deutschsprachigen Europa und auf die 1990er Jahre – heißt dies: Die Konkurrenz um die gesellschaftliche Selbstinterpretation und -ordnung, die am Ende des 20. Jahrhunderts im westlichen Europa mit großem Aufwand verhandelt wird, stellt für die universitäre Disziplin der Volkskunde eine provokante Herausforderung dar, auf die sie in dreifacher Weise reagiert: Die Volkskunde begegnet erstens dem Evidenzverlust von »Kultur« als Modell und Interpretationsvorgabe für die gesellschaftliche Selbstbeschreibung und entwirft zur Lösung dieser Problematik den Kulturbegriff als spezifisch »kulturwissenschaftliche« Relationierungsformel. Zweitens muss die Volkskunde ihre epistemische und institutionelle Identität sowohl nach außen – in die gesellschaftliche und in die akademische Öffentlichkeit – wie auch nach innen – in die eigene Disziplin – plausibel gestalten und mit individueller fachlicher Substanz füllen. Drittens muss die Qualifikation und Kompetenz der Volkskunde als »Kulturwissenschaft« bezüglich des allgemeinen Projekts gesellschaftlicher Selbstorientierung in Konkurrenz zu anderen Wissensinstanzen erwiesen werden, um die gesellschaftliche Legitimität und Autorität von Wissenschaft zu stabilisieren. Ex positivo formuliert, sieht sich die Volkskunde provoziert, die Verständlichkeit von »Kultur« als potentes Instrument zur Deutung gesellschaftlicher Realität und Ordnung zu explizieren. Ebenso fühlt sie sich herausgefordert, ihre fachlich-spezifische Kompetenz, die sie als »Kultur«-»Wissenschaft« (vgl. Scharfe 1997) definiert, für alle sichtbar, plausibel und akzeptabel zu machen. Und letztlich weiß sie um die Notwendigkeit, ihre eigene Position im Feld der akademischen wie gesellschaftlichen Interpretationsinstanzen eindeutig zu besetzen.

Diese drei Provokationen der Volkskunde, die jene einerseits prototypisch zum Fall für die Konkurrenz in der späten Moderne und unter deren spezifischen Wissensinstitutionen machen, sowie sie die Disziplin zu ihr ganz eigenen Reaktionen auffordern, sollen im Folgenden zusammenfassend profiliert und konkret in den soziohistorischen Kontext der späten westeuropäischen Moderne eingeordnet werden.¹

1 Die folgenden Unterkapitel wurden anhand der konstruktiven – und damit äußerst produktiven – Kommentare von Walter Leimgruber und Sabine Maasen, die sie in ihren Gutachten zum Prüfungsmanuskript im Januar 2007 formuliert haben, überarbeitet und in wesentlichen Teilen neu formuliert.

Die Volkskunde als Fall

»Die Volkskunde ist eine Wissenschaft vom ganz Kleinen, die so gern über das große Ganze reden würde.« (Kämmerlings 1999) So provokativ und irritierend diese qualifizierende Beschreibung der Volkskunde am Anfang der Untersuchung wirkte, so knapp und pointiert fasst sie jetzt – am Ende – die Ergebnisse der Untersuchung bzw. die Antworten auf die leitende Fragestellung zusammen: Die Volkskunde zeigt sich als Fall für die spätmoderne Konkurrenz des Wissens, die im Reden über das kulturwissenschaftlich systematisierte Kleine das große Ganze der gesellschaftlichen Selbstordnung verhandelt. Die Volkskunde steht und bewegt sich so im Feld der (westeuropäisch lokalisierten) spätmodernen Konkurrenz des Wissens, die sich als öffentlich installierte, gesellschaftlich ausgetragene und institutionell prozeduralisierte Konkurrenz um die Organisation und Ordnung der (eigenen) Gesellschaft (kon-)zentriert.

Kämmerlings süffisante Frage – »Wer braucht die bunten Vögel?« – läßt sich dementsprechend nur in paradoxer Formulierung beantworten: Alle und Niemand. Die Charakteristik, in der sich die gesellschaftliche Ordnung und Organisation am Ende des 20. (und auch zu Beginn des 21.) Jahrhunderts entfaltet, definiert sich durch die Konkurrenz; Konkurrenz um die Position im Diskursfeld und Konkurrenz um einen deutungsmächtigen Entwurf der gemeinsamen Gesellschaft. Die Frage, wer kompetent, legitimiert und autorisiert ist, sich zu dem Diskurs tragenden Thema der eigenen gesellschaftlichen Ordnung zu Wort zu melden, ist definitorisch offen gehalten und in Form institutionalisierter Prozeduren – des Herstellens, Veröffentlichens, Vermitteln und Platzierens von wissenschaftlichem Wissen – als unabschließbarer Prozess installiert. Erst im Verhandlungsfeld selbst entscheidet sich, ob eine Institution sich mit ihrem Wissen(sangebot) erfolgreich profilieren und positionieren kann.

Ebenso offen und verhandlungsabhängig ist die Frage, was als »Wissen« gelten kann, denn »[d]ie Konkurrenz um wissenschaftliches Wissen im politischen Prozess hat [...] auch zu einer Politisierung des Nichtwissens in dem Sinn geführt, dass divergierende Behauptungen darüber aufgestellt werden, was überhaupt gewusst werden kann und was gewusst werden muss.« (Weingart 2003: 100) Das Wissen erhält so eine grundlegend politische Qualität, die die inhaltliche Dimension wesentlich prägt und zu deren Autorisierung beiträgt:

»Es ist die lebensweltnahe, an der politischen Selbstbeschreibung orientierte, stets nach Gründen befragbare Erfahrung des Gesellschaftlichen, das sich (zumindest potentiell) vor einem Publikum vorfindet. Insofern sind es dann

empirisch auch allein Gründe und kollektivierbare Selbstbeschreibungen, deren Authentizität es ist, die als »gute« soziologische Daten taugen.« (Nassehi 2006: 379)

Wissen herzustellen geschieht und gelingt im spätmodernen Kontext demgemäß (immer) in inhaltlicher wie struktureller Konkurrenz um gesellschaftliche Deutungsmacht: Wissen Schaffen ist gleichzeitig soziale Verhandlungsmasse wie Verhandlungssache.

Den Motor für sozialen Wandel wie auch für gesellschaftliche Stabilisierung bildet dabei die ständige Vergewisserung der Gesellschaft über sich selbst mit Effekten, die sich materiell und diskursiv niederschlagen. *Erstens* generiert die prozeduralisierte Selbstvergewisserung die *existentielle Etablierung auf Zeit* für diejenigen Institutionen, die den Erfolg der stabilisierenden Selbstthematisierung garantieren, indem sie Techniken entwickeln und zur Verfügung stellen, die die gesellschaftliche Ordnung immer wieder remanifestieren. *Zweitens* entwerfen diese Wissensinstitutionen *spezifische Deutungsmuster*, mithilfe derer sich die Gesellschaft ein Bild ihrer selbst machen kann und dem sie eine normative Leitfunktion zuspricht (vgl. Bollenbeck 1994). *Drittens* produziert die funktionale Differenzierung sowie die Systemkomplexität der Gesellschaft eine *Konkurrenz unter den verschiedenen Instanzen um die Deutungshoheit* über die »richtige« gesellschaftliche Repräsentation sowie die darin enthaltene Ordnung (vgl. Nassehi 2006: 466f).

Konsequent *charakterisiert sich das geistes- und sozialwissenschaftliche Wissen zu dieser Zeit durch die Konstitution der »Gesellschaft« als Gegenstand ihres Wissens*, der sich vice versa in die spezifischen Begriffs- und Themenwahlen sowie in die Profilierung und Positionierung der wissenschaftlichen Disziplinen einschreibt. Armin Nassehi hat dementsprechend diese gegenseitige Konstitution von wissenschaftlichem Wissen und Gesellschaft in der Soziologie der Moderne zum empirisch konkretisierten Thema gemacht:

»Ich möchte zeigen, inwiefern die soziologische Begriffsarchitektur an einer Imago gesellschaftlicher Selbstbeschreibung mitgeschrieben hat und Gesellschaften mit nützlichen Bildern ihrer selbst ausgestattet hat. Man muss den zunächst abstrakten Gedanken, die Soziologie komme in ihrem Gegenstand selbst vor [...], auch tatsächlich als empirisches Datum wenden. Erst dann wird ersichtlich, dass auch die soziologische Selbstbeschreibung der Gesellschaft in einem *gesellschaftlichen* Kontext steht und also auch nur im Hinblick auf selbst erzeugte (Bezugs-)Probleme zu interpretieren ist.« (Nassehi 2006: 17; Hervorhebung i.O.)

Der hier versuchte kulturwissenschaftliche Nachvollzug der Volkskunde entspricht in seiner Prämisse und Intention Nassehs Projekt einer soziologischen Untersuchung der modernen Soziologie. In pointierter Zusammenfassung sollen im Folgenden noch einmal die diversen Ergebnisse der vorhergehenden empirischen Untersuchung unter der Perspektive formuliert werden, wie die Volkskunde – sozusagen in prototypischer Analogie zur Soziologie – an der zeitgenössischen »Imago gesellschaftlicher Selbstbeschreibung« mitgeschrieben hat (und immer noch mitschreibt); wie sich ihr Wissen konsequent als Reaktion auf »selbst erzeugte Bezugsprobleme« gestaltet (hat), und inwiefern dieses Wissen in einem spezifischen »gesellschaftlichen Kontext steht«, der die Disziplin in ihrem Profil sowie in ihrer Position wesentlich bestimmt.

»Kultur« als Instrument gesellschaftlicher Selbstimagination

Cornelia Klinger beschreibt in einer kurzen, die qualitative Entwicklung von »Kultur« und deren Wissenschaften historisch wie gesellschaftlich einordnenden Studie die spezifischen Eigenschaften und Funktionen, die der Kulturbegriff in dieser Zeit übernimmt. Sie beurteilt die jeweils an den Jahrhundertwenden besonders markante Thematisierung von »Kultur« grundsätzlich als »ein spezifisch modernes Phänomen; ein Phänomen, das die Geschichte der Moderne offenbar in mehreren Wellen begleitet hat« (Klinger 2002: 76). Den Begriff selbst klassifiziert Klinger als einen »Beschwörungsbegriff« und »Sehnsuchtsbegriff« (vgl. Klinger 2002: 77), denn vielmehr als dass »Kultur« ein reales Phänomen benennen würde, qualifiziert er das jeweils Bezeichnete mit einem ideellen Gehalt. Beschworen wird das, worauf sich gleichzeitig die »Sehnsucht« richtet: »Kultur« »zielt auf die Identitätsstiftung kollektiver und individueller Subjekte« (ebd.).

Sehnsüchtig in den Blick gerät diese Identität im Verlauf der ganzen Moderne seit ihrem Anfang Ende des 18. Jahrhunderts durch die strukturellen – gesellschaftlich, ökonomisch und produktionstechnisch – und ideellen Veränderungen, die sich in mannigfaltiger Weise manifestieren. Als entscheidendster Punkt der modernen Veränderung gilt der qualitative Wandel der bisherigen gesellschaftlichen Ordnung: Wertvorstellungen, soziale Hierarchien, biographische Entwicklungen und die früheren Normalitäten der Arbeit lösen sich auf, wandeln sich oder werden ganz neu »erfunden« (vgl. Hobsbawm 1984; Bollenbeck 1994). Grundsätzlich gilt, »dass der Prozess der Moderne seit seinem Beginn kontinuierlich (und an bestimmten Kulminationspunkten vielleicht auch auf besonders abrupte Weise) überlieferte, angestammte Identitäten ra-

dikal in Frage stellt. Die moderne Antwort auf die Infragestellung kollektiver und individueller Identität heißt Kultur.« (Klinger 2002: 77) Der Kulturbegriff impliziert damit in seiner modernen Definition die gesellschaftliche Qualität der »Identitätspolitik« (ebd.: 78).

Hartmut Böhme hält fest, wie es überhaupt zu dieser gesellschaftsbezogenen Funktionalisierung des Kulturbegriffs kommen konnte: Erst dessen Transformation zum »Kollektivsingular« am Ende des 17. Jahrhunderts, die ihn zum reflexiven Begriff formiert, ermöglichte den Blick auf das Eigene:

»Kultur bezeichnet nicht mehr nur Gegenstände der Beobachtung, sondern die Formen und Perspektiven, welche eine Gesellschaft zur Beobachtung von Beobachtern (die traditionell »kulturproduzierenden« Eliten) ausgebildet hat. Dieser Prozess ist Teil der die Moderne kennzeichnenden Ausdifferenzierung. Er macht einerseits den Begriff der Kultur zunehmend abstrakt, allgemein und universalistisch, andererseits bezeichnet er das Reflexivwerden substantieller Formen von Gesellschaft.« (Böhme 1997)

Das hat zur Folge, dass die »Verfahren der Kulturerzeugung selbst« (ebd.) in den Fokus der Beobachtung geraten. »Kultur« bedeutet und beinhaltet ab jetzt immer, in historisierender und vergleichender Analyse auf das zu sehen, was »Kultur« selbst hervorbringt, mit einer doppelten Konsequenz:

»Dadurch wird einerseits alles zur Kultur (Verhalten, Autofahren, Religionen, Verfassung, Chemie, Oper, Alltagsriten, Krankheiten...) und Kultur unerträglich entgrenzt; andererseits ist Kultur nicht mehr eine Quidditas, sondern die Metaebene von Beobachtungsverfahren. Nicht umsonst kommt in den Jahrzehnten zwischen Kant und der Romantik die Reflexion der Reflexion auf (ästhetisch: die Ironie). Das begleitet den Aufstieg des »genetivlosen« Kulturbegriffs und seine funktionalistische und komparative Operationalität. Alles geht weiter, das Handeln, Glauben, Ritualisieren, Hochhalten und Wert schätzen, Stilisieren und Inszenieren; doch es geht weiter nur unter den Bedingungen der Selbstreflexion.« (ebd.)

Hartmut Böhme skizziert mit dieser modernen Kontextualisierung des Kulturbegriffs nicht nur dessen historische Entwicklung sondern auch seine spezifische Qualität: Den Kulturbegriff kennzeichnet seine grundsätzliche Reflexivität und seine inhaltliche Heterogenität, die durch die denominative Entgrenzung allerdings problematisch wird.

Georg Bollenbeck, dessen empirisch dicht angelegte Studie zu »Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters« (Bollenbeck 1994) sich an Böhmes Begriffsqualifizierung anschließen

läßt, beschreibt detailreich, wie diese reflexive und heterogene Qualität des Kulturbegriffs konkret in die Funktion der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung und -deutung eingeht. Minutiös zeichnet er die Profilierung von »Kultur« als hegemoniales Deutungsmuster für die gesellschaftliche Modernisierung und nationale Verstaatlichung nach. Er verfolgt die bisher knapp 200 Jahre dauernde Entwicklung und Veränderung, die »Kultur« als gesellschaftliches Deutungsmuster ab dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 20. Jahrhunderts durchlaufen hat, an dem er letztlich das Ende des spezifisch deutschen Deutungsmusters vollzogen sieht. Er beschreibt, analysiert und interpretiert über den genannten Zeitraum hinweg die semantische Ausformung des kulturbezogenen Deutungsmusters, dessen soziale Einschreibung, Funktion und Funktionalisierungen im sich wandelnden Verlauf der Zeit. Bollenbeck zeigt dabei sehr deutlich, dass »Kultur« trotz wandelndem Gehalt und Gewicht wesentliche Funktionen im Prozess der modernen Gesellschaftsbildung übernimmt. Aufgrund der grundsätzlichen prozessualen Entstehung und historischen Wandelbarkeit von Gesellschaft besteht allerdings weder ein »festes Deutungsmuster« (Bollenbeck 1994: 20) noch ein *einziges*. Das Potential und die Potenz von Deutungsmustern liegen im Gegenteil in deren inhaltlichen wie historischen Flexibilität.²

Die Vielfältigkeit und Komplexität der Veränderungen innerhalb der Moderne provozieren nicht nur unterschiedliche Interpretationsmodelle der Gesellschaft, sondern verlangen auch eine innere Differenzierung der Funktionen, die ein Deutungsmuster übernimmt. Bollenbeck unterscheidet für »Kultur« drei unterschiedliche Ziele: *Erstens* schafft »Kultur« die *Formierung und Stabilisierung einer neuen gesellschaftli-*

-
- 2 Statt von »Deutungsmustern«, die das Denken, Wahrnehmen, Sprechen und letztlich auch das Handeln in einer Gesellschaft formieren, spricht von Graevenitz in seiner zusammenfassenden Einleitung des Kolloquiums zu den »Konzepten der Moderne« von verschiedenen »Denkfiguren«, die zur reflektierenden Thematisierung moderner Gesellschaft von unterschiedlichen Instanzen in Konkurrenz zueinander entworfen wurden. Unter dieser analytischen Perspektive fragt er nach dem »Stil bzw. den Stilen der [...] Reflexion der Moderne sowie nach der Selektivität der Beschreibungsaspekte (Entfremdung, Anonymisierung, Monetarisierung, Emanzipation usw.)« (von Graevenitz 1999a: 4f). Ein weiterer Terminus zur Erfassung der für die Moderne typischen Formierungen des Wissens beschreibt der aktuelle Begriff der (modernen) »Wissenskategorien«, die sozusagen als »Sortiermaschinen« das gesellschaftlich virulente Wissen im Hinblick auf ein spezifisches Ziel (immer wieder neu) zusammenstellen und organisieren. Vgl. das Berliner Graduiertenkolleg »Geschlecht als Wissenskategorie«, das hauptsächlich mit diesem Begriff – der Wissenskategorie – als Anleitung der Perspektive und Methodologie arbeitet. Vgl. <http://www.geschlecht-als-wissenskategorie.de>, 13.07.2006.

chen Schicht – des Bürgertums –, die sich selbst als Trägerschicht der veränderten Gesellschaft etabliert wie stilisiert. *Zweitens* dient der Kulturbegriff dazu, – unter anderem bestehende – *gesellschaftliche Wissensbestände in spezifischer Weise zu organisieren*, um *drittens* so das kollektive wie individuelle Verhalten zum Zweck einer konsolidierenden Vergesellschaftung anzuleiten bzw. *die Gesellschaft in einer spezifisch vorgestellten Weise zu gestalten und zusammenzubinden* (vgl. Bollenbeck 1994: 158f).

Bollenbeck hat an umfangreichem, konkretem Material plausibel aufgezeigt, wie produktiv der moderne Kulturbegriff für die Herstellung und Stabilisierung der Identität des Bürgertums gewirkt hat, das als soziale Trägerschicht für die Verbreitung und Etablierung des spezifisch deutschen Selbstverständnisses gesorgt hat (vgl. Bollenbeck 1994: 158f). Noch vor der staatlichen Einigung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sorgte das Bürgertum mittels gemeinsamen Wertvorstellungen, beruflichen Laufbahnstrategien, gesellschaftlichen Aktivitäten und mithilfe der Konzeption einer einheitlichen deutschen »Kulturnation« (ebd.: 192) dafür, dass aus dem regional und kleinstaatlich zersplitterten Deutschland eine die verschiedenen »Länder« verbindende soziale Gemeinschaft sowie eine vereinte gesellschaftliche Struktur entstehen konnte. Bollenbeck hat zudem nachgezeichnet, wie sehr dieser Erfolg einer einheitlichen deutschen Gesellschaftskonstruktion auf dem Verständnis, der sozialen Praxis und der gesellschaftlichen Strukturierung als »bürgerliche« Gesellschaft basierte, die allerdings im Verlauf der Geschichte des späten 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts wieder verloren ging.

Im Anschluss an diese diskursive Funktionsbeschreibung von »Kultur« als schichtspezifische Identitätsstiftung ist Bollenbeck soweit zu folgen, dass der Kulturbegriff am Ende des 20. Jahrhunderts tatsächlich keine explizit und spezifisch »bürgerliche« Schicht mehr formiert. Allerdings hat sich die Funktion selbst weder vom Kulturbegriff gelöst, noch sich grundsätzlich verloren: Im Blick auf die Volkskunde am Ende des 20. Jahrhunderts läßt sich die Deutung wagen, dass sich die Funktion des Kulturbegriffs, die ihn portierende Trägerschicht zu stabilisieren, jetzt unter den *Institutionen* der gesellschaftlichen Selbstkonzeption manifestiert. In Form und Etikettierung *als »Kulturwissenschaft«* *sichern* zu dieser Zeit *verschiedene wissenschaftliche Disziplinen* – unter anderem die Volkskunde – *ihre institutionelle Identität*.

Neben dieser institutionellen Identitätssicherung dient der Kulturbegriff zweitens – wie bereits erwähnt – der ordnenden Organisation bestehender Wissensbestände (vgl. Bollenbeck 1994: 208). Bollenbeck zeigt in seiner Studie, wie »Kultur« anhand der inhaltlichen Bedeu-

tungsoffenheit und den flexiblen Anschlussmöglichkeiten einen homogenisierenden Druck auf die unterschiedlichen Felder der Wissenschaft, Kunst und der politischen Ideologien ausübt. Im Feld der Wissenschaft, auf das sich die gedanklichen Bemühungen der hier präsentierten Arbeit konzentrieren, brachte der Ausbau der Universitäten – vor allem im Verlauf des späten 20. Jahrhunderts – eine Vervielfältigung des Wissens mit sich, die zu einer Unübersichtlichkeit mit konsequenter wissenschaftlichen Arbeitsteilung und Spezialisierung führte, die nicht mehr von einer einzigen Person – noch von einer einzigen Gesellschaftsschicht bzw. Institution – überblickt, repräsentiert oder normiert werden kann. In diesem Zusammenhang übernimmt der Kulturbegriff die Funktion der Produktion, Organisation und der auf die gemeinsame Ordnung der Gesellschaft ausgerichteten Bündelung von Wissen. Am Ende des 20. Jahrhunderts besteht diese Aufgabe wesentlich darin, die komplex und unübersichtlich gewordene Wirklichkeit in einer verständlichen Weise zu systematisieren und zu formulieren. »Kultur« in seiner denominativ offen und reflexiv gehaltenen Definition funktioniert dabei als methodisch und disziplinär vielfältiges Instrument, die Wirklichkeit der Subjekte, der geschichtlichen Prozesse, der gesellschaftlichen Strukturen und Effekte zu beschreiben, zu analysieren sowie kritisch zu überdenken.

Die Volkskunde reiht sich hier mit ihrer Bestimmung von »Kultur« als Relationierungsformel in die Reihe der »Kulturwissenschaften« ein, die in Form von immer wieder neu präsentierten, »exemplarischen« Forschungen vorstellbar und plausibel werden lassen, wie ein gesellschaftliches Kollektiv sowie dessen zukunftsfähige Stabilisierung entstehen können. Diese am Ende des 20. Jahrhunderts gängige Formierung von »Kultur« ermöglicht – als deren spezifisches gesellschaftliches Potential – das Verschmelzen der Visionen vom modernen Individuum als *sich selbst vervollkommnendes Subjekt* (vgl. Bollenbeck 1994: 150) mit den spätmodernen Strukturbedingungen und Anforderungen an *ein selbstverantwortliches, sich im lebenslangen Lernprozess befindliches Individuum*, das sich in einer zunehmend komplexer werdenden »Wissensgesellschaft« orientieren und zurechtfinden muss.

Der volkswkundliche Anspruch, anhand des Kulturbegriffs eine realitätsadäquate Beschreibung sowie eine orientierungsfähige Ordnung der Gesellschaft bereitzustellen, fügt konsequent die moderne Funktion von »Kultur« als »Sortiermaschine« des Wissens mit dem veränderten gesellschaftlichen Kontext der späten Moderne zusammen.

Bollenbeck ist in diesem Zusammenhang zu folgen, wenn er sagt, dass sich die spezifische Gestalt, nach der die (deutsche) Gesellschaft im Verlauf der Moderne geformt werden sollte – und auch geformt wurde –, am Ende des 20. Jahrhunderts ihre früheren modernen Konturen ver-

loren hat: An die Stelle eines gemeinsamen »Kulturvolks« unter hegemonialer Leitung des »Bildungsbürgertums« (vgl. ebd.: 203) tritt in der späten Moderne eine äußerst diversifizierte und differenzierte Gesellschaftsstruktur. Die Leitfunktion übernehmen in diesem Kontext nicht mehr das Bürgertum sondern die »Kulturwissenschaften«, die in gegenseitiger disziplinärer wie institutioneller Konkurrenz Entwürfe von »Gesellschaft« präsentieren, die – als dritte Funktion von »Kultur« – in normativer Absicht den weiteren Prozess der Vergesellschaftung orientieren und anführen sollen.

Kulturwissenschaft als Wissenschaft dieser Gesellschaft

Cornelia Klinger verknüpft die funktionale Qualität bzw. Zurichtung des Kulturbegriffs, wie sie soeben vorgetragen wurde, mit der spezifischen Diagnose der gesellschaftlichen Situation(en), in der (denen) der Kulturbegriff jeweils seine besondere Manifestation erlebt:

»[U]nd ich würde so weit gehen zu behaupten, dass für alle drei Jahrhunderten und ihre cultural turns gilt, dass sie (1) eine Reaktion darstellen und (2) dass der Begriff der Kultur jeweils auf eine Situation der Entraditionalisierung, der Rationalisierung, der Universalisierung und Erweiterung reagiert oder – um es mit seinem aktuellen Schlagwort und das heißt mit Blick auf den cultural turn der Gegenwart zu sagen – auf eine Situation der Globalisierung.« (Klinger 2002: 76f)

Klingers historisch-gesellschaftliche Einordnung und Begründung der modernen Funktionalität von »Kultur«, läßt sich mit dem von Funtowicz und Ravetz entworfenen Modell der »post-normal science« (vgl. Funtowicz/Ravetz 2005) auch auf einer wissenschaftstheoretischen Ebene fassen:

»In response to the challenges of policy issues of risk and the environment, a new type of science – »post-normal« – is emerging. This is analysed in contrast to traditional problem-solving strategies, including core science, applied science, and professional consultancy. We use the two attributes of systems uncertainties and decision stakes to distinguish among these. Post-normal science is appropriate when either attribute is high; then the traditional methodologies are ineffective. In those circumstances, the quality assurance of scientific inputs to the policy process requires an »extended peer community«, consisting of all those with a stake in the dialogue on the issue. Post-normal science can provide a path to the democratization of science, and also a response to the current tendencies to post-modernity.« (Funtowicz/Ravetz 2005: 365)

Das Spezifische der »post-normalen« Wissenschaft liegt zum einen in deren Methodologie, die einen systemischen, synthetischen und humanistisch orientierten Ansatz vertritt (ebd.). Zum anderen bestimmt sich die spezifische Qualität dieser Wissenschaftsform daraus, dass sie im Gegensatz zu angewandter Forschung oder wissenschaftlicher Beratung durch gesellschaftlich relevante Themensetzungen motiviert wird (ebd.: 367). Die gesellschaftliche Relevanz der Forschungsthemen imprägniert das post-normale wissenschaftliche Wissen mit einer politischen Qualität, die in der Verwischung klarer Unterscheidungen zwischen Fakten und Interpretationen liegt:

»The traditional fact/value distinction has not merely been inverted; in post-normal science the two categories cannot be realistically separated. The uncertainties go beyond those of the systems, to include ethics as well. All policy issues of risk and the environment involve new forms of equity, which had previously been considered »externalities« to the real business of the scientific-technical enterprise, that is the production and consumption of commodities. These new policy issues involve the welfare of new stakeholders, such as future generations, other species, and the planetary environment as a whole.« (ebd.: 380)

Auch Jürgen Mittelstraß bestimmt die zeitgenössische Qualität geistes- und sozialwissenschaftlichen Wissens aufgrund der Korrespondenz von Wissen und aktuellen Problemlagen:

»Probleme, z.B. Umweltprobleme, tun der Wissenschaft immer weniger den Gefallen, sich selbst disziplinär zu definieren. Sie wachsen über die Theorie- und Forschungsformen der Disziplinen hinaus, werden transdisziplinär. Transdisziplinäre Problemstellungen erfordern daher auch transdisziplinäre Forschungswege. Die führen (1) über das disziplinäre Wissen – wissenschaftliche Transdisziplinarität kann wissenschaftliche Disziplinarität nicht ersetzen –; aber sie führen eben auch (2) über das disziplinäre Wissen und die disziplinären Gewohnheiten der Wissensbildung (in Theorie- und Forschungsform) hinaus. Das gilt übrigens keineswegs nur für Standardbeispiele wie die Umweltforschung oder die Energieforschung.« (Mittelstraß 1998, 107f)

Deshalb ist Mittelstraß der Meinung, dass »die Rede von *den Geisteswissenschaften* eine Ordnung vortäusche, die es schon längst nicht mehr gebe. Das Wissenschaftssystem sei dynamisch und offen und gerade an den Rändern produktiv. Ein Bestehen auf alten disziplinären Grenzen sei eher fortschritthemmend, ein falscher Konservatismus.« (Vorwort von F.W. Busch zu Mittelstraß, in Mittelstraß 1989)

Diesen mit Funtowicz und Ravetz bzw. Mittelstraß vorgetragenen Ansatz – sowie die darin erstellte Diagnose – teilen auch die AutorInnen um Michael Gibbons und Helga Nowotny (vgl. Gibbons et al. 1994). Das AutorInnenkollektiv vertritt die These einer neuen *Art* der Wissensproduktion und des gesellschaftlichen Kommunikationsmodus, die das universitär-wissenschaftliche Monopol des autorisierten Wissen Schaffens sprengt und in Form von »transdisziplinären«, durch unterschiedliche Wissensinstanzen und InteressensvertreterInnen gemeinsam ausgehandelten Wissensbeständen organisiert bzw. zur konkreten gesellschaftlichen Anwendung bringt. Die AutorInnen sprechen im Unterschied zu Funtowicz und Ravetz nicht von post-normaler Wissenschaft, sondern kurz (und lapidar) vom »mode 2« zeitgenössischer Wissensproduktion (vgl. Gibbons et al. 1994; Nowotny 1999).³

Trotz unterschiedlicher Begriffsbildungen – »post-normale« oder »transdisziplinäre« Wissenschaft bzw. Wissen im »mode 2« – treffen sich alle drei Entwürfe in ihrer Charakterisierung einer Wissenschaft, die in ihrer Wissensproduktion grundsätzlich auf die spezifischen Anforderungen und infrastrukturellen Gegebenheiten ihrer zeitgenössischen Gesellschaftsform bezogen ist. Die Konstitution ihrer Gegenstände bestimmt sich aus dem Fokus der Wissenschaften auf konkrete, aktuelle gesellschaftliche Problemlagen. Und entsprechend qualifiziert sich dieses generierte Wissen sowie seine institutionellen TrägerInnen durch seine – bzw. ihre – überdisziplinäre, thematisch bestimmte, verschiedene Interessen verbindende Substanz.

Die Volkskunde repräsentiert in ihrer Selbstformierung als »Kulturwissenschaft« einen solchen Fall der Wissensproduktion, die unter den Vorzeichen der selbst konstatierten gesellschaftlichen »Krise« das Ziel einer idealiter vorgestellten Gesellschaftsordnung verfolgt. Der Kulturbegriff wird vor diesem Horizont als Lösung der gesellschaftlichen Krisensituation präsentiert; kulturwissenschaftliches Wissen qualifiziert sich konsequent als reaktives Lösungswissen auf selbst erzeugte Probleme.

Bollenbecks dreifache Differenzierung der sozialen Funktionalität, die dem modernen Kulturbegriff eigen ist, spiegelt sich konsequent am Ende des 20. Jahrhunderts – in der späten Moderne – in der dreidimensionalen »transdisziplinären« – oder auch wissenschaftlich »post-normalen« – Funktionalisierung von »Kultur«, die auch die Volkskunde

3 Gibbons, Nowotny et al. sind nicht die einzigen – wenn auch momentan wahrscheinlich die prominentesten – DenkerInnen einer neuen Form und Produktionsweise des Wissens am Ende des 20. bzw. beginnenden 21. Jahrhunderts. Ausblicke und neue theoretische Entwicklungen skizzieren sowohl Maasen (1999: 50ff) als auch Weingart (2003: 127ff).

als typischer Fall für ihre Zeit und Gesellschaft vornimmt. Der Begriff dient der und ermöglicht die normativ intendierte, gesellschaftlich organisierende Herstellung von Wissen, die gleichzeitig zur fachlichen Selbstprofilierung und -positionierung als Kulturwissenschaft beiträgt. Damit zeichnet sich auch das volkswundlich-kulturwissenschaftliche Wissen durch diejenige Qualität aus, die Nassehi für das soziologische Wissen bzw. dessen tragende Institution der akademisch installierten Soziologie beschrieben hat:

»Zum anderen [...] hat der historische Begriff der Gesellschaft per se jenen Zukunftsindex getragen, der die *Lösung* grundlegender Probleme verspricht, der *Ansprüche* ermöglicht, die nur in einer Zukunft erfüllt werden können, der die *Gestaltung* einer noch nicht existenten Welt verlangt und der *Sprecher* inauguriert, die immer für eine Zukunft sprechen. Es ist dies eine ›Theodizee der Zukunft‹. Das gilt auch nach den großen Zukunftsentwürfen und Utopien – es ist dies gewissermaßen der energetische Unterbau dessen, was eine Gesellschaft ermöglicht, deren entscheidendes Bezugsproblem in der Bindung und Integration von Motiven einer *collectivity* liegt, deren Erscheinungsform vor allem eine *politische* Erscheinungsform ist.« (Nassehi 2006: 383; Hervorhebungen i.O.)

Diese politische Qualität des Wissens transformiert sich letztlich zu einer grundsätzlichen Politik des Wissens: Im institutionellen Konkurrenz- und inhaltlichen Verhandlungsfeld später moderner Gesellschaften konstituieren die gesellschaftliche Selbstdeutung und die gleichzeitige institutionelle Identitätssicherung das im genuinen Bezug zur Gesellschaft hergestellte Wissen. Der »Gegenstand« (Foucault 1997: 61ff) jeglicher sozial- und kulturwissenschaftlicher Wissensproduktion stellt vor diesem Horizont die *Gesellschaft in ihrer (richtigen) Ordnung* dar.

Diese am Ende des 20. Jahrhunderts typische – im Diskurs hergestellte sowie verborgene – Funktion der reflexiven Selbstbeschreibung und normativen Gesellschaftsmodellierung zusammenfassend gilt konsequent – unter anderen – für die »Volkswunde« als »Kulturwissenschaft« das Gleiche wie für die »Soziologie« als »Gesellschaftswissenschaft«:

»Die Soziologie als eigenständige Denkform ist erst entstanden, als sich die Welt als gesellschaftlicher Horizont darstellte, als die Ordnung der Welt als soziale Ordnung erschien und die Idee des individuellen Menschen als des Subjekts der Welt einer merkwürdigen Dekonstruktion unterzogen wurde: Zwar galt und gilt selbstverständlich *der Mensch* als das Subjekt der Welt, aber als ein vergesellschaftetes Subjekt, was seinen Subjektstatus unbemerkt

korruptiert – *unbemerkt*, das ist das eigentliche Thema dieses Buches.« (Nassehi 2006: 16; Hervorhebungen i.O.)

Die Volkskunde als Beispiel

Die Volkskunde läßt sich im soeben explizierten Sinn als *Fall* – oder gar als Prototyp – einer universitären Institution im konkurrierenden Wissenschaftsfeld interpretieren. Sie zeigt sich aus diesem Blickwinkel als eine soziale Wissensinstitution in Form post-normaler, transdisziplinärer Wissenschaft, die darauf ausgerichtet ist, das Geschäft der Selbstbeschreibung und -deutung der eigenen Gesellschaft zu verrichten.

Gleichzeitig stellt sich aber auch die Frage: Was ist spezifisch am Fall der Volkskunde? Gerade im Hinblick auf die vergleichbare Situation, in der sich die benachbarten Fächer – bzw. die anderen, nicht-wissenschaftlichen Wissensinstitutionen – befinden, bleibt die Frage offen, wie sich die Volkskunde erkennbar macht; wie sie eine eigene Stimme in dem Konkurrenzfeld gewinnt. Die eigene »Zurichtung« der Volkskunde als »Kulturwissenschaft« ermöglicht zwar die Spezifizierung des Fachs gegenüber allen nicht-kulturorientierten Wissenschaften. Sie allein macht die Volkskunde aber noch nicht generell zur sichtbar singulären Disziplin. Wie sich das Fach innerhalb des – im Verlauf der 1990er Jahre stetig wachsenden – Kreises vieler sich als Kulturwissenschaften etikettierenden sowie etablierenden Institutionen zur *einzigartigen* Deutungsinstanz profiliert, soll im Folgenden aus der Perspektive der Volkskunde als »Beispiel« nachvollzogen werden.

Die der Volkskunde eigene »Kultur«

Die Qualität des *volkskundlichen* Kulturbegriffs bestimmt in und aufgrund seiner *dreidimensionalen Relationierung* die Spezifik des fachlichen Denkens. Anhand ihrer vielfältigen Bestimmung von »Kultur« als Relationierungsformel begegnet die Volkskunde den Herausforderungen, vor die sie sich aufgrund des Evidenz- und Autoritätsverlustes von Wissenschaft, von »Kultur« und ihrer eigenen Position innerhalb der institutionellen Gemengelage gestellt sieht. Indem sie die Dreidimensionalität dieser Situation diskursiv zu den drei grundlegenden Achsen ihres Denkraums formieren, transformieren die FachvertreterInnen die Herausforderung *vice versa* zur Grundlage und zum Rahmen ihres Arbeitens. Sie bewegen sich damit *per definitionem* immer im anschlussfähigen Feld der zeitgenössischen Diskussionen, riskieren gleichzeitig aber auch die fundamentale Labilität ihrer Aussagen. Die Art auf diese

Ambivalenzen aus stabilisierender Anschlussfähigkeit und labiler Profilierung zu reagieren – bzw. in dieser ambivalenten Weise zu agieren – spezifiziert konsequent das disziplinäre Sprechen.

Auf der Achse der Legitimation von Wissenschaft zeigt sich dies in konkreter Weise, indem die Volkskunde sich als »Kulturwissenschaft« das Profil einer Wissensinstitution gibt, die sich wesentlich qua gesellschaftspolitischer Orientierung und sozialer Parteinahme charakterisiert. Ermöglicht wird diese Orientierung und Solidarität durch die integrative Intention des Kulturbegriffs, der im Modell der differenziert integrierten Gesellschaft die Vielen in ihrem Eigensinn zu einer gemeinsamen Kollektivität zusammenfasst. Gleichzeitig muss die Volkskunde aber im Dienst der wissenschaftlichen Legitimation und Legitimität deren Spielregeln der »Objektivität« einhalten. Sie erreicht dies anhand ihrer diskursiven Praxis, die beiden Dimensionen von »Kultur« und »Gesellschaft« zu differenzieren. Mithilfe der analytischen Relationierungsformel »Kultur«, die die »Gesellschaft« zu ihrem in das und im Wissen projizierten Gegenstand macht, profiliert die Volkskunde ihr spezifisches Angebot, das sie der Gesellschaft unterbreitet: Sie offeriert in ihrer Deutung gesellschaftlicher Realität ein Orientierungsinstrument, das sie (implizit) nach den Maßgaben gestaltet, die Mittelstraß als unabdingbare Notwendigkeit für die zukünftige Formierung der Geisteswissenschaften definiert hat:

»Wir leben in einer Kultur, [...], die jedoch in ihrer Rationalitätsstruktur (und damit sind keineswegs nur die naturwissenschaftlich-technischen und ökonomischen Strukturen gemeint) in erster Linie auf die *argumentative* und *konstruktive* Kraft des Denkens angewiesen ist. Von deren Rolle die Geisteswissenschaften zugunsten allein bewahrender und erzählender Funktionen auszunehmen, wäre nicht nur für die Geisteswissenschaften höchst abträglich – sie fielen endgültig dem wissenschaftsideologischen Fluch Snows zum Opfer –, sondern auch für unsere Kultur selbst. Diese verlöre ein Organ, das nicht nur *zeigt*, in Geschichten zeigt, wie es sein könnte, sondern auch *sagt*, begründet sagt, wie es ist und wie es sein sollte. Um das zu leisten, müssen die Geisteswissenschaften nicht nur Sensibilisierungsgeschichten, Bewahrungsgeschichten und Orientierungsgeschichten erzählen können; sie müssen auch selbst deuten, erklären, argumentieren und konstruieren können. Neben die gewiss berechtigte Aufgabe, im Bewusstsein zu halten, zu vergegenwärtigen, was war, hat die Aufgabe zu treten, kritisch zu bedenken, was ist, und vorauszu-denken, ins Auge zu fassen, was sein wird und sein soll. Im *Nachdenken* und *Vorausdenken* könnte die eigentliche Kraft der Geisteswissenschaften liegen.« (Mittelstraß 1989: 14f; Hervorhebungen i.O.)

Die Volkskunde zeigt sich als »Kulturwissenschaft« in diesem von Mittelstraß angesprochenen doppelten Sinn und entspricht damit der ambivalenten Forderung von allgemein wissenschaftlicher Legitimität bei gleichzeitiger fachindividueller Gestalt: In ihrer – historisch wie zeitgenössisch ausgerichteten – Konzentration auf das »Alltägliche« (vgl. Hauser), »Selbstverständliche« (vgl. Köstlin) und »Banale« (vgl. Scharfe) leistet das Fach gleichzeitig die Sensibilisierung für das, was einmal als »normal« und scheinbar allgemein gültig etabliert wurde sowie das Fach deutet, erklärt, argumentiert und konstruiert, warum und wie es auch anders sein könnte. Damit gelingt die innere Verknüpfung von traditionellen Fachbeständen, die sich durch ihre gleichzeitig wissenschaftliche wie gesellschaftliche Perspektive nach »unten« auszeichnen (vgl. Bausinger 1971; Bausinger/Jeggle/Korff/Scharfe 1978; Greverus 1978; Gerndt 1981; Kaschuba 1999). Diese als Stärke der Disziplin portierte Qualität erreicht gleichzeitig den Anschluss an die zeitgenössischen Strukturen einer immer stärker demokratisierten Gesellschaft, die eine größere und breitere soziale Mitbestimmung sowie als deren Kehrseite auch eine stärkere Nachfrage der Gesellschaftsmitglieder nach Orientierung mit sich bringt.

Die Volkskunde begegnet so der – ebenfalls traditionellen – Kritik (vgl. Maus 1946/47) und Selbstkritik (vgl. Abschied vom Volksleben 1970; Falkensteiner Protokolle 1971), sowohl an gesellschaftlicher Relevanz als auch an Wissenschaftlichkeit zu mangeln. Anhand ihrer qua »Kultur« hergestellten Dekonstruktionen, Rekonstruktionen und prospektiven Konstruktionen von Gesellschaft antwortet das Fach in einer ihr spezifischen Form auf die aktuelle Situation: In einer *moralischen Selbstprofilierung* konstituiert die Volkskunde sich – und gleichzeitig auch ihre Institution der Wissenschaft – als autoritative Wissensinstanz, die gesellschaftspolitisch und wissenschaftlich mit dem von ihr hergestellten »kulturwissenschaftlichen« Wissen auf die »Krise« der gesellschaftlichen Selbstdeutung sowie die damit einhergehende Infragestellung der dafür institutionalisierten Wissensinstanzen reagiert.

Mit der eigenen singulären Fachprofilierung ist – als zweite Achse des Diskursraums – die Prekarität der Selbstpositionierung verbunden: Innerhalb unterschiedlicher Fächer und Institutionen, die sich als »Kulturwissenschaften« verstehen, muss und will sich die Volkskunde als *die eine* Kulturwissenschaft bestimmen. Um mit dieser Selbstdefinition und -verortung bestehen zu können, verschränkt das Fach sein Profil einer »verstehenden« Orientierungsinstanz (Roth, Römhild, Kramer) mit seiner Kompetenz der doppelten Selbstreflexivität: Das analytische Ausleuchten und empathisch qualifizierte Verstehen von subjektiv erlebtem Sein innerhalb einer komplexen und von Macht durchdrungenen Gesell-

schaft ist gekoppelt an die Reflexion jeder gesellschaftlichen Stellung. Diese Reflexion beinhaltet konsequent auch den kritischen Einbezug der epistemologischen und politischen Position der Wissenschaft, im speziellen also auch der volkskundlichen Kulturwissenschaft.

Der volkskundliche Kulturbegriff, der sich grundsätzlich durch seine Qualität auszeichnet, Relationen herzustellen, ermöglicht so gleichzeitig mit jeder kulturwissenschaftlichen Analyse die erkenntnistheoretische Selbstreflexion sowie die wissenschaftskritische Selbstevaluation, wodurch sich das Fach kontinuierlich und konstant *moralisch selbst positioniert*: Die Volkskunde spezifiziert sich als Fach, das der Gesellschaft anhand ihres Wissens eine »aufgeklärte« Neuausrichtung (Bausinger, Kaschuba, Lipp) ermöglicht und damit platziert sie sich konsequent als *prima inter pares* – als Singuläre unter Ähnlichen – im (kultur-)wissenschaftlichen Konkurrenzfeld.

Die dritte Achse des volkskundlichen Diskursfelds, die mit den beiden anderen Achsen den fachlichen Diskursraum umschließt, und diesen zum spezifisch formierten Denkraum abschließt, ist mit der Problematik des Evidenz- sowie Autoritätsverlusts von »Kultur« befasst. Diesem doppelten Verlust entspricht die Doppelung der allgemeinen modernen Begriffskonstitution von »Kultur« aus entgrenzter, inhaltlicher Breite und grundsätzlich reflexiver Ausrichtung – wie sie mit Hartmut Böhme bereits früher zitiert wurde: »Kultur« umfasst gleichzeitig die Herstellung von inhaltlichem Welt- und von reflexivem Deutungswissen.

Die Volkskunde reagiert mit ihrer Konzeption des Kulturbegriffs als *Formel* – wiederum in fachlich spezifischer Weise – auf die Problematik der Entgrenzung und der Heterogenität des Begriffs: Indem die VolkskundlerInnen »Kultur« als relationierendes Instrument profilieren, verbinden sie die beiden definitorischen Aspekte des Begriffs: Die Relationierungsformel erzeugt so weiterhin das breite, heterogen strukturierte inhaltliche Wissen über die gesellschaftliche Realität, und ordnet es gleichzeitig, indem sie die unterschiedlichen Dimensionen des Menschseins in ihren sozialen, historischen und physischen Bedingtheiten reflexiv miteinander vernetzt.

Zudem qualifiziert die Volkskunde dieses durch die Relationierungsformel analytisch geordnete Wissen als »Orientierungswissen«, unter dem Jürgen Mittelstraß ein Wissen versteht, das »regulativ« funktioniert (Mittelstraß 1989: 31). »Regulativ« meint hier die Herstellung von Wissen sowohl in der Form sprachlich fixierter »Erfahrungen« als auch in der Form von normativen »Maximen« (ebd.), das darauf ausgerichtet ist, anhand des Wissens »geeignete, gemeint ist immer: begründete, Orientierungen« zu verschaffen (ebd.). Die Volkskunde erreicht ebendiese Qualität ihres »kulturwissenschaftlichen« Wissens mittels »Kultur« als

Relationierungsformel, die kein inhaltliches Wissen fixiert und vermittelt, sondern (vor allem) ein Können – das des in Verhältnisse Setzens – ermöglicht (vgl. Mittelstraß 1998: 15f; Stehr 2005: 118). Sowohl die Erfahrungen, Wahrnehmungen, Interessen und strukturellen Grundlagen der Menschen in ihrem gesellschaftlichen sowie historischen Umfeld als auch die Norm einer gemeinsam zu erreichenden Gesellschaft nimmt der volkskundliche Kulturbegriff auf und setzt alle diese Teile unter dem Ideal einer differenzierten gesellschaftlichen Integration wieder zu einer sinnvollen Ordnung zusammen. Diese Potenz des Kulturbegriffs konsolidiert das volkskundlich-kulturwissenschaftliche Wissen in seiner gesellschaftlichen Funktion, die erfahrungsgemäß (individuell wie kollektiv bzw. gegenwartsbezogen wie historisch) unbegründbaren und unverständlichen gesellschaftlichen Zustände anhand einer definitorisch komplexen, unbewussten und undurchsichtigen diskursiven Konstruktion *sinnvoll* zu begründen, und dadurch aushaltbar wie handhabbar zu machen. Die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Relationierungsformel ermöglicht in dieser Form eine Orientierung, die es erlaubt, die Grenzen wissenschaftlicher Wissenspotenz zu überschreiten (oder zumindest auszudehnen), indem sie ganz unterschiedliches Wissen zu einem vernetzten, vereinten Wissensbestand zusammenbindet.

Orientierung anzubieten, die das Individuum »bildet«, versucht die Volkskunde nicht nur über ihre »kulturwissenschaftliche« Wissensqualifizierung sondern ebenso über ihre Publikumsausrichtung. Das »kulturwissenschaftliche« Wissen, das die Disziplin über ihre Relationierungsformel generiert, beinhaltet die volle Übergabe des Wissens der Kulturwissenschaft an ihre RezipientInnen, das heißt, »Kultur« im volkskundlichen Sinn ermöglicht den Wissenstransfer von inhaltlichem und kognitivem Wissen (hier: der Kompetenz der reflexiven Vernetzung), der aufgrund seiner zweifachen Qualität zu einem erhöhten Kompetenzerwerb der LeserInnen führen kann (vgl. Stehr 2005: 120). Das Subjekt steht so als »zu bildendes« wie auch als »zu analysierendes« im Blickfeld des Faches. Der relationierende Kulturbegriff charakterisiert sich in dieser Hinsicht als – praktische und gesellschaftlich praxisorientierte – Reaktion auf die irritierende Erfahrung der zunehmenden, sich (unter anderem global) ausweitenden und immer chaotischer erscheinenden, komplexen Realität (vgl. Nassehi 2006: 383).

Die Volkskunde begegnet dementsprechend dem Evidenzverlust der gesellschaftlichen Beschreibungs- und Erklärungsmodelle durch die *moralisch-normative* Qualifizierung ihres Wissens, das seine Qualität aufgrund der fachlich spezifischen Zurichtung von »Kultur« als wissenschaftlich wie politisch relationierende Formel erhält: Das als »kulturwissenschaftlich« autorisierte Wissen über die gesellschaftliche Realität

enthält durch seine innere Verschränktheit unterschiedlicher Dimensionen den Anspruch auf die *Wahrheit über das richtige gesellschaftliche Sein*; und zwar dasjenige des Kollektivs wie auch dasjenige des Individuums. Was Mittelstraß im Allgemeinen als Potential und Potenz der Geisteswissenschaften proklamiert, reklamiert die Volkskunde als moralische Qualität und Kompetenz für sich speziell: sowohl »Auskunft [zu] gegeben über das Woher und das Wohin« (ebd.: 18) als auch erklärende Verstehensansätze zu entwickeln über das Wie und das Warum.

Fachliche Spezifizierung durch moralische Selbstqualifizierung

Die im Diskurs tragende Spezifik, die die Volkskunde zum Beispiel – und nicht nur zum prototypischen Fall – innerhalb dieser konkurrenz- und identitätsbestimmten Situation am Ende des 20. Jahrhunderts macht, liegt aber nicht in den einzelnen, oben dargestellten Strategien sondern wiederum in deren innerer Vernetzung: Die Volkskunde schafft eine *dreidimensionale moralische Selbstqualifizierung*, indem sich das fachliche Wissen, das fachliche Profil und die fachliche Position immer gegenseitig – auch moralisch – imprägnieren.

Der Zugang qua Subjekt beinhaltet für das volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftliche Arbeiten, dass der Mensch als analytischer Fixpunkt ins Zentrum jeder Forschung gestellt wird. Vor dem in den fachlichen Beiträgen immer wieder zitierten Horizont der Aufklärung und der allgemein gültigen Menschenrechte werden unter dieser subjektorientierten Perspektive sämtliche Dimensionen ausgeleuchtet, die für einen sozialen Zusammenhang und für die darin agierenden Menschen relevant sind. Das *tertium comparationis* für die kritische Interpretation dieser komplexen und oft widersprüchlichen Wirklichkeit bildet das normativ intendierte Gesellschaftsideal einer differenziert integrierten Gemeinschaft. In eine kurze Formel gefasst heißt das: *Vom Menschen her entwickelt sich jede volkswissenschaftliche Fragestellung und auf die Gesellschaft hin zielt die Relevanz jeglichen »kulturwissenschaftlich« präsentierten Wissens.*

Es verbinden sich so im Wissen selbst die Dimensionen der wissenschaftlichen Analyse und Komplexitätsdurchdringung sowie die moralisch-normative Qualität der individuellen Selbstverbesserung, der fachlichen Parteinahme für die Vielen und deren Eigensinn sowie der gemeinsam anzustrebenden Verbesserung der Gesellschaft zugunsten Aller: Volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftliches Wissen definiert sich konsequent als gleichzeitig reflexiv-analytisches und moralisch-normatives Wissen. In dieser spezifischen Doppelqualifizierung ihres Wissens un-

terscheidet sich die Disziplin von ihren Nachbarfächern. Ziel und Intention der Volkskunde stellt nicht die auf das System bezogene Theoretisierung der Gesellschaft dar; theoretisiert wird im Fach im Sinne einer nach wissenschaftlichen Regeln systematisierten Beschreibung der bestehenden Komplexität zugunsten einer verbessernden Modifizierung der Gesellschaft, was qua Kultur als Relationierungsformel erreicht wird.

Mit dieser Art der Wissensgenerierung über die komplexe gesellschaftliche Realität bestimmt die Volkskunde gleichzeitig ihr eigenes Profil und ihre Position: Einerseits bleibt die »kulturwissenschaftliche« Forschung in ihrer Ausrichtung auf die komplexe und sich wandelnde Wirklichkeit unabschließbar, da jene immer wieder neu nachzuvollziehen und in analytischer Transparenz dem Verstehen zuzuführen ist. Im gleichen Zug sichert das Fach so seine eigene Position – als für die Zukunft der Gesellschaft notwendige Wissensinstitution – und konturiert sein flexibles – weil wandelbares – Profil.

Andererseits fungieren die immer wieder neu beschriebenen, ganz genau, im konkreten, alltäglichen, subjektiven Vollzug dokumentierten Praktiken, Handlungsräume, Sinnwelten, Chancen und Hindernisse in Form von immer wieder neu hergestellten Folien für die Modifizierung der Gesellschaft, womit sich die Volkskunde als moralisch-normative Instanz profiliert und positioniert, die das Geschäft der – für alle verbindlichen – Gesellschaftsverbesserung als ihre grundsätzliche Legitimierung und ihren sozialen Auftrag versteht.

In dieser Weise verbinden die VolkskundlerInnen den gesellschaftspolitischen Charakter ihres Wissens mit der wissenschaftspolitischen Herausforderung, vor die sie sich konstant gestellt sehen: Das volkskundlich-kulturwissenschaftliche Wissen beinhaltet sowohl die analytisch-reflexive Ausrichtung einer wissenschaftlichen Disziplin als auch die fachliche Profilierung und Positionierung einer gesellschaftlich orientierenden, das heißt moralisch-normativen Institution. Das volkskundlich-kulturwissenschaftliche Wissen liefert so kontinuierlich den positiven Nachweis – bzw. den Beweis – der fachlichen Qualität und Kompetenz.

Die dreidimensionale moralische Selbstqualifizierung der Volkskunde funktioniert aufgrund ihrer Einarbeitung in die diskursive Praxis des Faches: Die drei Dimensionen moralischer Qualität entsprechen den drei diskursiven Achsen volkskundlichen Denkens und Arbeitens. Jene fungieren konsequent als »starke« Instrumente (Sarasin 2001) bei der wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und epistemischen Spezifizierung der Volkskunde in deren Konkurrenz zu den anderen Institutionen der Gesellschaftsbeschreibung.

Mit seiner spöttischen Bestimmung der Volkskunde als »Wissenschaft vom ganz Kleinen, die so gern über das große Ganze reden würde«, hat Richard Kämmerling intuitiv die doppelte Gestalt der Disziplin – als Fall und als Beispiel – auf den Punkt gebracht: Der volkskundlich formierte Kulturbegriff erlaubt es, das für die Gesellschaft notwendige Wissen zu generieren und genau dadurch die fachliche Kompetenz als gesellschaftliche Autorität zu demonstrieren. Dadurch stellt die Volkskunde der Gesellschaft mit ihrem Kulturbegriff eine wissenschaftliche Denkmatrix zur Verfügung, die gerade im Blick auf das ganz Kleine des subjektiv erfahrenen Alltags über das große Ganze der sozial verbindenden und verbindlichen Moral redet.

Fazit und Ausblick

Am (wie immer: vorläufigen) Ende des Forschungswegs steht nach allen vorangehenden Ausführungen die analytische Transparenz dessen, wie und warum die VolkskundlerInnen am Ende des 20. Jahrhunderts mithilfe von »Kultur« sprechen, argumentieren, über die Gesellschaft nachdenken, Claims abstecken und ihre institutionelle Existenz sichern. Darin wird sichtbar, wie im westeuropäischen Kontext später moderner Gesellschaften kulturwissenschaftliches Wissen in universitär institutionalisierten Zusammenhängen hergestellt, lanciert und im Wettbewerb mit anderen Disziplinen zum Zweck eines normativen Gesellschaftsentwurfs platziert wird. Der im englischen sprachlich einfach zu setzende Plural von »Moderne« – als »multiple modernities« (Eisenstadt 1999: 37) – wirkt im Deutschen stilistisch holprig; dennoch bringt gerade der Neologismus »unterschiedlicher Modernen« die für diese Zeit charakteristischen Konkurrenzen auf einen Begriff und damit auf den Punkt: Es geht der Moderne und in der Moderne um das soziale Projekt der Selbstdeutung (als Kollektiv wie auch als Individuum) und zwar in Form von vielfachen, um die eine Deutung und ihre Ein-Deutigkeit konkurrierenden Interpretationsentwürfen von gesellschaftlicher Ordnung. Der öffentliche Autoritäts- und Legitimitätsnachweis von wissenschaftlichem Wissen als eine Form dieser gesellschaftlichen Selbstdeutung wird jetzt zum Horizont, vor dem in den Geistes- und Sozialwissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts gedacht und gesprochen werden muss. Dass in diese Selbstreflexion der Gesellschaft nicht nur das »weiche« Material der eigenen Selbstfindung und Selbstbestimmung einbezogen ist, sondern die »harten« Fakten von institutioneller Existenz (und Ausstattung) zur Debatte stehen, führt zu einer inneren Verknüpfung der unterschiedlichen Dimensionen von wissenschaftlichem Wissen zu einer einzigen

Episteme: Inhaltliche Erkenntnis, institutionelle Identitätsprofilierung und gesellschaftliche Orientierung schreiben sich gemeinsam in ein und dasselbe Wissen ein.⁴

In eben diesem – modernen – Sinn oszilliert die Volkskunde als Kulturwissenschaft zwischen der Typik eines Falls und der singulären Spezifik eines Beispiels; dem grundsätzlichen Doppelcharakter der Moderne entsprechend, die sich in Form von Ambivalenzen und Paradoxien manifestiert, ist die Volkskunde beides: Fall und Beispiel; kurz, sie ist ein Fall-Beispiel für die Konkurrenz der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung in der – späten – Moderne.

Im Zusammenhang und Fokus der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung und Selbstdeutung organisiert der Kulturbegriff – auch in der späten Moderne – die Vergesellschaftung und die deutende, sozialen Sinn herstellende Vernetzung unterschiedlichster Wissensbestände. Georg Bollenbeck ist an diesem Punkt nicht grundsätzlich zu widersprechen, wenn er seine Studie zu »Kultur« als modernem Deutungsmuster damit abschließt, dass der Bedeutungsverlust des ersten modernen Kollektivierungsmusters in Gestalt von »Bildung und Kultur« am Ende des 20. Jahrhunderts unaufhaltsam und unwiederbringlich verschwunden ist. Dennoch plädiere ich auf dem Boden der hier unternommenen Studie für eine modifizierende Revision von Bollenbecks Fazit im Sinne einer revidierten Transformation des an Kultur orientierten Deutungsmusters: Die mit dem anglophonen Zivilisationsbegriff verschmolzene Kultursemantik (vgl. Kaschuba 1995a: 29f), die den volkswissenschaftlichen Kulturbegriff seit den 1990er Jahren wesentlich geprägt hat, bringt sowohl eine Internationalisierung als auch einen offenen und breiten Bedeutungsgehalt der Begrifflichkeit mit sich, die als Relationierungsformel wirksam wird, ohne sich in der Diffusität und Konkurrenz um den Begriff aufzulösen. Die Potenz dieses relationierend gestalteten Ordnungs- und Orientierungsbegriffs liegt in der Verschiebung seiner Normativität vom theoretisch-analytischen Niveau auf dasjenige der gesellschaftlichen Konzeption: Nicht der Kulturbegriff an sich ist normativ definiert, sondern das davon entworfene und zur allgemeinen Implementierung vermittelte Gesellschaftsmodell einer »differenzierten Integration«.

4 Die bisherige These der Wissenschaftsforschung, die von einer sozialen Prägung und Kontextualisierung des wissenschaftlichen Wissens ausgeht (Felt/Nowotny/Taschwer 1995), wird in diesem Sinn dahingehend erweitert bzw. modifiziert werden müssen, dass weniger von einer sozialen Prägung des wissenschaftlichen Wissens als vielmehr von einer gegenseitigen Imprägnierung der realitätsrepräsentierenden Wissensarbeit und der sozial positionierten Identitätsarbeit wissenschaftlicher Forschungsanstrengungen gesprochen werden muss.

Vor diesem Hintergrund folge ich dem Plädoyer von Klaus Lichtblau, der statt für eine Verabschiedung von »Kultur« oder »Gesellschaft« im Gegenteil für die stetige und konsequente Reflexion des Verhältnisses zwischen den beiden Begriffen und ihres – immer wieder neuen – Wirklichkeitsgehalts Stellung bezieht:

»Weiter als solche polemischen und insofern notwendig einseitigen Zuspitzungen [wie sie Luhmann mit seiner Forderung nach der Aufgabe des Kulturbegriffs formuliert hat; se] führt deshalb vermutlich der Versuch, den Begriff der *Gesellschaft* und den der *Kultur* sowie die mit ihnen sinnverwandten Begriffe nicht in Gestalt eines wechselseitigen Ausschließungsverhältnisses zu definieren, sondern untrennbar miteinander zu verbinden. Dies ist im Laufe der Geschichte dieses Faches [der Soziologie; se] denn auch immer wieder mit Erfolg geschehen [...]. Bereits Max Weber hatte das Verhältnis zwischen den »Ideen« und den »Interessen« so bestimmt, dass letztere zwar die eigentlichen geschichtlich wirksamen Mächte seien, erstere dagegen die Weichen für eine erfolgreiche Interessenwahrnehmung stellen würden. [...] Ähnliches ließe sich auch über den Sinnbegriff sagen, der ja nicht zufällig im Zentrum jeder »verstehenden« bzw. »interpretativen Soziologie« steht. Man könnte deshalb in Anspielung auf ein berühmtes Kantsches Diktum sagen: Menschliches Handeln ohne sinnhafte Orientierung ist blind, Sinndeutungen ohne ein entsprechendes Handeln dagegen leer. Anders gesprochen: Es ist im Grunde genommen nicht möglich, den Begriff der Gesellschaft ohne Bezugnahme auf den Kulturbegriff oder entsprechende Sinnstrukturen zu definieren und umgekehrt. Gerade die neuere empirische Sozialstrukturforschung zeigt eindrucksvoll, wie stark kulturelle Orientierungen und entsprechende Unterschiede in der Lebensführung inzwischen zu einer gesellschaftlichen Differenzierung »jenseits von Klasse und Schicht« geführt haben [...]. Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch in anderen soziologischen Forschungsbereichen feststellen, die auf eine zunehmende Überlagerung von vormaligen »harten« durch eher »weiche« Merkmalsausprägungen und entsprechende Variablenkonstruktionen hinweisen.« (Lichtblau 2002: 115; Hervorhebungen i.O.)

Aufgrund der untrennbaren Verbindung von gesellschaftlicher Wirklichkeitsrepräsentation, Selbstdeutung und institutioneller Existenzsicherung als drei Dimensionen einer einzigen fachwissenschaftlichen Episteme, macht es ebenso wenig Sinn, den Kulturbegriff – statt ihn aufzuheben – inhaltlich und theoretisch zu fixieren, was Urte Helduser und Thomas Schwietring pointiert formulieren:

»Jeder Versuch einer definitorischen Stillstellung des Kulturbegriffs würde am eigentlichen Kern des kulturellen Geschehens vorbeigehen. Kultur – so ließe sich allenfalls ein Minimalkonsens formulieren – kann nur verstanden werden als ein reflexiver Prozess der Interpretation, also nicht als eine Sammlung von

Inhalten oder Formen (Traditionsbeständen, Werten, Sinnstiftungen usw.), sondern als ein niemals stillstehendes Geschehen der Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung, durch das der jeweils beschriebene Zustand unablässig verändert wird. Kultur ist, um es anders zu sagen, auf eine ständige Selbstreproduktion angewiesen, deren Reflexivität notwendig eine ebenso ständige Veränderung mit sich bringt [...].« (Helduser/Schwietring 2002b: 16)

Viel produktiver scheint es in diesem Sinn, den Kulturbegriff als diskursive Matrix des kulturwissenschaftlichen Denkens zu reflektieren, und die Gesellschaft als den fokussierten Gegenstand der jeweiligen – disziplinär unterschiedlichen – Wissensproduktion zu behandeln. »Kultur« und »Gesellschaft« befinden sich dadurch auf einer theoretisch differenzierbaren Ebene und müssen nicht in gegenseitiger Konkurrenz als das je bessere, deutungsmächtigere Modell gesellschaftlicher Ordnung verhandelt werden. Dies würde für das zukünftige »kulturwissenschaftliche« Denken die Möglichkeit bereitstellen, »eine weiterführende Perspektive auf Kultur *und* Gesellschaft« zu eröffnen (vgl. Maset 2002: 172; Hervorhebung i.O.).

Für die Ebene der analytisch-reflexiven Arbeit bedeutet dies, spezifische Analyseverfahren zu entwickeln, die das Potential in sich tragen, die reflexiv gestaltete Komplexität zeitgenössischer (westlicher) Gesellschaften entsprechend komplex und reflexiv erfassen zu können:

»Der wichtige Hinweis auf die »Doppelkonstitution historischer Prozesse« hat bisher aber noch nicht zu einer systematischen Darlegung von Analyseverfahren geführt, welche die mit der Doppelkonstitution verbundenen Aufgaben lösen könnten. Die in vielen Einleitungen vorfindbare Absicht, neben den Strukturen auch Denken, Wahrnehmung, Erfahrung und Handlung von historischen Akteuren und Akteurinnen zu analysieren, ist mit ihrer sprachlichen Formulierung noch nicht vollzogen. Ein Konzept der zusammenhängenden historischen Interpretation von Denk-, Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Handlungsweisen von Individuen unter Einbeziehung möglicher struktureller Einflüsse steht nicht nur vor dem Problem der Operationalisierung dieses Zusammenhangs, sondern auch vor der Schwierigkeit, die einzelnen Elemente der historischen Analyse zugänglich zu machen. Für eine konstruktive Weiterarbeit an diesen zentralen Forschungsproblemen wird eine weitergehende Öffnung der Geschichtswissenschaft für neuere sozialtheoretische Denkansätze aus Soziologie, Ethnologie, Philosophie und Linguistik unumgänglich sein.« (ebd.: 173)

In dieser von Michael Maset skizzierten Intention ließe sich der bisher diskursiv »unbemerkt« praktizierte Kulturbegriff der Volkskunde neu »bewusst« funktionalisieren: Als Relationierungsformel ist der Begriff geeignet, die Komplexität gesellschaftlicher Wirklichkeit analytisch

handhabbar zu machen, ohne die daraus folgenden Deutungen bereits aufgrund theoretischer Prämissen festzuschreiben. Sichtbar würde dann, was als Ergebnisse der relationierenden Analysesystematik und was als daran anschließende Deutungen zu verstehen sind. Damit würde keine erneute wissenschaftliche Metaposition angestrebt, sondern das eigene wissenschaftliche Denken und Deuten durchsichtiger gemacht.

Zudem ermöglicht die analytische Trennung von »Kultur« als *Denkmatrix* und »Gesellschaft« als *im Wissen hergestellter Gegenstand* die systematisch integrative Reflexion jeweils erbrachter Forschungsleistungen. Ohne die Themen der Identitätskonstruktion, Gesellschafts- und Wissenschaftspolitik sowie des »Wahrheitsgehalts« von kulturwissenschaftlichem Wissen in voneinander unabhängige Debatten auflösen zu müssen – wie es bis jetzt weitgehend geschieht – könnten diese thematischen Aspekte als analytische Kriterien für die kritische Rezeption jeglichen kulturwissenschaftlichen Wissens mitgeführt und eingesetzt werden.

In diesem Sinn ergäben sich ganz unterschiedliche neue Anschlussstellen von bereits vorhandenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskussionssträngen. Die disziplinär unterschiedlichen theoretischen Überlegungen zur »Gesellschaft« könnten in einen neuen Dialog mit dem Begriff der »Kultur« als komplexitätsorientiertes Analyseverfahren gebracht werden. Eine der Voraussetzungen dafür wäre allerdings, den Begriff der »Kultur« ganz auf die Ebene der Denkmatrix zurückzuschneiden bzw. die Benennung realer Phänomene und gesellschaftlicher Praxis als »Kultur« aufzugeben. Auf diesem Boden ergäben sich konsequent auch neue Formen und Reflexionsmöglichkeiten der Interdisziplinarität.

Aufgrund der diskursanalytisch erreichten Sichtbarkeit aller drei Dimensionen – der inhaltlichen, identitäts- und gesellschaftspolitischen – innerhalb des einen kulturwissenschaftlichen Wissens ließen sich auch die damit verbundenen Strategien individueller disziplinärer Identitätspolitik und gesellschaftlicher Orientierung zugunsten der Selbstdeutung und Reproduktion aus einer neuen Perspektive reflektieren und diskutieren. Überlegungen aus der theoretischen Arbeit zur Qualität und zum Status von (wissenschaftlichem) Wissen unter dem Stichwort der »Transdisziplinarität« (bzw. des »mode 2« und der »post-normal science«) lassen sich dann mit der Reflexion des Verhältnisses von Wissenschaft und Öffentlichkeit, von Expertentum, Beratung, gesellschaftlicher Selbstdeutung und Identitätskonstruktion als ein und dasselbe Thema verbinden. Auf dem – sichtbar gewordenen – Boden der reflexiven gesellschaftlichen Selbst-Verständigung und vor dem – diskursanalytisch geklärten – Horizont einer wissen(schaft)sbasierten Ordnung von Ge-

sellschaft könnte der Kulturbegriff als Relationierungsformel auch hier fruchtbar werden. Als Instrument, das viele unterschiedliche Stränge im Fokus der Gegenstandsformierung von Gesellschaft zusammenhält, ohne sie analytisch einzuebnen, weil immer nach den konkreten Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Strängen gefragt wird, enthält dieser relationierende Kulturbegriff das Potential, die unterschiedlichen Wissensbestände aus den angesprochenen Diskussionen zusammenzubringen – was bereits Bollenbeck als wesentliche Qualität des Kulturbegriffs festgehalten hat – und in einer neuen Weise zu organisieren. Die Komplexität der Wirklichkeit und der momentan darüber hergestellten Wissensbestände würde dadurch keineswegs reduziert, sondern analytisch reflektierbar sowie einer neuen kritischen Diskussion zugeführt.

Daran ließe sich konsequent das »kritische Projekt« Foucaults anschließen: Foucault sieht die Möglichkeit und den Ertrag eines kritischen Bewusstseins, auf dem er für seine Kritik aufbaut, darin, in jedem historischen Moment die jeweils wirkenden und als gültig erachteten Strukturen einer Zeit und Gesellschaft der Analyse zugänglich zu machen. Was bisher als gegeben und unhinterfragbar galt, wird kritisierbar und durch anderes Denken veränderbar. »Vernunft« ist in diesem Sinn statt eines Übereinstimmens mit einem übergeordneten, für alle gleichermaßen verbindlichen Ordnungswissen ganz im Gegenteil ein Prozess des Gewährwerdens, Hinterfragens und Veränderns. Wissen, das durch diesen Prozess kritischer Vernunft hervorgebracht worden ist, besteht ebenfalls ganz in seiner Historizität. Es verbirgt keine hinter (über oder unter) ihm liegenden Wesenheiten, sondern ist ganz und gar Teil eines geschichtlichen Kontextes und damit ebenfalls für Veränderung offen (vgl. Foucault 1997, 159).

Im Blick auf den diskursanalytisch transparent gemachten, gegenwärtigen Zustand in dessen Komplexität aus Bedingungen und Folgen, Interessen und Zwängen, kann die in der Studie nachvollzogene Selbstzurichtung der Volkskunde nicht nur als »Erfolgsgeschichte« gelesen werden, die mit den passgerechten fachlichen Positionierungen sowie den situationsadäquaten Profilierungen des Wissens und der institutionellen Identität qua »Kulturwissenschaft« sozusagen die volkscundliche Quadratur des Kreises präsentiert. Umgekehrt ließe sich das inhaltliche und strategische Management der Volkskunde dann kritisch als Selbstdisziplinierung im Sinn und zum Zweck der bestehenden Ordnung interpretieren.

Die allzeit geleistete und allen beteiligten Institutionen – so auch der Volkskunde – abgeforderte Selbstbearbeitung, sich in Form eines multidimensionalen Managements der vielfältigen Umweltbedingungen bestmöglich zu präsentieren und zu platzieren, zeigte sich aus diesem Blick-

winkel in einem prekären Licht. Aus der Volkskunde würde dann statt eines *positiv(istisch)en Fallbeispiels* für die produktive Konkurrenzbearbeitung vor dem Horizont gesellschaftlicher Selbstbeschreibung ein *gesellschafts- und wissenschaftskritisches Fallbeispiel* für die aktuelle Situation des unhintergehbaren Postulats, zum Unternehmer seiner selbst zu werden. Vorerst fraglos akzeptierte Selbstverständlichkeiten – wie sie zum Zweck der Analyse auch in der hier vorliegenden Studie repräsentiert sind – werden unter diesem Blickwinkel (wieder) zur Zumutung: Die Qualifizierung des Wettbewerbs als beste Form der Marktregulierung – auch für das Wissen –, der Wert der Selbstverantwortlichkeit als höchste Tugend für alle gesellschaftlichen MitspielerInnen auf diesem Wettbewerbsfeld und die selbstverständliche Positionierung des Managements als Schlüsselkompetenz für alle erscheinen dann als unzumutbare Forderungen. Anderes zu denken, wie das Leben – einzelner und aller – als Gesellschaft zu ordnen und organisieren wäre, und dieses Andere in die öffentliche Diskussion einzubringen, würde dann zur – anders als bisher gelagerten – Herausforderung für die Volkskunde wie auch für die Kultur- und Sozialwissenschaften generell.⁵

Auch das kulturwissenschaftlich hervorgebrachte und zur Orientierung angebotene Wissen selbst erschiene in einem solchen kritischen Projekt als befragbare Realität: Mit einem zweiten Blick auf das untersuchte Material ließe sich fragen, welche gesellschaftlichen Positionszuweisungen, Subjektzuschreibungen, Handlungsanweisungen und unhinterfragbaren Ordnungsvorgaben in der volkskundlich generierten Gesellschaftskonzeption enthalten sind. Oder anders formuliert: Entwirft die Volkskunde spezifische Sozialtechniken zur Vergesellschaftung und suggeriert sie Selbsttechniken zur Subjektivierung, die dem von ihr präferierten wie präsentierten Gesellschaftskonzept entsprechen sollen?

Für den Moment bzw. den Stand der hier vorgestellten Forschung bleibt (vorerst) die ambivalente Diagnose: Die Volkskunde als Kulturwissenschaft oszilliert zwischen dem erfolgreichen, selbstdisziplinierenden Existenzmanagement im aktuellen Konkurrenzkampf der Institutionen und der kritisch zu beurteilenden unternehmerischen Einsamkeit im Bemühen um eine kulturwissenschaftliche Vision vom gesellschaftlich »richtigen« Leben.

5 Für die Anregungen dieser Kritikpunkte beziehe ich mich wesentlich auf Sabine Maasens Kommentare in ihrem Prüfungsgutachten zu der hier vorliegenden Arbeit. In dieser Form möchte ich mich dementsprechend herzlich dafür bedanken.

LITERATUR

- »Abschied vom Volksleben« (1970). Redaktion: Utz Jeggle, Klaus Geiger und Gottfried Korff, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Abu-Lughod, Leila (1996): »Gegen Kultur schreiben«. In: Ilse Lenz/Andrea Germer/Brigitte Hasenjürgen (Hg.), *Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive*, Opladen: Leske + Budrich, S. 14-46.
- »Alltag und Volkskunde. Sichtweisen – Methoden – Ergebnisse« (1991). Ehrenkolloquium für Wolfgang Jacobeit am 8. Juni 1991. Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie e.V. 3.
- Alsheimer, Rainer (1996): »Die Systematikdiskussion der Mitarbeiter der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie als Austausch von europäischen (Volks-)Kulturmodellen«. In: Klaus Roth (Hg.), *Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation*, Münster et al.: Waxmann, S. 95-102.
- Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Nonhoff, Martin (Hg.) (2001): *Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen*, Hamburg: Argument Verlag.
- Amman, Klaus/Hirschauer, Stefan (Hg.) (1997): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- »Urban Europe« (1993). *Anthropological Journal on European Cultures* 2/2.
- »stadtanthropologie« (1994). *anthropolitain* 2/1.
- Appelsmeier, Heide/Billmann-Mahecha, Elfriede (Hg.) (2001): *Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Arnold, Markus (2000): »Wissenschaftskulturen. Wie die Wahrheit unser Leben und das Leben unsere Wahrheit bestimmt«. *IWK-Mitteilungen*, S. 3-11.

- Arnold, Markus (2001a): »Das Projekt. Empirische Grundlagen und methodisches Vorgehen«. In: Markus Arnold et al., Wissenschaftskulturen im Vergleich: Endbericht zum Projekt »Science as Culture«, Wien: [s.n.], S. 1-6.
- Arnold, Markus (2001b): »Disziplin & Initiation. Die kulturellen Praktiken der Wissenschaft«. In: Markus Arnold et al., Wissenschaftskulturen im Vergleich: Endbericht zum Projekt »Science as Culture«. Wien: [s.n.], S. 7-41.
- Arnold, Markus/Fischer, Roland (2004): Disziplinierungen: Kulturen der Wissenschaft im Vergleich, Wien: Turia + Kant.
- Bachmaier, Helmut/Fischer, Ernst Peter (Hg.) (1991): Glanz und Elend der zwei Kulturen. Über die Verträglichkeit der Natur- und Geisteswissenschaften, Konstanz: Universitätsverlag.
- Bachmann-Medick, Doris (1996): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Bachmann-Medick, Doris (2001): »Geisteswissenschaften auf dem Laufsteg der Kulturwissenschaften. Anmerkungen zur kulturwissenschaftlichen Forschung im Anschluss an die Tagung »Kultur und Wissen««. Historische Anthropologie 9, S. 284-289.
- Baecker, Dirk (1996): »Der Einwand der Kultur. Ein möglicher Kulturbegriff«. Berliner Journal für Soziologie 6, S. 5-14.
- Baecker, Dirk (2001): Wozu Kultur? Berlin: Kulturverlag Kadmos (2. erw. Auflage).
- Bagus, Anita (1996): »Nachgedanken zur Hochschultagung der DGV vom 16. bis 19. November 1994 in Marburg zum Thema: »Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrhunderts««. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 31, S. 195-202.
- Balke, Friedrich (1997): »Mystische Subjektivierung oder: Die Kunst der Erhebung über das Wissen«. In: Bettina Gruber (Hg.), Erfahrung und System. Mystik und Esoterik in der Literatur der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 27-48.
- Baßler, Moritz (Hg.) (2001): New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Tübingen: A. Francke Verlag (2., aktualisierte Ausgabe).
- Bauman, Zygmunt (1995): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Bausinger, Hermann (1971): Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse, Berlin/Darmstadt: Habel.
- Bausinger, Hermann (1991): »Tradition und Modernisierung«. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 87, S. 5-14.

- Bausinger, Hermann (1992): »Change of paradigms? Comments on the crisis of ethnicity«. In: Raimund Kvideland (Hg.), *Folklore Processed. In Honour of Lauri Honko on his 60th Birthday 6th March 1992*, Helsinki: Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, S. 73-77.
- Bausinger, Hermann (1993): »Übersehen beim Überfliegen. Nachträge aus der Froschperspektive zu Wolfgang Brückners »Baisse der Volkskunde«. Bayerische Blätter für Volkskunde 20, S. 131-138.
- Bausinger, Hermann (1994a): »Region – Kultur – EG«. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NF 97, S. 113-140.
- Bausinger, Hermann (1994b): »Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung der Kultur«. Zeitschrift für Volkskunde 90, S. 1-12.
- Bausinger, Hermann (1995): »Jenseits des Eigensinns: Kulturelle Nivellierung als Chance?«. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.), *Kulturen – Identitäten – Diskurse*, Berlin: Akademie Verlag, S. 229-245.
- Bausinger, Hermann (1996a): »Alltag und Utopie«. In: Wolfgang Kaschuba/Thomas Scholze/Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.), *Alltagskultur im Umbruch. Festschrift für Wolfgang Jacobeit zu seinem 75. Geburtstag*, Weimar/Wien/Köln: Böhlau, S. 31-48.
- Bausinger, Hermann (1996b): »Kulturen – Räume – Grenzen. Festvortrag«. In: Hildegard Frieß-Reimann/Fritz Schellack (Hg.), *Kulturen, Räume, Grenzen. Interdisziplinäres Kolloquium zum 60. Geburtstag von Herbert Schwedt*, Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz, S. 7-24.
- Bausinger, Hermann (1997a): »Kleiner Grenzverkehr«. In: Utz Jeggle/Freddy Raphaël (Hg.), *Kleiner Grenzverkehr: deutsch-französische Kulturanalysen = D'une rive à l'autre: rencontres ethnologiques franco-allemandes*. Paris: Maison des Sciences de l'Homme, S. 3-14.
- Bausinger, Hermann (1997b): »Die Valenz von Kulturgrenzen«. In: Utz Jeggle/Freddy Raphaël (Hg.), *Kleiner Grenzverkehr: deutsch-französische Kulturanalysen = D'une rive à l'autre: rencontres ethnologiques franco-allemandes*. Paris: Maison des Sciences de l'Homme, S. 135-149.
- Bausinger, Hermann (1997c): »Fieldwork at the Desk«. *Anthropological Journal on European Cultures* 6/2, S. 67-77.
- Bausinger, Hermann (1997d): »La Volkskunde en Allemagne depuis 1945«. *Ethnologie française* XXVII/4, S. 457-464.
- Bausinger, Hermann (1998a): »Aus der T/Raum?«. *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 43, S. 23-30.
- Bausinger, Hermann (1998b): »Nachricht aus einer verglühenden Rakete oder Volkskundler-Beschimpfung in den BBV«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 25, S. 51-53.

- Bausinger, Hermann (1999a): »Ethnizität – Placebo mit Nebenwirkungen«. In: Konrad Köstlin/Herbert Nikitsch (Hg.), *Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne*, Wien: Institut für Volkskunde, S. 31-41.
- Bausinger, Hermann (1999b): *Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse*. Darmstadt: Tübinger Vereinigung für Volkskunde (Nachdr., erw. durch ein Nachwort).
- Bausinger, Hermann/Jeggler, Utz/Korff, Gottfried/Scharfe, Martin (Hg.) (1978): *Grundzüge der Volkskunde*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Becher, Tony/Trowler, Paul R. (2001): *Academic Tribes and Territories. Intellectual Enquiry and the Cultures of Disciplines*, Buckingham: Open University Press.
- Bechdolf, Ute/Kienitz, Sabine (1995): »Visionen und Re-Visionen: Wohin führt der Blick zurück? Replik auf die ›Überlegungen zur volkskundlichen Frauenforschung‹ von Anne Blohm und Sabine Gieske.« *Zeitschrift für Volkskunde* 91, S. 83-84.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hg.) (2001): *Die Modernisierung der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2001): *Theorie reflexiver Modernisierung – Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme*. In: Ulrich Beck/Wolfgang Bonß (Hg.), *Modernisierung der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 11-59.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): *Reflexive Modernisierung, Eine Kontroverse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Stefan (1997a): *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*, Berlin: Akademie Verlag.
- Beck, Stefan (1997b): »Postfordistische Wissenschaft? Zur Herausforderung einer ›Glokalisierung‹ der Wissensproduktion«. *anthropoliten* 5, S. 5-9.
- Becker, Franziska/Merkel, Ina (1997): »Zu den Essentials des Faches ›Europäische Ethnologie‹ in Berlin«. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.), *Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 31. Oktober – 2. November 1996. Tagungsband im Auftrag der DGV, Göttingen: [s.n.], S. 26-31.
- Becker, Siegfried (1990): »Probleme und Chancen der Volkskulturforschung«. *Jahrbuch Landkreis Marburg-Biedenkopf*, S. 40-57.
- Becker, Siegfried (1992a): »Die Modernisierung des Alltagslebens. Ansätze und Ergebnisse der volkskundlichen Sachkulturforschung«.

- Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 97, S. 157-175.
- Becker, Siegfried (1992b): »Volkskundliche Forschung in Hessen. Geschichte, Organisation und Aufgaben«. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 28, S. 41-64.
- Becker, Siegfried (1994): »Gewalt, Kultur und Ethnos. Anmerkungen zu einer Ethnographie der Aggression«. In: Rolf Wilhelm Brednich/Walter Hartinger (Hg.), Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses Passau 1993, Passau: [s.n.], S. 179-201.
- Becker, Siegfried (1996): »Interethnik und kultureller Frieden. Zum Konzept des Ethnischen in der Europäischen Ethnologie«. In: Klaus Roth (Hg.), Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation, Münster et al.: Waxmann, S. 131-142.
- Beitl, Klaus/Bockhorn, Olaf (1995): »Vorwort«. In: *Ethnologia Europaea*: 5. Internationaler Kongress der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF). Wien, 12.-16.9.1994, Wien: Institut für Volkskunde, S. 7-8.
- Bell, Daniel (1985): Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Campus (2. Auflage).
- Bellanger, Silke (2001): »Trennen und Verbinden. Wissenschaft und Technik in Museen und Science Centers«. In: Andreas Lösch/Dominik Schrage/Dierk Spreen/Markus Stauff (Hg.), Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern. Heidelberg: Synchron, Wissenschaftsverlag der Autoren, S. 209-224.
- Bellwald, Werner/Inauen, Roland/Schaltenbrand, Therese (1990): »Volkskunde und Feldforschung. Ein Fach, eine Erhebungsmethode und drei Berichte dazu«. *Regio Basiliensis* 31/3, S. 213-226.
- Bender, Gerd (Hg.) (2001): Neue Formen der Wissenserzeugung. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Bendix, Regina (1997): In search of authenticity. The formation of folklore studies. Madison (Wis.) et al.: The University of Wisconsin Press.
- Bendix, Regina (1999): »Der Anthropologieladen. Plädoyer für eine Internationalisierung der Wissensproduktion«. In: Konrad Köstlin/Herbert Nikitsch (Hg.), Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne, Wien: Institut für Volkskunde, S. 99-118.
- Benedikt, Gertrud/Schneider, Birgit/Scope, Alma (1992): »Die volkskundliche Lehre – Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit«. In: Christian Stadelmann/Edith Staufer-Wierl (Hg.), Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volks-

- kundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien, Wien: Institut für Volkskunde, S. 41-47.
- Benoît, Paul (1994): »Die Theologie im dreizehnten Jahrhundert: Eine Wissenschaft, die anders ist als alle anderen«. In: Michel Serres (Hg.), *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 315-348.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.) (1993): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berking, Helmuth (2005): »Leitsemantiken. Anmerkungen zur sozialwissenschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit«. In: Beate Binder/Silke Göttisch/Wolfgang Kaschuba/Konrad Vanja (Hg.), *Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen*. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Berlin 2003, Münster: Waxmann, S. 313-320.
- Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.) (1994): *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Biagioli, Mario (Hg.) (1999): *The Science Studies Reader*. New York: Routledge.
- Bialas, Wolfgang (1994): »Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. Vom Nutzen und Nachteil der Geschichtsphilosophie für die Historie«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 267-281.
- Bieber, Hans-Joachim/Ottomeyer, Hans/Tholen, Georg Christoph (Hg.) (2002): *Die Zeit im Wandel der Zeit*, Kassel: Kassel University Press.
- Bimmer, Andreas C. (1990): »Vom ›-tum« in der Volkskunde«. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* NF 93, S. 150-173.
- Bimmer, Andreas C./Weber-Kellermann, Ingeborg (Hg.) (1985): *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte*, Stuttgart: Metzler (2. erweiterte und ergänzte Auflage).
- Binder, Beate (1992): »Technikstile. Geschlechtsspezifische Aspekte bei der Nutzung technischer Geräte als Gestaltungsmittel im Wohnbereich«. In: *Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung*. 4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, S. 89-107.

- Birrer, Frans (2001): »Combination, hybridisation and fusion of knowledge modes«. In: Gerd Bender (Hg.), *Neue Formen der Wissenserschöpfung*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 57-68.
- Blanke, Horst Walter (1993): »Typen und Funktionen der Historiographiegeschichtsschreibung. Eine Bilanz und ein Forschungsprogramm«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulien (Hg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 191-211.
- Blohm, Anne/Gieske, Sabine (1994): »Überlegungen zur volkswissenschaftlichen Frauenforschung«. *Zeitschrift für Volkskunde* 90, S. 169-182.
- Bockhorn, Olaf (1992): »Bilanz«. In: Christian Stadelmann/Edith Stauder-Wierl (Hg.), *Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien*, Wien: Institut für Volkskunde, S. 95-97.
- Bockhorn, Elisabeth und Olaf (1998): »Über die diskursanalytische Versuchung in der Volkskunde«. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* NF 101, S. 191-220.
- Bockhorn, Elisabeth und Olaf (1999): »Nochmals: Pro Vita Alpina. Eine Nachbemerkung«. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* NF 102, S. 184-185.
- Bödeker, Hans Erich (1994): »Die Entstehung des modernen historischen Denkens als sozialhistorischer Prozess. Ein Essay«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulien (Hg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 295-319.
- Böhme, Gernot (1993): *Am Ende des Bacon'schen Zeitalters. Studien zur Wissenschaftsentwicklung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot/van den Daele, Wolfgang/Krohn, Wolfgang (1973): »Die Finalisierung der Wissenschaft«. In: Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt, Starnberg: München, S. 276-311.
- Böhme, Hartmut (1996): »Vom Cultus zur (Kultur)wissenschaft. Zur historischen Semantik des Kulturbegriffs«. In: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hg.), *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 48-68.
- Böhme, Hartmut (1997): »Vorwärts ins neue Jahrzehnt !? – Eine Entgegnung auf Hans-Harald Mueller«, *Frankfurter Rundschau*, 14.10.1997, Nr. 238.

- Böhme, Hartmut/Briegel, Manfred/König, Christoph/Reisch, Linda/Steinfeld, Thomas (1999): »Wie flexibel ist die Forschung heute? Eine Diskussion unter der Leitung von Eberhart Lämmert«. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 289-309.
- Böhme, Hartmut/Matussek, Peter/Müller, Lothar (2000): *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Böhme, Hartmut/Scherpe, Klaus (Hg.) (1996): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Böschen, Stefan/Wehling, Peter (2004a): *Wissenschaft zwischen Folgenverantwortung und Nichtwissen. Aktuelle Perspektiven der Wissenschaftsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Böschen, Stefan/Wehling, Peter (2004b): »Einleitung: Wissenschaft am Beginn des 21. Jahrhunderts – Neue Herausforderungen für Wissenschaftsforschung und -politik«. In: Stefan Böschen/Peter Wehling, *Wissenschaft zwischen Folgenverantwortung und Nichtwissen. Aktuelle Perspektiven der Wissenschaftsforschung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-33.
- Bollenbeck, Georg (1994): *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a.M.: Insel Verlag.
- Bollenbeck, Georg (1997): »Die Kulturwissenschaften – mehr als ein modisches Label?«. *Merkur* 51/3, S. 259-265.
- Bollenbeck, Georg (2001): »Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt »semantischer Umbau der Geisteswissenschaften««. In: Georg Bollenbeck/Clemens Knobloch (Hg.), *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*, Heidelberg: Winter, S. 9-40.
- Bollenbeck, Georg/Knobloch, Clemens (Hg.) (2001a): *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*, Heidelberg: Winter.
- Bollenbeck, Georg/Knobloch, Clemens (2001b): »Vorwort«. In: Georg Bollenbeck/Clemens Knobloch (Hg.), *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*, Heidelberg: Winter, S. 5-6.
- Bonnell, Victoria E./Hunt, Lynn (Hg.) (1999): *Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture*, Berkeley: University of California Press.

- Bonß, Wolfgang (1995): *Vom Risiko. Unsicherheit und Ungewissheit in der Moderne*, Hamburg: Hamburger Edition.
- Bourdieu, Pierre (1988): *Homo academicus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1993): »Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität«. In: Martin Fuchs/Eberhard Berg (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 365-375.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz: UVK Universitätsverlag.
- Bowker, Geoff (1994): »Der Aufschwung der Industrieforschung«. In: Michel Serres (Hg.), *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 829-866.
- Brackert, Helmut (Hg.) (1990): *Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brackert, Helmut/Werfelmeyer, Fritz (Hg.) (1984): *Naturplan und Verfallskritik. Zu Begriff und Geschichte der Kultur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bräuer, Birgit (2000): *Ethnizität und Wohnkultur. Aspekte von Selbstverständnis und materieller Kultur Siebenbürger Sachsen in Niedersachsen*, Marburg: N.G. Elwert Verlag.
- Bredel, Ursula/Hoffmann, Nicole (Hg.) (2002): *Almas Kinder – Generationswechsel in der Wissenschaft?*, Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang.
- Brednich, Rolf W. (Hg.) (1996): *Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrtausends. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1994 in Marburg/Lahn, Göttingen*: [s.n.].
- Breuer, Rolf (1998): »Auto – Meta – Para – Post. Wörterbuch avancierter Kulturwissenschaft«. *Universitas* 53, S. 276-289.
- Brieler, Ulrich (1998): *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*, Köln et al.: Böhlau.
- Brinker-von der Heyde, Claudia (2002): »Kultur, Kulturwissenschaften und Altgermanistik: Wiederentdeckung oder Neuanfang?«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hg.), *Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 137-150.
- Brocke vom, Bernhard (1999): »Wege aus der Krise: Universitätsseminar, Akademiekommission oder Forschungsinstitut. Formen der Institutionalisierung in den Geistes- und Naturwissenschaften 1810 – 1900 – 1995«. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 193-215.

- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) (2004): *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bromley, Roger/Goettlich, Udo/Winter, Carsten (Hg.) (1999): *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*, Lüneburg: zu Klampen.
- Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hg.) (1997): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismus-Debatte*, Tübingen: Stauffenberg Verlag.
- Bruch, Rüdiger vom (1993): »Historiographiegeschichte als Sozialgeschichte, Geschichtswissenschaft und Gesellschaftswissenschaft«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 257-270.
- Bruch, Rüdiger vom (2000): »Wissenschaft im Gehäuse: Vom Nutzen und Nachteil institutionengeschichtlicher Perspektiven«. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte. Organ der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte e.V.* Weinheim, S. 37-49.
- Bruch, Rüdiger vom/Graf, Friedrich Wilhelm/Hübinger, Gangolf (Hg.) (1989): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft*, Stuttgart: Franz Steiner.
- Bruch, Rüdiger vom/Graf, Friedrich Wilhelm/Hübinger, Gangolf (Hg.) (1997): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. II. Idealismus und Positivismus*, Stuttgart: Franz Steiner.
- Bruck, Andreas (1990): »Vergangenheitsbewältigung?! Kritische Anmerkungen zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Volkskunde«. *Zeitschrift für Volkskunde* 86, S. 177-202.
- Brückner, Wolfgang (Hg.) (1983): *Volkskunde als akademische Disziplin. Studien zur Institutionenausbildung*, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.
- Brückner, Wolfgang (1992a): »Zwanzig Jahre nach Falkenstein oder die Rückkehr zur pluralen Normalität«. *Zeitschrift für Volkskunde* 86, S. 155-160.
- Brückner, Wolfgang (1992b): »Volkskunde im Abwind«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 19, S. 193-196.
- Brückner, Wolfgang (1993a): »Warum eine Baisse der Volkskunde?«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 20, S. 84-98.
- Brückner, Wolfgang (1993b): »Streit um den Abwind in der Volkskunde«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 20, S. 129-130.
- Brückner, Wolfgang (1993c): »Windhosen. Wo bläst es in der Volkskunde?«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 20, S. 193-204.
- Brückner, Wolfgang (1994a): »Fund und Erfindung. Erkenntniskritische Zugänge und sozialwissenschaftliche Theorienbildung der Volkskunde im Lichte des Konstruktivismus«. In: Burkhard Pöttler/Heinz

- Eberhart/Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.), *Innovation und Wandel. Festschrift für Oskar Moser zum 80. Geburtstag*, Graz: Selbstverlag des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde, S. 55-66.
- Brückner, Wolfgang (1994b): »Kulturwissenschaftliches Allerlei«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 21, S. 65-71.
- Brückner, Wolfgang (1994c): »Magische Volkskultur«, ein Wiedergänger«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 21, S. 31-44.
- Brückner, Wolfgang (1994d): »Zeitenwende – Seitenwechsel? Wiederkehr und Umkehrungen«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 21, S. 1-2.
- Brückner, Wolfgang (1996): »Volkskunde als Selbstvernichtungsverein«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 23, S. 79-83.
- Brückner, Wolfgang (1997a): »Volkskunde als die Cultural Studies der Germanistik oder eine Variante von Volkskunde als historischer Kulturwissenschaft«. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.), *Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 31. Oktober – 2. November 1996. Tagungsband im Auftrag der DGV. Göttingen: [s.n.], S. 52-57.
- Brückner, Wolfgang (1997b): »In Basel. Volkskunde als historische Kulturwissenschaft«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 24, S. 33-47.
- Brückner, Wolfgang (1998): »Schulpolitische Reformen – und wo bleibt die Volkskunde?«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 25, S. 129-132.
- Brückner, Wolfgang (2000): *Materialien und Realien. Stoffwertigkeiten, Symbolwelten, Zeichensysteme*, Würzburg: *Bayerische Blätter für Volkskunde*.
- Brüns, Elke/Helduser, Urte (2002): »Junge Wilde, alte Weise – ist der kulturwissenschaftliche Paradigmenwechsel der Literaturwissenschaft ein Generationswechsel?«. In: Ursula Bredel/Nicole Hoffmann (Hg.), *Almas Kinder – Generationswechsel in der Wissenschaft?*, Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 89-99.
- Brunkhorst, Hauke (2004): »Die Universität der Demokratie«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), *Universität ohne Zukunft?*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 80-96.
- Brunner, Otto/Conze, Werner/Kosselleck, Reinhart (Hg.) (2004): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zu politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bublitz, Hannelore (1999): »Diskursanalyse als Gesellschafts-»Theorie«. »Diagnostik« historischer Praktiken am Beispiel der »Kulturkrisen«

- Semantik und der Geschlechterordnung um die Jahrhundertwende«. In: Hannelore Bublit/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 22-48.
- Bublit, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.) (1999a): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bublit, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (1999b): »Diskursanalyse – (k)eine Methode? Eine Einleitung«. In: Hannelore Bublit/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 11-21.
- Bührmann, Andrea D. (1999): »Der Diskurs als Diskursgegenstand im Horizont der kritischen Ontologie der Gegenwart«. In: Hannelore Bublit/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 49-62.
- Bürger, Peter (1991): »Denken als Geste. Versuch über den Philosophen Michel Foucault«. In: François Ewald/Bernhard Waldenfels, *Spiele der Wahrheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 89-105.
- Burckhardt-Seebass, Christine (1997): Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde Basel, 31. Oktober – 2. November 1996, Göttingen: [s.n.].
- Burckhardt-Seebass, Christine (1999): »Die Verwissenschaftlichung des Selbsterlebten«. In: Konrad Köstlin/Herbert Nikitsch (Hg.), *Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne*, Wien: Institut für Volkskunde, S. 119-126.
- Burke, Peter (2001): *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft*, Berlin: Verlag Klaus Wagenbach.
- Buss, Klaus-Peter/Wittke, Volker (2001): »Wissen als Ware – Überlegungen zum Wandel der Modi gesellschaftlicher Wissensproduktion am Beispiel der Biotechnologie«. In: Gerd Bender (Hg.), *Neue Formen der Wissenserzeugung*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 123-146.
- Caruso, Paolo (1987): »Gespräch mit Michel Foucault«. In: Michel Foucault, *Von der Subversion des Wissens*. Herausgegeben und aus dem Französischen übertragen von Walter Seitter, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 7-27.
- Certeau, Michel de (1991): *Das Schreiben der Geschichte*, Frankfurt a.M. et al.: Campus.

- Chaney, David (1994): *The Cultural Turn. Scene Setting Essays on Contemporary Cultural Theory*, London/New York: Routledge.
- Chiva, Isac (1987): »Wie die Ethnologie Frankreichs entstand. Versuch einer genealogischen Begründung«. In: Isac Chiva/Utz Jeggle (Hg.), *Deutsche Volkskunde/Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen*, Frankfurt a.M./New York: Camous Verlag, S. 13-43.
- Christen, Matthias (1997): »Fremde Stimmen. Anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft«. *Neue Zürcher Zeitung*, 15./16.2.
- Clifford, James/Marcus, George (Hg.) (1986): *Writing culture*, Berkeley: University of California Press.
- Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hg.) (1994): *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart: Philipp Reclam.
- Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hg.) (1998): *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Daniel, Ute (1993): »»Kultur« und »Gesellschaft«. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte«. *Geschichte und Gesellschaft* 19, S. 69-99.
- Daniel, Ute (1997): »Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft«. *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48, S. 195-219 u. S. 259-278.
- Daniel, Ute (2001): *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Daum, Andreas (1998): *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914*, München: R. Oldenbourg Verlag.
- Daston, Lorraine (1998): »Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität«. In: Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit – Gegensatz – Komplementarität*, Göttingen: Wallstein Verlag, S. 9-39.
- Daston, Lorraine (Hg.) (2000a): *Biographies of scientific objects*, Chicago/London: University of Chicago Press.
- Daston, Lorraine (2000b): *Eine kurze Geschichte der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit*, München: Carl Friedrich von Siemens Stiftung.
- Daston, Lorraine (2001): *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Daxelmüller, Christoph (1999): »Volkskunde 2000«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 26, S. 42-54.

- Deißner, Vera (1997): Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer »tastend-schreitenden« Wissenschaft bis 1945, Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz.
- Diaz-Bone, Rainer (1999): »Probleme und Strategien der Operationalisierung des Diskursmodells im Anschluss an Michel Foucault«. In: Hannelore Bublitx/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 119-135.
- Die Geisteswissenschaften heute und morgen: Herbsttagung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Bern, 15. November 2001, Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.
- Dietzsch, Ina/Kaschuba, Wolfgang/Scholze-Irrlitz, Leonore (2008): Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme, Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Diner, Dan (2004): »Cultural Engineering – Oder die Zukunft der Geisteswissenschaften«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), Universität ohne Zukunft?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 70-79.
- Dirks, Nicholas B./Eley, Geoff/Ortner, Sherry B. (Hg.) (1994): Culture / Power / History. A Reader in Contemporary Social Theory, Princeton: Princeton University Press.
- Dorn, Marianne (1991): »Möblierte Geselligkeit. Musiktruhe und Hausbar«. In: Party-Kultur? Fragen an die Fünfziger. Hg. v. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, S. 144-149.
- Dörfler, Helene/Moresche, Susie/Present, Maria/Staufer-Wierl, Edith (1992): »Die Volksinsulaner – über den mangelnden wissenschaftlichen Diskurs!«. In: Christian Stadelmann/Edith Staufer-Wierl (Hg.), Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien, Wien: Institut für Volkskunde, S. 53-59.
- Dressel, Gert (1999): »Reflexive Historische Anthropologie als konsequente Historische Anthropologie. Oder: Warum auch wir uns zu unseren Forschungsobjekten machen sollten«. In: Gert Dressel/Bernhard Rathmayr (Hg.), Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft, Innsbruck: Studia Universitätsverlag, S. 245-276.
- Dressel, Gert/Langreiter, Nikola (2002): »Nie Zeit, nie frei – Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen«. In: Sabine Gruber/Klara Löff-

- ler/Klaus Thien (Hg.), *bewegte zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*, München/Wien: Profil, S. 119-136.
- Dressel, Gert/Rathmayr, Bernhard (Hg.) (1999): *Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft*, Innsbruck: Studia Universitätsverlag.
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1994): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Mit einem Nachwort von und einem Interview mit Michel Foucault. Aus dem Amerikanischen von Claus Rath und Ulrich Raulff*, Weinheim: Beltz Athenäum Verlag (2. Auflage).
- Dülmen, Richard van (2000): *Historische Anthropologie. Entwicklung, Probleme, Aufgaben*, Köln/Wien: Böhlau.
- Duttweiler, Stefanie (2007): *Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Eagleton, Terry (2001): *Was ist Kultur?*, München: Beck.
- »Eckwertepapier der Bund-Länder-Arbeitsgruppe zur Vorbereitung des vorgesehenen bildungspolitischen Spitzengesprächs 1993« (1994). *dgv-Informationen* 2, S. 17-21.
- Eggmann, Sabine (2004): »Der Blick auf das Eigene. Ein kulturwissenschaftlicher Zugang zur Kulturwissenschaft«. In: Markus Arnold/Gert Dressel (Hg.), *Wissenskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen*, Wien: Turia + Kant, S. 127-136.
- Eggmann, Sabine (2005): »Volkskunde/Europäische Ethnologie: Eine wissenschaftliche Disziplin und ihr Wissen. Diskursanalytische Perspektivierungen«. In: Peter Lozoviuk/Johannes Moser (Hg.), *Probleme und Perspektiven der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung*, Dresden: Thelem, S. 31-39.
- Egloff, Rainer/Fehr, Johannes/Hettche, Thomas/Métraux, Alexandre (2003): *Narrativität in den Wissenschaften. Symposium am Collegium Helveticum. Montag, 23. Juni bis Mittwoch, 25. Juni 2003. Collegium Helveticum ETH Zürich, Zürich: Collegium Helveticum.*
- Eisenstadt, Schmuël Noah (1999): »Multiple Modernities in an Age of Globalization«. In: Claudia Honegger/Stefan Hradil/Franz Traxler (Hg.), *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, ... der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, ... der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i.Br. 1998. Teil I*, Opladen: Leske + Budrich, S. 37-50.
- Eley, Geoff (1998): »Problems with Culture: German History After the Linguistic Turn«. *Central European History* 31, S. 197-227.

- Elias, Norbert (1976): »Zur Soziogenese der Begriffe ›Zivilisation‹ und ›Kultur‹«. In: Norbert Elias, Über den Prozess der Zivilisation. Bd. 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 1-64.
- Engeler, Margaret (1995): »Wer ist das Volk der Volkskunde? Ein Diskussionsbeitrag zu den Überlegungen von Hermann Bausinger und Kaspar Maase«. Zeitschrift für Volkskunde 91, S. 80-82.
- Engelmann, Jan (Hg.) (1999): Michel Foucault. Botschaften der Macht: Der Foucault-Reader. Diskurs und Medien, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Erdheim, Mario (1988): Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur. Aufsätze 1980-1987, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Erdmann, Eva/Forst, Rainer/Honneth, Axel (1991): Ethos der Moderne., Frankfurt a.M.: Campus.
- Etzemüller, Thomas (2001): Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München: R. Oldenbourg.
- Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (1991): Spiele der Wahrheit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- »Falkensteiner Protokolle« (1971). Diskussionspapiere und Protokolle der in Falkenstein (Taunus) vom 21. bis 26. Sept. 1970 abgehaltenen Wissenschaftlichen Arbeitstagung des Ständigen Ausschusses für Hochschul- und Studienfragen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Bearbeitet und herausgegeben von Wolfgang Brückner, Frankfurt a.M.: [s.n.].
- »Falkenstein vergessen? – Wir erinnern!« (1990). Zeitschrift für Volkskunde 86, S. 161-163.
- Faßler, Manfred (1996): »Rätselhafte Abstände. Oder: Transkulturelle Netzwerke«. Tübinger Korrespondenzblatt 46, S. 58-75.
- Fausser, Markus (2003): Einführung in die Kulturwissenschaft, Darmstadt: WBG.
- Felt, Ulrike/Nowotny, Helga/Taschwer, Klaus (1995): Wissenschaftsforschung. Eine Einführung, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Fink-Eitel, Hinrich (1989): Foucault zur Einführung, Hamburg: SOAK im Junius Verlag.
- Fischer, Ernst Peter (2004): »Verständnis für Wissenschaft durch Gestaltung von Wissenschaft. Zur Verbesserung des ›public understanding of science‹ in Deutschland«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), Universität ohne Zukunft?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 225-238.
- Fleischer, Michael (2001): Kulturtheorie: Systemtheoretische und evolutionäre Grundlagen, Oberhausen: Athena-Verlag.

- Flemming, Jens (1991): »Kulturgeschichte als Integrations- und Leitwissenschaft? Anmerkungen zu Verlauf und Ergebnissen einer deutschen Diskussion«. In: Dieter Sturma (Hg.), *Kultur und Kulturwissenschaft*, Lüneburg: W. Faulstich, S. 8-23.
- Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hg.) (1988): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- »Fondue versus Raclette? Oder: Der verpasste Absprung. Eindrücke und Thesen, Rückblick und Forderungen, bezogen auf die Hochschultagung der dgv in Basel 1996« (1997). *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* NF 32, S. 167-170.
- Foucault, Michel (1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1976): *Mikrophysik der Macht. Michel Foucault über Strafrecht, Psychiatrie und Medizin*, Berlin: Merve Verlag.
- Foucault, Michel (1987): *Von der Subversion des Wissens*. Herausgegeben und aus dem Französischen übertragen von Walter Seitter, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Foucault, Michel (1994): »Interview«. In: Daniel Defert/François Ewald (Hg.), *Dits et écrits*. Bd. 1, Paris: Gallimard, S. 601-620.
- Foucault, Michel (1997): *Archäologie des Wissens*. Übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (8. Auflage).
- Foucault, Michel (1999a): *Die Ordnung des Diskurses*. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Foucault, Michel (1999b): *Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*. Übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (11. Auflage).
- Foucault, Michel (2005): »Science and Knowledge«. In: Reiner Grundmann/Nico Stehr (Hg.), *Knowledge. Critical Concepts*. 5 Bde, London/New York: Routledge, S. 193-208.
- Frank, Manfred (1988): »Zum Diskursbegriff bei Foucault«. In: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 25-44.
- Frühwald, Wolfgang/Jauß, Hans Robert/Koselleck, Reinhart/Mittelstraß, Jürgen/Steinwachs, Burkhard (Hg.) (1991): *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Frühwald, Wolfgang et al. (Hg.) (2002): *Die Geisteswissenschaften in der Informationsgesellschaft*, St. Ottilien: EOS-Verlag.
- Funtowicz, Silvio O./Martinez-Alier, Joan/Munda, Giuseppe/Ravetz, Jerome R. (1999): »Information tools for environmental policy under conditions of complexity«. *Environmental Issues Series* 9.

- Funtowicz, Silvio O./Ravetz, Jerome R. (2005): »Science for the Post-Normal Age«. In: Reiner Grundmann/Nico Stehr (Hg.), *Knowledge. Critical Concepts*. 5 Bde, London/New York: Routledge, S. 365-385.
- Fuchs, Eckhardt (1997): »Positivistischer Szientismus in vergleichender Perspektive: Zum nomothetischen Wissenschaftsverständnis in der englischen, amerikanischen und deutschen Geschichtsschreibung«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs*. Bd. 3: Die Epoche der Historisierung, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 396-423.
- Fuchs, Martin (2001): »Der Verlust der Totalität. Die Anthropologie der Kultur«. In: Heide Appelsmeier/Elfriede Billmann-Mahecha (Hg.), *Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis*, Weilerswist: Vellbrück Wissenschaft, S. 18-53.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- »Geisteswissenschaften heute« (1997). Verantwortliche Redaktion Beat Sitter-Liver et al., Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.
- »Geisteswissenschaften, wozu? Beispiele ihrer Gegenstände und ihrer Fragen. Eine Vortragsreihe der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Wintersemester 1987/88« (1988). Im Auftrag von Präsident und Senat herausgegeben von Hans-Henrik Krummacher, Wiesbaden et al.: Franz Steiner.
- Gerbel, Christian/Musner, Lutz (2002): »Kulturwissenschaften: Ein offener Prozess«. In: Lutz Musner/Gotthart Wunberg (Hg.), *Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen*, Wien: WUV-Universitäts-Verlag, S. 9-23.
- »Germanistik als Kulturwissenschaft« (1999). *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 46/4.
- Gerndt, Helge (1981): *Kultur als Forschungsfeld. Über volkscundliches Denken und Arbeiten*, München: Münchener Vereinigung für Volkskunde.
- Gerndt, Helge (Hg.) (1988): *Fach und Begriff »Volkskunde« in der Diskussion*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Gerndt, Helge (1990a): »Kulturvermittlung. Modellüberlegungen zur Analyse eines Problemkomplexes am Beispiel des Atomunglücks von Tschernobyl«. *Zeitschrift für Volkskunde* 86, S. 1-13.
- Gerndt, Helge (1990b): »Tschernobyl als kulturelle Tatsache«. In: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hg.), *Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag*, Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 155-176.

- Gerndt, Helge (1992): »Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie«. Nachfragen, Einwände, Thesen«. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, S. 183-191.
- Gerndt, Helge (1997): Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende, Münster: Waxmann.
- Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzmann, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*, London: Sage Publications.
- Giegel, Hans-Joachim/Schimank, Uwe (Hg.) (2003): *Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gieryn, Thomas (1995): »Boundaries of Science«. In: Sheila Jasanoff et al. (Hg.), *Handbook of Science and Technology Studies*, Thousand Oaks: Sage, S. 393-443.
- Gieske, Sabine (1996): »Lippenstift – Ein kulturhistorischer Streifzug über den Mund. Annäherung an ein Thema«. In: Sabine Gieske (Hg.), *Lippenstift. Ein kulturhistorischer Streifzug über den Mund*, Marburg: Jonas Verlag, S. 7-16.
- Gindl, Michaela/Tauss, Ulrike (1998): »»Pro Vita Alpina«. Ein diskursanalytischer Versuch«. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* NF 101, S. 191-220.
- Giordano, Christian (1995): »Kulturanthropologische Dilemmas. Ein Plädoyer für das pragmatische Verstehen«. *kuckuck* 10/1, S. 9-13.
- Giordano, Christian/Greverus, Ina-Maria/Römhild, Regina (Hg.) (2000): *The Politics of Anthropology at Home II*, Hamburg: LIT Verlag.
- Glaser, Renate/Luserke, Matthias (Hg.) (1996): *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gockerell, Nina (1995): *Bilder und Zeichen der Frömmigkeit. Sammlung Rudolf Kriss*, München: Bayerisches Nationalmuseum.
- Goossens, Jan (1996): »Das Rhein-Maasgebiet als Gegenstand einer integrierten historischen Kulturraumforschung«. *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 41, S. 45-60.
- Gossmann, Ulla (1996): »Volkskunde. Die Kleinigkeiten der Kultur«. *Psychologie heute*, März, S. 60-67.
- Gottowik, Volker (1997): »Begegnung mit einer Ethnographie des Eigenen: John J. Honigmann beschreibt die Steiermark, und wir erkennen sie nicht«. *Zeitschrift für Volkskunde* 93, S. 17-30.
- Graevenitz, Gerhart von (Hg.) (1999a): *Konzepte der Moderne*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.

- Graevenitz, Gerhart von (1999b): »Einleitung«. In: Gerhart von Graevenitz (Hg.), *Konzepte der Moderne*, Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 1-16.
- Greenblatt, Stephen (1995): »Kultur«. In: Moritz Baßler (Hg.), *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Tübingen: A. Francke Verlag, S. 29-34.
- Greverus, Ina-Maria (1978): *Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie*, München: Verlag C. H. Beck.
- Greverus, Ina-Maria et al. (Hg.) (1988): *Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden*, Frankfurt a.M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.
- Greverus, Ina-Maria (1990a): »Anthropological Horizons, the Humanities and Human Practice«. *Anthropological Journal on European Cultures* 1, S. 13-33.
- Greverus, Ina-Maria (1990b): *Neues Zeitalter oder Verkehrte Welt. Anthropologie als Kritik*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Greverus, Ina-Maria (1990c): »Was ist Heimat – was könnte Heimat bedeuten?«. In: *Münchener Streitgespräche zur Volkskultur. Dokumentation zur Tagung vom 28.-30. November 1986 im Hofbräuhaus am Platzl*. Herausgegeben vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München, München: Buchendorfer Verlag, S. 34-37.
- Greverus, Ina-Maria (1991): »Aphorismen zu einer ›Utopie Collage‹ wie zu ihrer Verkehrung«. *kuckuck* 6/2, S. 4-9.
- Greverus, Ina-Maria (1994): »The Other and the Self: The Responsibility of Anthropology«. *Anthropological Journal on European Cultures* 3/2, S. 75-97.
- Greverus, Ina-Maria (1995a): »Anthropologische Horizonte zwischen Glückssuche und dem Prinzip Collage. Ist das anthropologische Prinzip Hoffnung verloren?«. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.), *Kulturen – Identitäten – Diskurse*, Berlin: Akademie Verlag, S. 186-209.
- Greverus, Ina-Maria (1995b): *Die Anderen und ich. Vom Sich Erkennen, Erkennt- und Anerkanntwerden. Kulturanthropologische Texte*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Greverus, Ina-Maria (1995c): »Ich spreche, also bin ich. Eine Skizze«. *kuckuck* 10/1, S. 20-26.
- Greverus, Ina-Maria (1996): »Culture: Creation – Captivity – Collage. A Plea for a Controversial Term«. *Anthropological Journal on European Cultures* 5/1, S. 127-160.
- Greverus, Ina-Maria (1997a): »L'identité et la notion de Heimat«. *Ethnologie française* XXVII/4, S. 479-490.

- Greverus, Ina-Maria (1997b): »Performing Culture. To Be is Being Spoken With«. *Anthropological Journal on European Cultures* 6/2, S. 25-45.
- Greverus, Ina-Maria (1999): »Poetics within Politics. Towards an Anthropology of the Own«. *Anthropological Journal on European Cultures* 8/2, S. 7-26.
- Greverus, Ina-Maria/Römhild, Regina (1999): »The Politics of Anthropology at Home. Some Final Reflections«. *Anthropological Journal on European Cultures* 8/2, S. 191-198.
- Grieshofer, Franz (1994): »Sach-Geschichten. Über ein Vierteljahrhundert Sammlungsgeschichte«. In: *Sach-Geschichten. Aus den Sammlungen des österreichischen Museums für Volkskunde. Das jüngste Vierteljahrhundert*, Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde, S. 18-26.
- Grossberg, Lawrence/Nelson, Cary/Treichler, Paula (1992): *Cultural Studies*, London: Routledge.
- Grundmann, Reiner/Steher, Nico (Hg.) (2005a): *Knowledge. Critical Concepts*. 5 Bde, London/New York: Routledge.
- Grundmann, Reiner/Steher, Nico (2005b): »Social Control and Knowledge in Democratic Societies«. In: Reiner Grundmann/Nico Steher (Hg.), *Knowledge. Critical Concepts*. 5 Bde, London/New York: Routledge, S. 410-420.
- Guth, Klaus (1990): »Volkskultur des Alltags? Anfragen an Kategorien der Volkskunde«. In: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hg.), *Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag*, Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 44-57.
- Gyr, Ueli (1997): »Kulturelle Alltäglichkeit in gesellschaftlichen Mikrobereichen. Standpunkte und Elemente zur Konsensdebatte«. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.), *Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 31. Oktober – 2. November 1996. Tagungsband im Auftrag der DGV*, Göttingen: [s.n.], S. 13-19.
- Gyr, Ueli (2000): »Urbanethnologie à la française. Merkmale der französischen Gegenwartsforschung in der Metropole«. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 21-34.
- Habermas, Rebekka/Minkmar, Nils (Hg.) (1992): *Das Schwein des Häuptlings. Sechs Aufsätze zur Historischen Anthropologie*, Berlin: Verlag Klaus Wagenbach.

- Hack, Lothar (2001): »Ich habe da eine Theorie« oder: Neue Fokussierungen von Kontext/en und Kompetenz/en«. In: Gerd Bender (Hg.), *Neue Formen der Wissenserzeugung*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 23-56.
- Haferkamp, Hans (1990): *Sozialstruktur und Kultur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hahn, Alois (1999): »Einführung«. In: Gerhart von Graevenitz (Hg.), *Konzepte der Moderne*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Hall, Stuart (1994): »Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht«. In: Stuart Hall, *Rassismus und kulturelle Identität*. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg: Argument Verlag, S. 137-179.
- Hall, Stuart (2000): »Kulturelle Identität und Globalisierung«. In: Karl H. Hörning/Rainer Winter (Hg.), *Widerspenstige Kulturen*. Cultural Studies als Herausforderung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 393-441.
- Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhard/Rüsen, Jörn/Straub, Jürgen (Hg.) (2004): *Handbuch der Kulturwissenschaften*. 3 Bde, Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Hanke, Christine (1999): »Kohärenz versus Ereignishaftigkeit? Ein Experiment im Spannungsfeld der foucaultschen Konzepte ›Diskurs‹ und ›Aussage‹«. In: Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse*. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 109-118.
- Hannerz, Ulf (1995): »Kultur« in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes«. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.), *Kulturen – Identitäten – Diskurse*, Berlin: Akademie Verlag, S. 64-84.
- Hansen, Klaus P. (1993): *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*, Tübingen: Gunter Narr.
- Hansen, Klaus P. (1995): *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen/Basel: Francke Verlag.
- Hardtwig, Wolfgang/Wehler, Hans-Ulrich (Hg.) (1996): *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hartinger, Walter (1991): »Volkskultur = Provinzkultur in engen Grenzen?«. *Schönere Heimat. Erbe und Auftrag* 80/1, S. 3-11.
- Hartinger, Walter (1993): »Volkskunde zwischen Heimatpflege und kritischer Sozialarbeit«. In: Klaus P. Hansen (Hg.), *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*. Eine Passauer Ringvorlesung, Tübingen: Gunter Narr, S. 41-57.
- Hartman, Geoffrey (2000): *Das beredte Schweigen der Literatur. Über das Unbehagen an der Kultur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Hartmann, Andreas (1991): »Über die Kulturanalyse des Diskurses – eine Erkundung«. *Zeitschrift für Volkskunde* 87, S. 19-28.
- Hartmann, Andreas (1997): »Transformation und Wiederkehr. Zur Grundlegung des volkskundlichen Fragens«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 24, S. 76-87.
- Hartmann, Dirk/Janich, Peter (Hg.) (1998): *Die Kulturalistische Wende. Zur Orientierung des philosophischen Selbstverständnisses*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.) (1990): *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (3. Auflage).
- Hauser, Andrea (1994): *Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Heelas, Paul/Lash, Scott/Morris, Paul (Hg.) (1996): *Detraditionalization: critical reflections on authority and identity at a time of uncertainty*, Cambridge (Mass.): Blackwell Publishers.
- Helduser, Urte/Schwietring, Thomas (Hg.) (2002a): *Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Helduser, Urte/Schwietring, Thomas (2002b): »Kultur und ihre Wissenschaft. Zur Einführung«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hg.), *Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 7-27.
- Heidrich, Hermann (Hg.) (2000): *Sachkulturforschung: gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Winsheim, Bad Winsheim: Fränkisches Freilandmuseum.*
- Heintz, Bettina (1993): »Wissenschaft im Kontext. Neuere Entwicklungen der Wissenschaftssoziologie«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 45, S. 528-552.
- Heintz, Bettina (1998): »Die soziale Welt der Wissenschaft. Entwicklungen, Ansätze und Ergebnisse der Wissenschaftsforschung«. In: Bettina Heintz/Bernd Nievergelt (Hg.), *Wissenschafts- und Technikforschung in der Schweiz*, Zürich: Seismo Verlag, S. 55-94.
- Heintz, Bettina/Nievergelt, Bernd (Hg.) (1998): *Wissenschafts- und Technikforschung in der Schweiz. Sondierungen einer neuen Disziplin*, Zürich: Seismo Verlag.
- Heinrichs, Hans-Jürgen (1995): »Eine Welt oder viele Welten? Universalismus, Relativismus und Partikularismus«. *kuckuck* 10/1, S. 4-8.

- Hemlin, Sven (2001): »Organisational aspects of mode 2 / triple helix knowledge production«. In: Gerd Bender (Hg.), *Neue Formen der Wissenserzeugung*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 181-200.
- Hengartner, Thomas (1999): *Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der Volkskundlichen Erforschung Städtischer Lebensformen*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Hengartner, Thomas (2000): »Die Stadt im Kopf. Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt«. In: Waltraud Kokot/Tomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 87-105.
- Henkel, Matthias (1997): »Die Tasse ... Zur Trinkkultur am Arbeitsplatz. Eine Arbeitsplatzanalyse aus kulturwissenschaftlicher Sicht«. In: Rolf Wilhelm Brednich/Heinz Schmitt (Hg.), *Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur*. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995, Münster et al.: Waxmann, S. 226-239.
- Henningsen, Bernd/Schröder, Stephan Michael (Hg.) (1997): *Vom Ende der Humboldt-Kosmen. Konturen von Kulturwissenschaft*, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Hepp, Andreas (1999): *Cultural Studies und Medienanalyse*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hildebrandt, Hans-Jürgen (2003): *Bausteine zu einer wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte der Ethnologie*, München: Utz.
- Hörning, Karl H./Winter, Rainer (Hg.) (2000): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hofer, Tamas (1979): »Gegenstände im dörflichen und städtischen Milieu. Zu einigen Grundfragen der mikroanalytischen Sachforschung«. In: Günther Wiegmann (Hg.), *Gemeinde im Wandel*, Münster: Cöppenrath, S. 113-135.
- Hofer, Tamas/Niedermüller, Peter (Hg.) (1988): *Life History as Cultural Construction/Performance*, Budapest: Ethnographic Institute of the Hungarian Academy of Sciences.
- Hoffmann, Hilmar/Kramer, Dieter (Hg.) (1995): *Anderssein, ein Menschenrecht. Über die Vereinbarkeit universaler Normen mit kultureller und ethnischer Vielfalt*, Weinheim: Beltz Athenäum Verlag.
- Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Traxler, Franz (Hg.) (1998): *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, ... der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, ... der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i.Br. 1998. Teil I*, Opladen: Leske + Budrich.

- Hübner, Kurt (1993): *Kritik der wissenschaftlichen Vernunft*, Freiburg i.Br.: Alber (4. Auflage).
- Hug, Theo (Hg.) (2001): *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?* 4 Bde, Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.
- Hugger, Paul (1994): »Volkskunde in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg. Zwischen Provinzialismus und Weltoffenheit«. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* NF 97, S. 97-112.
- Hugger, Paul (2001): »Volkskundliche Gemeinde- und Stadtforschung«. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.), *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 291-309.
- Hunt, Lynn (Hg.) (1989): *The New Cultural History*, Berkeley: University of California Press.
- Huntington, Samuel P. (1996): *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, München: Europaverlag.
- IFK (Hg.) (1999): *The Contemporary Study of Culture*. Herausgegeben vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr. Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien: Turia + Kant.
- Iggers, Georg G. (1993): *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Ilyes, Petra/Hannerz, Ulf (1997): »Globalisierung, Kultur und Anthropologie. Möglichkeiten transnationaler Forschung«. *anthropo* 5, S. 55-63.
- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang (1990): »Geschichtsschreibung in der DDR: Bankrott?!«. *Journal für Geschichte* 12, S. 4-13.
- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang (1991): »Vom Nutzen und Nachteil alltagsgeschichtlichen Denkens für die Historie«. In: Konrad Jarausch/Jörn Rüsen/Hans Schleier (Hg.), *Geschichtswissenschaft vor 2000. Perspektiven der Historiographiegeschichte, Geschichtstheorie, Sozial- und Kulturgeschichte*. Festschrift für Georg G. Iggers zum 65. Geburtstag, Hagen: Margit Rottmann, S. 134-147.
- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang (1995): »Alltagsgeschichte als Sozialgeschichte oder Alltagsgeschichte kontra Sozialgeschichte?«. In: Brigitte Berlekamp/Werner Röhr (Hg.), *Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 280-293.
- Jacobeit, Wolfgang (1992): »Ethnologie und Alltagsgeschichte. Zum Gegenstand von Völkerkunde und Volkskunde«. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 88, S. 129-141.

- Jacobeit, Wolfgang (1994): »Volksgeschichte – Volkskunde – Sozialgeschichte«. Kieler Blätter für Volkskunde 26, S. 215-221.
- Jacobeit, Wolfgang (1996): »Volkskunde in der DDR – kein Blick zurück im Zorn«. In: Vorwärts und nicht vergessen nach dem Ende der Gewissheit. 56 Texte für Dietrich Mühlberg zum Sechzigsten, Berlin: [s.n.], S. 463-480.
- Jacobeit, Wolfgang (1997a): »Marginalien eines nachdenklichen Volkskundlers«. Berliner Blätter. Ethnographische und Ethnologische Beiträge, S. 23-29.
- Jacobeit, Wolfgang (1997b): »Volkskunde in der Moderne. Versuch eines Paradigmawechsels«. Historische Anthropologie 5, S. 156-160.
- Jaeger, Friedrich/Rüsen, Jörn (1992): Geschichte des Historismus. Eine Einführung, München: Beck.
- Jäger, Siegfried (1993): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung.
- Jäger, Siegfried (1994): Text- und Diskursanalyse. Eine Anleitung zur Analyse politischer Texte, Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (5. Auflage).
- Jäger, Siegfried (1999): »Einen Königsweg gibt es nicht. Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen«. In: Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 136-147.
- Japp, Uwe (1988): »Der Ort des Autors in der Ordnung des Diskurses«. In: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 223-234.
- Jasanoff, Sheila et al. (Hg.) (1995): Handbook of Science and Technology Studies, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publ..
- Jeggle, Utz (1993): »Das Fremde im Eigenen. Ansichten der Volkskunde«. In: Alois Wierlacher (Hg.), Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung, München: Iudicium, S. 235-242.
- Jeggle, Utz (1994): »Volkskunde im 20. Jahrhundert«. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.), Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 51-72 (2., überarbeitete und erweiterte Auflage).
- Jeggle, Utz (1995): »Volkskunde«. In: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Heiner Keupp/Lutz von Rosenstiel/Stephen Wolff (Hg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, Weinheim: Psychologie Verlags Union (2. Auflage), S. 56-59.

- Jeggle, Utz et al. (Hg.) (1986): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*. Reinbek b. Hamburg/Tübingen: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Jeggle, Utz/Raphaël, Freddy (Hg.) (1997): *Kleiner Grenzverkehr: deutsch-französische Kulturanalysen = D'une rive à l'autre: rencontres ethnologiques franco-allemandes*, Paris: Maison des Sciences de l'Homme.
- Johler, Reinhard (1992a): »Kultur, Folklore und Herrschaft. Zur Definitionsgewalt über das »Fremde««. *kuckuck* 7/1, S. 37-40.
- Johler, Reinhard (1992b): »Volkskultur: Ideologien und Visionen«. In: Sommerakademie Volkskultur und Volksmusik 1992. 22. August – 4. September 1992, Altmünster/Gmunden, OÖ. Herausgegeben vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Österreichisches Volksliedwerk, Wien: Österreichisches Volksliedwerk, S. 27-31.
- Johler, Reinhard (1992c): »Volkskunde«. In: Sommerakademie Volkskultur und Volksmusik 1992. 22. August – 4. September 1992, Altmünster/Gmunden, OÖ. Herausgegeben vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Österreichisches Volksliedwerk, Wien: Österreichisches Volksliedwerk, S. 80-82.
- Johler, Reinhard (1993): »Konstrukte: Nationalismus, Regionalismen und Volkskultur – Zum Beitrag der Volkskunde«. In: Verband Österreichischer Geschichtsvereine (Hg.), Bericht über den neunzehnten österreichischen Historikertag in Graz vom 18.-23.5.1992, Wien: Verband Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine, S. 313-319.
- Johler, Reinhard (1994a): »Die Wiederkehr der Volkskultur. Eine Zwischenbilanz«. In: Walter Deutsch/Maria Walcher (Hg.), Sommerakademie Volkskultur 1993. 27. August – 4. September 1993, Altmünster/Gmunden OÖ. Wien: Österreichisches Volksliedwerk, S. 29-40.
- Johler, Reinhard (1994b): »Nationalistisch, national oder regional – die österreichische Volkskultur«. In: Walter Deutsch/Maria Walcher (Hg.), Sommerakademie Volkskultur 1993. 27. August – 4. September 1993, Altmünster/Gmunden OÖ, Wien: Österreichisches Volksliedwerk, S. 62-70.
- Johler, Reinhard (1995a): »Das Ethnische als Forschungskonzept: Die österreichische Volkskunde im europäischen Vergleich«. In: *Ethnologia Europaea*: 5. Internationaler Kongress der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF), Wien, 12.-16.9.1994, Wien: Institut für Volkskunde, S. 69-101.

- Johler, Reinhard (1995b): »Die kulturelle Codierung von ›heimisch‹ und ›fremd‹. Zu Problematik und Relevanz einer gegenwärtigen Forschungsstrategie«. Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 47, S. 55-62.
- Johler, Reinhard (1998): »›Wien bleibt Wien‹ – ›Wien ist anders‹ – ›Wien darf nicht Chicago werden‹: Zur Rhetorik gegenwärtiger Urbanitätsdiskurse in Wien«. Berliner Blätter. Ethnographische und Ethnologische Beiträge 17, S. 3-13.
- Johler, Reinhard (1999): »Telling a National Story with Europe. Europe and the European Ethnology«. Ethnologia Europaea 29, S. 67-73.
- Johler, Reinhard/Liesenfeld, Gertraud/Peter, Dorothea Jo./Schneider, Birgit/Vitovec, Ulrike (1992): »Über die Darstellung der österreichischen Volkskunde in der Öffentlichkeit«. In: Christian Stadelmann/Edith Staufer-Wierl (Hg.), Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien, Wien: Institut für Volkskunde, S. 23-35.
- Johler, Reinhard/Tschofen, Bernhard (1995): »Alles eigen, alles fremd oder: Die Region ist tot, es lebe...«. kuckuck 10/1, S. 14-19.
- Judet de la Combe, Pierre (1999): »Klassische Philologie als moderne Kulturkritik. Wilamowitz und die Orestie (1900)«. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 248-259.
- Jung, Thomas (1999): Geschichte der modernen Kulturtheorie, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Jung, Thomas/Müller-Dohm, Stefan (1994): »Kultursoziologie«. In: Harald Kerber/Arnold Schmieder (Hg.), Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 473-497.
- Kallweit, Hilmar (1994): »Zur ›anthropologischen‹ Wende in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – aus der Sicht des ›Archäologen‹ Michel Foucault«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 17-47.
- Kämmerlings, Richard (1999): »Plapperkrähen kriegen kein Telegramm. Wer braucht die bunten Vögel? Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde tagt in Halle«. Frankfurter Allgemeine Zeitung 13.10./Nr. 238, S. 54.
- Kammler, Clemens (1986): Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks, Bonn: Bouvier.

- Kaschuba, Wolfgang (1986): »Mythos oder Eigensinn. ›Volkskultur‹ zwischen Volkskunde und Sozialgeschichte«. In: Utz Jeggle et al. (Hg.), *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*, Reinbek b. Hamburg/Tübingen: Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 469-507.
- Kaschuba, Wolfgang (1990): »Geschichte, Tradition, Alltagskultur – Zugangsweisen zum Begriff Volkskultur«. In: *Münchner Streitgespräche zur Volkskultur. Dokumentation zur Tagung vom 28.-30. November 1986 im Hofbräuhaus am Platzl*. Herausgegeben vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München, München: Buchendorfer Verlag, S. 22-27.
- Kaschuba, Wolfgang (1994): »Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs«. *Berliner Journal für Soziologie* 4, S. 179-192.
- Kaschuba, Wolfgang (1995a): »Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs«. *Zeitschrift für Volkskunde* 91, S. 27-45.
- Kaschuba, Wolfgang (1995b): »Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft?«. *Geschichte und Gesellschaft* 21, S. 80-95.
- Kaschuba, Wolfgang (1995c): »Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs«. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.), *Kulturen – Identitäten – Diskurse*, Berlin: Akademie Verlag, S. 11-30.
- Kaschuba, Wolfgang (1995d): »Wiedergewinnung der Gemeinschaft: Ethnisierung als Identitätsstrategie«. In: *Ethnologia Europaea: 5. Internationaler Kongress der Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore (SIEF)*, Wien, 12.-16.9.1994, Wien: Institut für Volkskunde, S. 123-142.
- Kaschuba, Wolfgang (Hg.) (1995e): *Kulturen – Identitäten – Diskurse*, Berlin: Akademie Verlag.
- Kaschuba, Wolfgang (1996): »Historizing the Present? Construction and Deconstruction of the Past«. *Ethnologia Europaea* 26, S. 123-136.
- Kaschuba, Wolfgang (1997a): »Die Europäische Ethnologie und der Raum der Geschichte«. *Berliner Blätter. Ethnographische und Ethnologische Beiträge*, S. 4-22.
- Kaschuba, Wolfgang (1997b): »Field Work and the Representation of Ethnology«. *Anthropological Journal on European Cultures* 6, S. 123-127.
- Kaschuba, Wolfgang (1997c): »Identité, altérité et mythe ethnique«. *Ethnologie française* XXVII, S. 499-515.

- Kaschuba, Wolfgang (1998): »Kulturalismus oder Gesellschaft als ästhetische Veranstaltung?«. *Ästhetik & Kommunikation* 29/100, S. 93-98.
- Kaschuba, Wolfgang (1999): *Einführung in die Europäische Ethnologie*, München: Beck.
- Kaschuba, Wolfgang/Scholze, Thomas/Scholze-Irritz, Leonore (Hg.) (1996): *Alltagskultur im Umbruch. Festschrift für Wolfgang Jacob zu seinem 75. Geburtstag*, Weimar/Köln/Wien: Böhlau 1996.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth (1993): »Einleitung«. In: NAHE FREMDE – fremde Nähe: Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht. 5. Tagung zur Frauenforschung vom 15.-18. Oktober 1992 in Retzhof/Leibnitz. WIDEE, Wissenschaftlerinnen in der Europäischen Ethnologie. In Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde und der Kommission für Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Wien: Wiener Frauenverlag, S. 7-14.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth (1997): »Das Andere, das Umgebung schafft«. In: Anne Claire Groffmann/Beatrice Ploch/Ute Ritschel/Regina Römhild (Hg.), *Kulturanthropologinnen im Dialog. Ein Buch für und mit Ina-Maria Greverus, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag*, S. 85-108.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth (1998): *Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth (2000): *Wohnen und Wohnkultur im Wandel*. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 123-138.
- Kaube, Jürgen (2002): »Uns braucht jeder. Der Betrieb nickt ab: Zur Lage der Geisteswissenschaften«. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 09.12., Feuilleton.
- Keisinger, Florian/Lang, Timo/Müller, Markus/Seischab, Steffen/Steinacher, Angelika/Wörner, Christine (Hg.) (2003): *Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Keller, Reiner (2001): »Wissenssoziologische Diskursanalyse«. In: Reiner Keller/Andreas Hirsland/Werner Schneider/Willy Viehöver (Hg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd. 1: Theorien und Methoden*, Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 113-143.
- Keller, Reiner (2004): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.) (2001): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden, Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.) (2003): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd. 2: Forschungspraxis, Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kess, Bettina/Götz, Susanne (1998): »Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-Kulturen«. In: Bayerische Blätter für Volkskunde 25, S. 161-163.
- Kimmich, Dorothee/Thumfart, Alexander (Hg.) (2004a): Universität ohne Zukunft? Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kimmich, Dorothee/Thumfart, Alexander (2004b): »Universität und Wissensgesellschaft: Was heißt Autonomie für die moderne Hochschule?«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), Universität ohne Zukunft?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-35.
- Kittler, Friedrich (2001): Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft, München: Wilhelm Fink (2., verbesserte Auflage).
- Klein, Armin (1993): »Kultur in der Provinz«. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 30, S. 129-144.
- Klinger, Cornelia (2002): »Die Kategorie Geschlecht zwischen Natur, Kultur und Gesellschaft«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietering (Hg.), Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 69-84.
- Knecht, Michi (1993): »Bilder – Texte – Macht. Wie die Darstellung von »anderen« Frauen als Opfer und »anderen« Kulturen als frauenfeindlich zur Rechtfertigung von Ausgrenzung benutzt wird«. In: NAHE FREMDE – fremde Nähe: Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht. 5. Tagung zur Frauenforschung vom 15.-18. Oktober 1992 in Retzhof/Leibnitz. WIDEE, Wissenschaftlerinnen in der Europäischen Ethnologie. In Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde und der Kommission für Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Wien: Wiener Frauenverlag, S. 273-301.
- Knecht, Michi/Niedermüller, Peter (1998): »Stadtethnologie und die Transformation des Städtischen. Eine Einleitung«. Berliner Blätter. Ethnographische und Ethnologische Beiträge 17, S. 3-13.
- Knecht, Michi/Welz, Gisela (1992): »»Postmoderne Ethnologie« und empirische Kulturwissenschaft. Textualität, Kulturbegriff und Wissenschaftskritik bei James Clifford«. Tübinger Korrespondenzblatt 41, S. 3-18.

- Kneer, Georg (1996): Rationalisierung, Disziplinierung und Differenzierung. Zum Zusammenhang von Sozialtheorie und Zeitdiagnose bei Jürgen Habermas, Michel Foucault und Niklas Luhmann, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hg.) (2000): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen, München: Fink (2. Auflage).
- Knorr-Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin (1999): *Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge*, Cambridge (Mass.): Harvard University Press.
- Knorr-Cetina, Karin/Grathoff, Richard (1988): »Was ist und was soll kultursoziologische Forschung?«. In: Hans Georg Soeffner (Hg.), *Kultur und Alltag*, Göttingen: Schwartz & Co., S. 21-36.
- Kocka, Jürgen (2000): »Historische Sozialwissenschaft heute«. In: Paul Nolte et al. (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, Münster: Verlag C. H. Beck, S. 5-24.
- Köck, Christoph (1997): »Materialität als Programm. Zur wissenschaftlichen Kooperation von Freilichtmuseum und Universitätsvolkskunde«. In: Arbeitstagung Freilichtmuseen am 10. und 11. Oktober 1996. Herausgegeben vom Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern e.V., Großweil: Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern, S. 24-33.
- Kögler, Hans Herbert (1994): Michel Foucault, Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Könenkamp, Wolf (1991): »Gescheitert und vergessen. Folgenlos aus der Geschichte der Volkskunde«. In: Kai Detlev Sievers (Hg.), *Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert*, Neumünster: Karl Wachholtz, S. 171-192.
- König, Christoph/Lämmert, Eberhard (1999a): *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- König, Christoph/Lämmert, Eberhard (1999b): »Einleitung«, In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 7-13.
- Kokot, Waltraud/Hengartner, Thomas/Wildner, Kathrin (Hg.) (2000): *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Korff, Gottfried (1978): »Kultur«. In: Hermann Bausinger/Utz Jeggle/Gottfried Korff/Martin Scharfe, *Grundzüge der Volkskunde*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 17-80.

- Korff, Gottfried (1994): »Euro Disney und Disney-Diskurse. Bemerkungen zum Problem transkultureller Kontakt- und Kontrasterfahrungen«. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 90, S. 207-232.
- Korff, Gottfried (1996a): »Mind in Matters. Anmerkungen zur volkswissenschaftlichen Sachkulturforschung«. In: Wolfgang Kaschuba/Thomas Scholze/Leonore Scholze-Irritz (Hg.), *Alltagskultur im Umbruch. Festschrift für Wolfgang Jacobeit zu seinem 75. Geburtstag*, Weimar/Wien/Köln: Böhlau, S. 11-28.
- Korff, Gottfried (1996b): »Namenswechsel als Paradigmenwechsel? Die Umbenennung des Faches Volkskunde an deutschen Universitäten als Versuch einer »Entnationalisierung««. In: Sigrid Weigel/Birgit Erdle (Hg.), *Fünzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus*, Zürich: Vdf Hochschulverlag an der ETH, S. 403-434.
- Korff, Gottfried (1997): »Das Profil des Faches und die Möglichkeiten und Grenzen der Interdisziplinarität«. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.), *Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 31. Oktober – 2. November 1996. Tagungsband im Auftrag der dgV, Göttingen: [s.n.], S. 43-51.
- Korff, Gottfried (1999): »Dinge: unsäglich kultiviert. Notizen zur volkswissenschaftlichen Sachkulturforschung«. In: Franz Grieshofer/Margot Schindler (Hg.), *Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitzl*, Wien: Verein für Volkskunde, S. 273-290.
- Korff, Gottfried et al. (1993): *Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkswissenschaftlicher Museumsarbeit. Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe »Kulturhistorische Museen« in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Stuttgart/Waldenbuch vom 6. bis 9. Oktober 1992*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Köstlin, Konrad (1990): »Der Begriff Volkskultur und seine vielfältige Verwendung«. In: *Münchener Streitgespräche zur Volkskultur. Dokumentation zur Tagung vom 28.-30. November 1986 im Hofbräuhaus am Platzl*. Herausgegeben vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München, München: Buchendorfer Verlag, S. 12-15.
- Köstlin, Konrad (1991a): »Der Alltag und das ethnografische Präsenz«. *Ethnologia Europaea* 21, S. 71-85.
- Köstlin, Konrad (1991b): »DDR-Volkskunde: die Entdeckung einer fernen Welt?«. *Zeitschrift für Volkskunde* 87, S. 225-243.
- Köstlin, Konrad (1991c): »Folklore, Folklorismus und Modernisierung«. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 87, S. 46-66.

- Köstlin, Konrad (1992): »Eröffnung und Einführung«. In: Sommerakademie Volkskultur und Volksmusik 1992. 22. August – 4. September 1992, Altmünster/Gmunden, OÖ. Herausgegeben vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Österreichisches Volksliedwerk, Wien: Österreichisches Volksliedwerk, S. 15-26.
- Köstlin, Konrad (1993): »Vom doppelten Gesicht der Volkskultur. Zusammenfassung«. In: Walter Deutsch/Maria Walcher (Hg.), Sommerakademie Volkskultur 1993, Wien: Österreichisches Volksliedwerk, S. 56-61.
- Köstlin, Konrad (1994a): »Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden«. *Ethnologia Europaea* 24, S. 5-20.
- Köstlin, Konrad (1994b): »Souvenirs im Lebensmuseum«. In: Konrad Köstlin (Hg.), *Ums Leben Sammeln. Ein Projekt*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, S. 186-203.
- Köstlin, Konrad (1995a): »Das Ethnographische Paradigma und die Ethnologia Europaea«. In: *Ethnologia Europaea*: 5. Internationaler Kongress der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF), Wien, 12.-16.9.1994, Wien: Institut für Volkskunde, S. 9-29.
- Köstlin, Konrad (1995b): »Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance«. *Zeitschrift für Volkskunde* 91, S. 47-64.
- Köstlin, Konrad (1995c): »Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne«. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* NF 98, S. 255-275.
- Köstlin, Konrad (1995d): »Volkskultur und Moderne«. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* NF 98, S. 91-94.
- Köstlin, Konrad (1995/1996): »Wissenschaft als Lieferant von Erfahrung«. In: *Volkskunde und Brauchtumpflege im Nationalsozialismus in Salzburg. Referate, Diskussionen, Archivmaterial. Bericht zur Tagung am 18. und 19. November 1994 in der Salzburger Residenz*, Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, S. 25-34.
- Köstlin, Konrad (1996a): »Die ›Historische Methode‹ der Volkskunde und der ›Prozess der Zivilisation‹ des Norbert Elias«. In: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hg.), *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 93-115.
- Köstlin, Konrad (1996b): »Perspectives of European Ethnology«. *Ethnologia Europaea* 26, S. 169-180.
- Köstlin, Konrad (1997): »Exotismus des Nahen: das Abenteuer der Nähe«. In: Utz Jeggle/Freddy Raphaël (Hg.), *Kleiner Grenzverkehr: deutsch-französische Kulturanalysen = D'une rive à l'autre: ren-*

- contres ethnologiques franco-allemandes, Paris: Maison des Sciences de l'Homme, S. 35-52.
- Köstlin, Konrad (1998): »Diskurs und Diskursanalyse als Praxis?«. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NF 102, S. 186-190.
- Köstlin, Konrad (1999a): »Ethnographisches Wissen als Kulturtechnik«. In: Konrad Köstlin/Herbert Nikitsch (Hg.), Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne, Wien: Institut für Volkskunde, S. 9-30.
- Köstlin, Konrad (1999b): »Vanishing Borders and the Rise of Culture(s)«. Ethnologia Europaea 29, S. 31-36.
- Köstlin, Konrad (1999c): »Wissenschaftliche Orientierungen und gesellschaftliche Entwicklungen – ein Dialog: Volkskunde«. In: Gert Dressel/Bernhard Rathmayr (Hg.), Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft, Innsbruck: Studia Universitätsverlag, S. 139-151.
- Köstlin, Konrad (2002): »Die Kongresstasche und die Europäische Ethnologie«. In: Lutz Musner/Gotthart Wunberg (Hg.), Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen, Wien: WUV-Universitäts-Verlag, S. 191-219.
- Köstlin, Konrad/Nikitsch, Herbert (Hg.) (1999): Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne, Wien: Institut für Volkskunde.
- Koschorke, Albrecht (2004): »Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernichtung. Einführung in die Paradoxologie des deutschen Hochschulwesens«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), Universität ohne Zukunft?. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 142-157.
- Kramer, Dieter (1970): »Wem nützt Volkskunde?« Zeitschrift für Volkskunde 66, S. 1-16.
- Kramer, Dieter (1990): »Die Pferde der Bauern von Unterfinning. Oder: Warum mir eine integrale Kulturwissenschaft wichtig ist«. Zeitschrift für Volkskunde 86, S. 167-176.
- Kramer, Dieter (1992a): »Aufforderung zur Nestflucht«. In: Christian Stadelmann/Edith Stauer-Wierl (Hg.), Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien, Wien: Institut für Volkskunde, S. 71-80.
- Kramer, Dieter (1992b): »Innovationen im Kulturprozess. Aktuelle Überlegungen zu einem alten Thema«. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NF 95, S. 339-354.
- Kramer, Dieter (1993): »Kultur und Regeln. Bemerkungen zu Günter Wiegelmans theoretischen Konzepten«. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 30, S. 145-152.

- Kramer, Dieter (1994a): »Extreme Nesthocker«. Bayerische Blätter für Volkskunde 21, S. 45-47.
- Kramer, Dieter (1994b): »Menschenrechtsdiskussion und Ethnologen«. Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie 9, S. 27-42.
- Kramer, Dieter (1994c): »Wider den Kleinmut der Kulturwissenschaften«. Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie e.V. Berlin 8, S. 11-14.
- Kramer, Dieter (1995a): »Die Furcht vor dem Fremden und die Sicherheit im Ghetto. Die Diskussionen der Römerberggespräche von 1994 und die Beunruhigung durch das ganz Andere«. In: Hilmar Hoffmann/Dieter Kramer (Hg.), Anderssein, ein Menschenrecht. Über die Vereinbarkeit universaler Normen mit kultureller und ethnischer Vielfalt, Weinheim: Beltz Athenäum Verlag, S. 139-178.
- Kramer, Dieter (1995b): »Regionalität und Universalität«. kuckuck 10/1, S. 34-36.
- Kramer, Dieter (1996): »Die Ressource »kulturelle Vielfalt« und die Transkulturalität. Bemerkungen zu Wolfgang Welsch und Johann Gottfried Herder«. Kunst und Kultur 9, S. 14-15.
- Kramer, Dieter (1997a): »DGV und dgv: Völkerkunde und Volkskunde«. Berliner Blätter. Ethnographische und Ethnologische Beiträge, S. 30-40.
- Kramer, Dieter (1997b): »Dürfen Ethnien sein? Zur Diskussion um das Recht auf Anderssein«. In: Dieter Kramer, Von der Notwendigkeit der Kulturwissenschaft. Aufsätze zu Volkskunde und Kulturtheorie, Marburg: Jonas Verlag, S. 86-94.
- Kramer, Dieter (1997c): »»Ethnische« Konflikte?«. epd Entwicklungspolitik 1, S. 32-36.
- Kramer, Dieter (1997d): Von der Notwendigkeit der Kulturwissenschaft. Aufsätze zu Volkskunde und Kulturtheorie, Marburg: Jonas Verlag.
- Kramer, Dieter (1999): »Beschreibend oder wertend? Kulturbegriffe in Ethnologie und Philosophie«. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 95, S. 1-22.
- Kramer, Karl-Sigismund (1990): »Volkskultur. Ein Beitrag zur Diskussion des Begriffes und seines Inhaltes«. In: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hg.), Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag, Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 13-29.
- Kramer, Karl-Sigismund (1995): »Dingbedeutsamkeit. Zur Geschichte des Begriffes und seines Inhaltes«. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums und Berichte aus dem Forschungsinstitut für Realienkunde, S. 22-32.

- Kreis, Georg (1994): »Zur Debatte um den Begriff der multikulturellen Gesellschaft«. *uni nova. Wissenschaftsmagazin der Universität Basel* 70, S. 46-49.
- Krohn, Wolfgang/van den Daele, Wolfgang (2001): »Science as an agent of change: Finalization and experimental implementation«. In: Gerd Bender (Hg.), *Neue Formen der Wissenserzeugung*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 201-228.
- Küttler, Wolfgang (1994): »Die Anfänge der Geschichtswissenschaft und die Ambivalenzen der Moderne«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 381-389.
- Küttler, Wolfgang/Rüsen, Jörn/Schulin, Ernst (Hg.) (1993-1999): *Geschichtsdiskurs. 5 Bde*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- »Kulturwissenschaften« (1999). *Beiträge zur historischen Sozialkunde. Sondernummer.*
- Kuntz, Andreas (1990): »Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volksculturellen Erforschung rezenter Sachkultur«. *Ethnologia Europaea* 20, S. 61-80.
- Kuntz, Andreas (1995): »Symbolisch? – Original, Migrationsgeschichte, Folklorismus«. In: Andreas Kuntz (Hg.), *Lokale und biographische Erfahrungen. Studien zur Volkskunde*, Münster/New York: Waxmann, S. 351-366.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2000): *Hegemonie und radikale Demokratie: zur Dekonstruktion des Marxismus*, Wien: Passagen Verlag (2., durchgesehene Auflage).
- Landfried, Klaus (2004): »Die Zukunft der Universitäten und die Rolle der Geisteswissenschaften«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), *Universität ohne Zukunft?*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 52-69.
- Landwehr, Achim (2001): *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse*, Tübingen: Edition diskord.
- Lang, Barbara (1995): »»Kreuzberg ist nicht mehr Kreuzberg«. Zur »symbolischen Gentrifizierung« des Stadtteils Berlin-Kreuzberg«. *keas* 8, S. 43-59.
- Lang, Barbara (1998): »Die (un)soziale Stadt. Vorüberlegungen zu einer »Ethnographie städtischer Konflikte«. *Berliner Blätter. Ethnographische und Ethnologische Beiträge* 17, S. 14-24.
- Lang, Barbara (2000): »Zur Ethnographie der Stadtplanung. Die planerische Perspektive auf die Stadt«. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Stadtfor-*

- schung. Eine Bestandsaufnahme, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 55-68.
- Langewiesche, Dieter (2004): »Wieviel Geisteswissenschaften braucht die Universität«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), Universität ohne Zukunft?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 36-51.
- Latour, Bruno (1994a): »Pasteur und Pouchet: Die Heterogenese der Wissenschaftsgeschichte«. In: Michel Serres (Hg.), Elemente einer Geschichte der Wissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 749-789.
- Latour, Bruno (1994b): »Joliot: Geschichte und Physik im Gemenge«. In: Michel Serres (Hg.), Elemente einer Geschichte der Wissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 869-902.
- Latour, Bruno (2002): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag (2. Auflage).
- Lauterbach, Burkhard (Hg.) (1995a): Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg.
- Lauterbach, Burkhard (1995b): »Vorwort: Was macht Angestellte interessant?«. In: Burkhard Lauterbach (Hg.), Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg, S. 21-23.
- Lauterbach, Burkhard (1995c): »Angestellte – ein fremdes Volk? Zur Geschichte ihrer Entdeckung«. In: Burkhard Lauterbach (Hg.), Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg, S. 42-47.
- Lauterbach, Burkhard (1995d): »Der Weg zur Arbeit«. In: Burkhard Lauterbach (Hg.), Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg, S. 116-124.
- Lauterbach, Burkhard (1995e): »Hierarchie und Ordnung«. In: Burkhard Lauterbach (Hg.), Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg, S. 262-269.
- Lauterbach, Burkhard (1995f): »»Liebe Kolleginnen und Kollegen«. Gemeinschaftsäußerungen im Angestelltenmilieu«. In: Burkhard Lauterbach (Hg.), Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg, S. 290-307.
- Lauterbach, Burkhard (1995g): »Die neue Frau tritt auf«. In: Burkhard Lauterbach (Hg.), Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg, S. 328-329.
- Lauterbach, Burkhard (2000): »Arbeit. Volkskundliche Sichtweisen auf ihre großstädtischen Ausprägungen«. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), Kulturwissenschaftliche Stadt-

- forschung. Eine Bestandsaufnahme, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 285-300.
- Lehmann, Albrecht (1995): »Vom Verstehen des Selbstverständlichen. Fragestellungen und Methoden der Volkskunde«. In: Sophie Fethauer et al. (Hg.), Die Standortpresse: Kulturwissenschaften in der Standortdiskussion, Hamburg: von Bockel Verlag, S. 87-91.
- Lehmann, Albrecht (1997): »Zur empirischen volkskundlichen Forschung«. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.), Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 31. Oktober – 2. November 1996. Tagungsband im Auftrag der DGV, Göttingen: [s.n.], S. 20-25.
- Lehmann, Hans Georg (2000): Deutschland Chronik 1945-2000, Bonn: Bouvier.
- Leimgruber, Walter (2003): »Alpine Kultur: Konstanz und Wandel eines Begriffs«. In: Kulturelle Diversität im Alpenraum. Workshop der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Thun, 29./30. November 2001, Bern: Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften, S. 53-67.
- Leimgruber, Walter (2004): »Label und Identität. Das Fach auf der Suche nach sich selbst«. In: Regina Bendix/Tatjana Eggeling (Hg.), Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde, Göttingen: Schermer, S. 69-80.
- Leimgruber, Walter (2005): »Alpine Kultur: Welche Kultur für welchen Raum?«. In: Beate Binder/Silke Göttisch/Wolfgang Kaschuba/Konrad Vanja (Hg.), Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Berlin 2003, Münster et al.: Waxmann, S. 147-155.
- Lemke, Thomas/Krasmann, Susanne/Böckling, Ulrich (Hg.) (2000a): Gouvernamentalität der Gegenwart, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lemke, Thomas/Krasmann, Susanne/Böckling, Ulrich (2000b): »Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologie. Eine Einleitung«. In: Thomas Lemke/Susanne Krasmann/Ulrich Böckling (Hg.), Gouvernamentalität der Gegenwart, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-40.
- Lenk, Carsten (1996): »Kultur als Text. Überlegungen zu einer Interpretationsfigur«. In: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hg.), Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 116-128.

- Lepenes, Wolf (1978): Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lepenes, Wolf (1985): Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München: Carl Hanser Verlag.
- Letsch, Mandy/Lindner, Rolf (1994): »U-Bahn-Ethnologie. Die U-Bahn als paradigmatischer Ort / Metropolis – Metro«. kuckuck 9/1, S. 20-26.
- Lichtblau, Klaus (1996): Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lichtblau, Klaus (2002): »Soziologie als Kulturwissenschaft? Zur Rolle des Kulturbegriffs in der Selbstreflexion der deutschsprachigen Soziologie«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietering (Hg.), Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 101-120.
- Liebscher, Hansjörg (1992): »Kultur als Methode – Methode als Kultur«. In: Christian Stadelmann/Edith Staufer-Wierl (Hg.), Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien, Wien: Institut für Volkskunde, S. 63-69.
- Lindner, Rolf (1987): »Zur kognitiven Identität der Volkskunde«. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 41, S. 1-19.
- Lindner, Rolf (1990): »Einmal Falkenstein und zurück? Einige Anmerkungen zur ›Wahmbecker Resolution««. Zeitschrift für Volkskunde 86, S. 164-166.
- Lindner, Rolf (Hg.) (1994): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität, Frankfurt a.M.: Campus.
- Lindner, Rolf (1995a): »Global/Regional. Vorläufige Auskunft über eine Forschungsperspektive«. kuckuck 10/1, S. 31-33.
- Lindner, Rolf (1995b): »Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien- und Wissenschaftskultur«. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.), Kulturen – Identitäten – Diskurse, Berlin: Akademie Verlag, S. 31-44.
- Lindner, Rolf (1997): »Perspektiven der Stadtethnologie«. Historische Anthropologie 5, S. 319-328.
- Lindner, Rolf (1998): »Die Idee des Authentischen«. kuckuck 13/1, S. 58-61.
- Lindner, Rolf (2000): Die Stunde der ›cultural studies‹, Wien: WUV-Universitäts-Verlag.
- Lindner, Rolf (2001): »›Lived Experience‹. Über die kulturelle Wende in den Kulturwissenschaften.« In: Lutz Musner et al. (Hg.), Cultural

- Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Wien: Turia + Kant, S. 11-19.
- Lindner, Rolf (2003): »Vom Wesen der Kulturanalyse«. Zeitschrift für Volkskunde 99, 177-188.
- Lindner, Rolf (2005): »Einführung«. In: Beate Binder/Silke Göttisch/Wolfgang Kaschuba/Konrad Vanja (Hg.), Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Berlin 2003, Münster et al.: Waxmann, S. 311-312.
- Lindner, Rolf/Welz, Gisela (1994): »Was wir schon immer über Stadt-anthropologie...«. anthropolitan 2/1, S. 19-22.
- Link, Jürgen (1983): Elementare Literatur und generative Diskursanalyse, München: Fink.
- Link, Jürgen (1988): »Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik«. In: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 284-307.
- Link, Jürgen (1998): Versuch über den Normalismus, Opladen: Westdeutscher Verlag (2., aktualisierte und erweiterte Ausgabe).
- Link, Jürgen (1999): »Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse: Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse, am Beispiel des Normalismus«. In: Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 148-161.
- Linke, Uli (1990): »Folklore, Anthropology, and the Government of Social Life«. Comparative Studies in Society and History 32, S. 117-148.
- Linke, Uli (1995): »Power and Culture Theory: Problematizing the Focus of Research in German Folklore Scholarship«. In: Regina Bendix/Rosemary Zumwalt Lévy (Hg.), Folklore interpreted: essays in honor of Alan Dundes, New York/London: Garland, S. 417-447.
- Lipp, Carola (1993): »Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts«. Zeitschrift für Volkskunde 89, S. 1-33.
- Lipp, Carola (1996): »Politische Kultur oder das Politische und Gesellschaftliche in der Kultur«. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Kulturgeschichte Heute, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 78-110.

- Lipp, Carola (2000): »Kulturgeschichte und Gesellschaftsgeschichte – Missverhältnis oder glückliche Verbindung?«. In: Paul Nolte et al. (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, München: Verlag C. H. Beck, S. 25-35.
- Löfgren, Orvar (1989): »The Nationalization of Culture«. *Ethnologia Europaea* 19, S. 5-23.
- Löfgren, Orvar (1993): »Materializing the Nation in Sweden and America«. *ethnos* 3-4, S. 161-196.
- Löffler, Klara (1997): »Über die Volkskunde und ihre Alltage«. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.), *Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 31. Oktober – 2. November 1996. Tagungsband im Auftrag der DGV, Göttingen: [s.n.], S. 98-113.
- Lorenz, Maren (2003): »Wozu Anthropologisierung der Geschichte? Einige Anmerkungen zur kontraproduktiven Polarisierung der Erkenntnisinteressen in den Geisteswissenschaften«. *Historische Anthropologie* 11, S. 415-434.
- Lorey, Isabell (1999): »Macht und Diskurs bei Foucault«. In: Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 87-96.
- Lüdtke, Alf (Hg.) (1989): *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1992a): *Beobachtungen der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1992b): *Universität als Milieu*, Bielefeld: C. Haux.
- Luhmann, Niklas (1995): »Kultur als historischer Begriff«. In: Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 4, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 31-54.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1999): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lutter, Christina/Reisenleitner, Markus (1998): *Cultural Studies. Eine Einführung*, Wien: Verlag Turia + Kant.

- Maase, Kaspar (1996): »Zum wissenschaftlichen Profil der ›Zeitschrift für Volkskunde«. Eine Analyse der Jahrgänge 1986-1995«. Tübinger Korrespondenzblatt 47, S. 71-80.
- Maasen, Sabine (1998): *Genealogie der Unmoral. Zur Therapeutisierung sexueller Selbst*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Maasen, Sabine (1999): *Wissenssoziologie*, Bielefeld: transcript.
- Maasen, Sabine/Winterhager, Mathias (Hg.) (2001): *Science Studies. Probing the Dynamics of Knowledge*, Bielefeld: transcript.
- Maasen, Sabine (2003a): »Zur Therapeutisierung sexueller Selbst. ›The Making Of« einer historischen Diskursanalyse«. In: Reiner Keller/Andreas Hirsland/Werner Schneider/Willy Viehöver (Hg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 2: Forschungspraxis*, Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 119-146.
- Maasen, Sabine (2003b): »Science by Management«. In: *uni nova, Wissenschaftsmagazin der Universität Basel* 95, S. 24-25.
- Marquard, Odo (1986): »Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften«. In: Odo Marquard, *Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien*, Stuttgart: Reclam.
- Marschall, Wolfgang (1990): *Klassiker der Kulturanthropologie. Von Montaigne bis Margaret Mead*, München: Beck.
- Marti, Urs (1982): *Michel Foucaults Entwurf einer anti-idealistischen Geschichtsschreibung*, Zürich: Diss. phil.-hist. Bern 1982.
- Marti, Urs (1988): *Michel Foucault*, München: Verlag C. H. Beck.
- Maset, Michael (2002a): *Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Maset, Michael (2002b): »Kultur *oder* Gesellschaft? Zur Diskussion über eine kulturwissenschaftliche Wende in der deutschen Geschichtswissenschaft«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hg.), *Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 151-178.
- Matter, Max (1995): »Das Eigene und das Fremde – Gedanken zur Volkskunde als Europäische Ethnologie«. In: Andreas Kuntz (Hg.), *Lokale und biographische Erfahrungen. Studien zur Volkskunde*, Münster/New York: Waxmann, S. 271-283.
- Maus, Heinz (1946/47): »Zur Situation der deutschen Volkskunde«. *Die Umschau* 1/2, S. 349-359.
- Medick, Hans (2001): »Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie«. *Historische Anthropologie* 9, S. 78-92.
- Meier, Frank/Schimank, Uwe (2004): »Neue Steuerungsmuster an den Universitäten: Mögliche Folgen für die geisteswissenschaftliche

- Forschung«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), Universität ohne Zukunft?. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 97-123.
- Meiners, Uwe/Ziessow, Karl-Heinz (Hg.) (2000): Dinge und Menschen. Geschichte, Sachkultur, Museologie, Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg.
- Mentges, Gabriele/Mohrmann, Ruth-E./Foerster, Cornelia (Hg.) (2000): Geschlecht und materielle Kultur. Frauen-Sachen. Männer-Sachen. Sach-Kulturen, Münster et al.: Waxmann.
- Mergel, Thomas (1996): »Kulturgeschichte – die neue ›große Erzählung‹? Wissenssoziologische Bemerkungen zur Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit in der Geschichtswissenschaft«. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Kulturgeschichte Heute, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 41-77.
- Mergel, Thomas/Welskopp, Thomas (Hg.) (1997): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München: Verlag C. H. Beck.
- Merkel, Ina (2002): »Außerhalb von Mittendrin. Individuum und Kultur in der zweiten Moderne«. Zeitschrift für Volkskunde 98, S. 229-256.
- Mersch, Dieter: »Anderes Denken. Michel Foucaults ›performativer‹ Diskurs«. In: Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 162-176.
- »Metropolis« (1994). kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde 9/1.
- Meyer-Krahmer, Frieder et al. (Hg.) (1999): Geisteswissenschaften und Innovationen, Heidelberg: Physica-Verlag.
- Miller, James (1995): Die Leidenschaft des Michel Foucault, Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Mills, Sara (1997): Discourse. The New Critical Idiom, London/New York: Routledge.
- Mittelstraß, Jürgen (1989): Glanz und Elend der Geisteswissenschaften. Oldenburger Universitätsreden Nr. 27, Oldenburg 1989.
- Mittelstraß, Jürgen (1992): Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mittelstraß, Jürgen (1997): Universität – Wissenschaft – Gesellschaft. Über das Leben in einer Leonardo-Welt, Innsbruck/Wien: Studien-Verlag.
- Mittelstraß, Jürgen (1998): Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Mittelstraß, Jürgen (Hg.) (1999): Die Zukunft des Wissens. XVIII. Deutscher Kongress für Philosophie. Konstanz, 4.-8. Oktober 1999. Vorträge und Kolloquien, Berlin: Akademie Verlag.
- Mohrmann, Ruth-E. (1989/90): »Volkskunde und Geschichte«. Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 34/35, S. 9-23.
- Mohrmann, Ruth-E. (1992): »Perspektiven historischer Sachforschung«. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 88, S. 142-160.
- Mohrmann, Ute (Hg.) (1991): Geschichte der Völkerkunde und Volkskunde an der Berliner Universität. Zur Aufarbeitung des Wissenschaftserbes, Berlin: Forschungsstelle Universitätsgeschichte.
- Moosmüller, Alois (1998): »Interkulturelle Kommunikation und globale Wirtschaft. Zu den Risiken und Chancen von kultureller Differenz«. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 94, S. 189-207.
- Müller, Hans-Peter (1994): »Kultur und Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer neuen Kulturosoziologie?«. Berliner Journal für Soziologie 4, S. 135-156.
- Müller, Harro (1988): »Einige Notizen zu Diskurstheorie und Werkbegriff«. In: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 235-243.
- Müller-Funk, Wolfgang (1998): »Gramsci in Disneyland. Zur amerikanischen Version von Kulturwissenschaften«. Merkur 52, S. 1075-1082.
- Müller-Funk, Wolfgang (2001): »Kultur, Kultur. Anmerkungen zu einem Zauberwort«. Merkur 55, S. 717-723.
- »Münchener Streitgespräche zur Volkskultur« (1990). Dokumentation zur Tagung vom 28.-30. November 1986 im Hofbräuhaus am Platzl. Herausgegeben vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München, München: Buchendorf Verlag.
- Musner, Lutz (2005): »Wissenschaftler als Jahrmarktartisten«. In: Beate Binder/Silke Götsch/Wolfgang Kaschuba/Konrad Vanja (Hg.), Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Berlin 2003, Münster et al.: Waxmann, S. 321-328.
- Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart (1999): »Vorwort: Kulturwissenschaft/en – eine Momentaufnahme«. Beiträge zur historischen Sozialkunde. Sondernummer, S. 3-6.
- Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart/Lutter, Christina (Hg.) (2001): Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Wien: Turia + Kant.
- Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart (Hg.) (2002): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen, Wien: WUV-Universitäts-Verlag.

- Nader, Laura (Hg.) (1996): *Naked Science. Anthropological Inquiry into Boundaries, Power, and Knowledge*, New York/London: Routledge.
- Nassehi, Armin (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Neidhardt, Friedhelm/Lepsius, M. Rainer/Weiß, Johannes (Hg.) (1986): *Kultur und Gesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Neumann, Siegfried (1993): »Vorwort«. In: Siegfried Neumann (Hg.), *Volksleben und Volkskultur in Vergangenheit und Gegenwart*, Bern et al.: Peter Lang, S. 7-9.
- Niedermüller, Peter (1991): »Die Volkskultur und die Symbolisierung der Gesellschaft: der Mythos der Nationalkultur in Mitteleuropa«. *Tübinger Korrespondenzblatt* 49, S. 27-43.
- Niedermüller, Peter (1992): »Die imaginäre Vergangenheit. Volkskultur und Nationalkultur in Ungarn«. *Zeitschrift für Volkskunde* 88, S.185-201.
- Niedermüller, Peter (1994): »Politics, Culture and Social Symbolism. Some Remarks on the Anthropology of Eastern European Nationalism«. In: *Ethnologia Europaea* 24, S. 21-34.
- Niedermüller, Peter (1996): »Interkulturelle Kommunikation im Post-Sozialismus«. In: Klaus Roth (Hg.), *Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation*, Münster: Waxmann, S. 143-151.
- Niedermüller, Peter (1998): »History, Past, and the Post-Socialist Nation«. *Ethnologia Europaea* 28, S. 169-182.
- Niedermüller, Peter (1999): »Ethnographie Osteuropas: Wissen, Repräsentation, Imagination. Thesen und Überlegungen«. In: Konrad Köstlin/Herbert Nikitsch (Hg.), *Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne*, Wien: Institut für Volkskunde, S. 42-67.
- Neumann, Gerhard/Weigel, Sigrid (Hg.) (2000): *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaft zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Nöth, Winfried (2002): »Paradigmen des Dualismus »Kultur vs. Natur« und Ansätze zu dessen Dekonstruktion«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hg.), *Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 69-84.
- Nowotny, Helga (1997): »Transdisziplinäre Wissensproduktion – Eine Antwort auf die Wissensexplosion?« In: Friedrich Stadler (Hg.), *Wissenschaft als Kultur. Österreichs Beitrag zur Moderne*, Wien/New York: Springer, S. 177-195.
- Nowotny, Helga (1999): *Es ist so. Es könnte auch anders sein. Über das veränderte Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Nünning, Ansgar (1998): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie, Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (Hg.) (2003): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven, Stuttgart: J.B. Metzler.
- Oexle, Otto Gerhard (1998): Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit – Gegensatz – Komplementarität?, Göttingen: Wallstein Verlag.
- Oexle, Otto Gerhard (1999): »Auf dem Wege zu einer Historischen Kulturwissenschaft«. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 105-123.
- Ort, Claus-Michael (1999): »Was leistet der Kulturbegriff für die Literaturwissenschaft. Anmerkungen zur Debatte«. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 46, S. 534-545.
- Osterhammel, Jürgen (1997): »Einige Tendenzen der Epoche«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulín (Hg.), Geschichtsdiskurs. Bd. 4: Krisenbewusstsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880-1945, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 393-398.
- Ottenjann, Helmut (1998): »Der Frauenkopfschmuck ›Ohreisen‹. Ein Indikator des Sachkulturtransfers aus den Niederlanden in nord- und westdeutsche Regionen während des 17. und 18. Jahrhunderts«. Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 43, S. 123-154
- »Party-Kultur? Fragen an die Fünfziger« (1991). Herausgegeben vom Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Peetz, Siegbert (1997): »Unzeitgemäße Begriffe der Kulturentwicklung bei Lasaulx und Burckhardt (zugleich ein Beitrag zu Burckhardts Potenzenlehre)«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulín (Hg.), Geschichtsdiskurs. Bd. 3: Die Epoche der Historisierung, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 447-456.
- Peter, Dorothea Jo. (1992): »Zur Egnelik. Oder: Plädoyer für die Neubenennung der ›Volkskunde‹ mit einem Kunstnamen«. In: Christian Stadelmann/Edith Staufer-Wierl (Hg.), Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien, Wien: Institut für Volkskunde, S. 99-102.
- Peter, Dorothea Jo./Broczka, Judith/Hawlik, Susanne (1992): »Zur Gesellschaftsrelevanz von volkskundlichen Themen und deren Inhalten«. In: Christian Stadelmann/Edith Staufer-Wierl (Hg.), Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volks-

- kundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien, Wien: Institut für Volkskunde, S. 15-20.
- Petermann, Werner (2004): Die Geschichte der Ethnologie, Wuppertal: Hammer Verlag.
- Peukert, Detlev J.K. (1991): »Die Unordnung der Dinge. Michel Foucault und die deutsche Geschichtswissenschaft«. In: François Ewald/Bernhard Waldenfels (Hg.), Spiele der Wahrheit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 320-333.
- Ploch, Beatrice (1995): »Eignen sich mental maps zur Erforschung des Stadtraumes? Möglichkeiten der Methode«. *ke* 8, S. 23-41.
- Pongs, Armin (1998): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Individuum und Gesellschaft in Zeiten der Globalisierung. Bd. 1, München: Dilemma Verlag.
- Pongs, Armin (2000): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich. Bd. 2, München: Dilemma Verlag.
- Pongs, Armin (2003): In welcher Welt wollen wir leben? Nationalstaat und Demokratie in Zeiten der Globalisierung. Bd. 1, München: Dilemma Verlag.
- Precht, Richard (1996): »Kultur. Ein Plädoyer gegen die kulturelle Belanglosigkeit der Kulturwissenschaften«. *Die Zeit* 12.7., Nr. 29, S. 29.
- Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter (Hg.) (1990): Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter/Kastner, Maria/Maasen, Sabine/Walter, Wolfgang (Hg.) (1991): Die sog. Geisteswissenschaften. Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954-1987, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rabinow, Paul (1986): »Representations Are Social Facts: Modernity and Post-Modernity in Anthropology«. In: James Clifford/George Marcus (Hg.), *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: University of California Press, S. 234-261.
- Reckwitz, Andreas/Sievert, Holger (Hg.) (1999): Interpretation, Konstruktion, Kultur: ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reinalter, Helmut et al. (Hg.) (1997): Geisteswissenschaften wozu? Studien zur Situation der Geisteswissenschaften, Thaur et al.: Druck- und Verlagshaus Thaur.

- Reinalter, Helmut et al. (Hg.) (1998): Die Geisteswissenschaften im Spannungsfeld zwischen Moderne und Postmoderne, Wien: Passagen-Verlag.
- Röcklein, Hedwig (1994): »Emanzipation der Alltagsgeschichte. Ein Kommentar zum Beitrag von Philipp Sarasin«. WerkstattGeschichte 3/7, S. 53-54.
- Rolshoven, Johanna (2000): »Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und ›sozialer Bewegung‹«. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 107-122.
- Römhild, Regina (1998a): Die Macht des Ethnischen: Grenzfall Russlanddeutsche. Perspektiven einer politischen Anthropologie, Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang.
- Römhild, Regina (1998b): »Ethnizität und Ethnisierung: Die gemanagte Kultur als Ausgrenzungsinstrument«. kuckuck 13/2, S. 4-9.
- Römhild, Regina (1999): »Home-Made Cleavages. Ethnonational Discourse, Diasporization, and the Politics of Germanness«. Anthropological Journal on European Cultures 8, S. 99-120.
- Römhild, Regina/Graudenz, Ines (1996): »Grenzerfahrungen. Deutschstämmige Migranten aus Polen und der ehemaligen Sowjetunion im Vergleich«. In: Regina Römhild/Ines Graudenz (Hg.), Forschungsfeld Aussiedler. Ansichten aus Deutschland, Frankfurt a.M./Bern: Peter Lang, S. 29-68.
- Rosenberg, Rainer (2001): »Die Semantik der ›Szientifizierung‹: Die Paradigmen der Sozialgeschichte und des linguistischen Strukturalismus als Modernisierungsangebote an die deutsche Literaturwissenschaft«. In: Georg Bollenbeck/Clemens Knobloch (Hg.), Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945, Heidelberg: Winter, S. 122-131.
- Roth, Klaus (1995): »Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation«. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 91, S. 163-181.
- Roth, Klaus (1996): »European Ethnology and Intercultural Communication«. Ethnologia Europaea 26, S. 3-16.
- Roth, Klaus (1999): »Toward ›Politics of Interethnic Coexistence‹. Can Europe Learn from the Multiethnic Empires?«. Ethnologia Europaea 29, S. 37-51.
- Rouse, Joseph (1999): »What Are Cultural Studies of Scientific Knowledge?«. Configurations 1.1, S. 57-94.
- Rüsen, Jörn (1994): »Historische Methode und religiöser Sinn – Vorüberlegungen zu einer Dialektik der Rationalisierung des histori-

- schen Denkens in der Moderne«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulien (Hg.), *Geschichtsdiskurs*. Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 344-377.
- Said, Edward (1994): *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*, Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Salein, Kirsten (2000): »Vom Umgang mit Natur in Frankfurt am Main. Ein Grünprojekt als »regionales Interventionsprogramm««. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 139-151.
- Sarasin, Philipp (1994): »Autobiographische Ver-Sprecher. Diskursanalyse und Psychoanalyse in alltagsgeschichtlicher Perspektive«. *WerkstattGeschichte* 3/7, S. 31-41.
- Sarasin, Philipp (1996): »Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte«. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 131-164.
- Sarasin, Philipp (2001a): »Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft«. In: Reiner Keller/Andreas Hirsland/Werner Schneider/Willy Viehöver (Hg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Bd. 1: Theorien und Methoden, Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 58-80.
- Sarasin, Philipp (2001b): *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers, 1765-1914*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sarasin, Philipp (2003): *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sarasin, Philipp (2005): *Michel Foucault zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Scharfe, Martin (1990): »Hessisches Abendmahl. Exkurs zu Wissenschaft und Vergewisserung in volkskundlichem und folkloristischem Tableau«. *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* NF 26, S. 9-46.
- Scharfe, Martin (1992): »Volkskunde in den Neunzigern«. *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* NF 28, S. 65-76.
- Scharfe, Martin (1993): »Technik und Volkskultur«. In: Wolfgang König/Marlene Landsch (Hg.), *Kultur und Technik. Zu ihrer Theorie und Praxis in der modernen Lebenswelt*, Frankfurt a.M./Bern: Peter Lang, S. 43-69.
- Scharfe, Martin (1994): »Verirrt auf der Strasse. Zu einem Paradigma der Moderne«. In: Burkhard Pöttler/Heinz Eberhart/Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.), *Innovation und Wandel. Festschrift für Oskar*

- Moser zum 80. Geburtstag, Graz: Selbstverlag des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde, S. 357-376.
- Scharfe, Martin (1995): »Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur«. *Zeitschrift für Volkskunde* 91, S. 1-26.
- Scharfe, Martin (1996): »Grundzüge der Kulturwissenschaft Volkskunde, Grundzüge ihres Studiums«. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.), *Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrtausends. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1994 in Marburg/Lahn, Göttingen*: [s.n.], S. 9-22.
- Scharfe, Martin (1997): »Schlangenhaut am Wege. Über einige Gründe unseres Vergnügens an musealen Objekten«. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* NF 100, S. 301-327.
- Scharfe, Martin (1999a): »Böse Geister vertreiben. Volkskundliches Wissen als kulturelle Praxis. Zugleich ein Beitrag zur Brauchforschung«. In: Konrad Köstlin/Herbert Nikitsch (Hg.), *Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne*, Wien: Institut für Volkskunde, S. 137-167.
- Scharfe, Martin (1999b): »Das Missverständnis als Phänomen und Problem der Kultur«. In: Franz Grieshofer/Margot Schindler (Hg.), *Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitzl*, Wien: Verein für Volkskunde, S. 461-493.
- Scharfe, Martin (2003): »Denkmäler des Irrtums. Kritik einer gläubigen Wissenschaft«. In: Beate Binder/Silke Göttisch/Wolfgang Kaschuba/Konrad Vanja (Hg.), *Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen*. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Berlin 2003, Münster et al.: Waxmann, S. 329-335.
- Schiera, Pierangelo (1999): »Das Politische der Deutschen Wissenschaft«. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Schiffauer, Werner (1996): »Die Angst vor der Differenz. Zu neuen Strömungen in der Kulturanthropologie«. *Zeitschrift für Volkskunde* 92, S. 20-31.
- Schiffauer, Werner (1997): »Discussion«. *Anthropological Journal on European Cultures* 6, S. 188-190.
- Schilling, Heinz (1993): »Kulturanthropologie ist, was Kulturanthropologen tun. Forschung zwischen Planungsbeteiligung und Planungskritik«. *anthropo* 1, S. 5-26.
- Schilling, Heinz (1994a): »Die Metropole im Kopf«. *kuckuck* 9/1, S. 4-9.
- Schilling, Heinz (1994b): »Die Fremden der Deutschen«. *anthropo* 2/1, S. 23-28.

- Schilling, Heinz (1997): »Being near and being distant: How strange must the anthropologist be?«. *Anthropological Journal on European Cultures* 6, S. 115-121.
- Schindelka, Martina (1996): »Diskurse im Fach: Inhalte dominieren«. *Volkskunde in Rheinland Pfalz. Informationen der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V.* 11/1, S. 43-50.
- Schindler, Norbert (2002): »Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft. Eine Polemik«. *Historische Anthropologie* 10, S. 276-294.
- Schleier, Hans (1997): »Kulturgeschichte im 19. Jahrhundert: Oppositionswissenschaft, Modernisierungsgeschichte, Geistesgeschichte, spezialisierte Sammlungsbewegung«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulz (Hg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 3: Die Epoche der Historisierung*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 424-446.
- Schlesier, Renate (1999): »Anthropologie und Kulturwissenschaft in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg«. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 219-231.
- Schmid, Wilhelm (1987): *Die Geburt der Philosophie im Garten der Lüste. Michel Foucaults Archäologie des platonischen Eros*, Frankfurt a.M.: Athenäum.
- Schmidt, Andreas (1996a): »Die Poesie der Kultur. Ein Versuch über die Krise der wissenschaftlichen Volkskunde«. *Zeitschrift für Volkskunde* 92, S. 66-76.
- Schmidt, Andreas (1996b): »Das Verschwinden des Menschen im Spiel. Volkskunde in der Postmoderne«. In: Michael Simon/Hildegard Friß-Reimann (Hg.), *Volkskunde als Programm. Updates zur Jahrtausendwende*, Münster: Waxmann, S. 27-38.
- Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich/Stederoth, Dirk (Hg.) (1993): *Kultur-Theorien. Annäherungen an die Vielschichtigkeit von Begriff und Phänomen der Kultur*, Kassel: Gesamthochschulbibliothek Kassel.
- Schönert, Jörg (1996): »Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft: Probleme der Wissenschaftsentwicklung«. In: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hg.), *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 192-208.
- Schöning-Kalender, Claudia (1993): »Multikulturalität – Versuch über Dimensionen von Differenz«. In: NAHE FREMDE – fremde Nähe: Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht. 5. Tagung zur Frauenforschung vom 15.-18. Oktober 1992 in Retzhof/Leibnitz. WIDEE, Wissenschaftlerinnen in der Europäischen Ethnologie. In

- Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde und der Kommission für Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Wien: Wiener Frauenverlag, S. 57-72.
- Schöttker, Detlev (2004): »Geisteswissenschaften im Visier des Journalismus. Zu einem Motiv des ›deutschsprachigen‹ Feuilletons in den neunziger Jahren«. In: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.), *Universität ohne Zukunft?*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 239-254.
- Schöttler, Peter (1988): »Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse«. In: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 159-199.
- Schöttler, Peter (1997): »Wer hat Angst vor dem ›linguistic turn‹?«. *Geschichte und Gesellschaft* 23, S. 134-151.
- Scholze, Thomas (1994): »Die ›eingebildete‹ Metropole. Anmerkungen zum Thema: Berlin und die Volkskunde«. *kuckuck* 9/1, S. 10-15.
- Schrage, Dominik (1999): »Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, ›mehr‹ ans Licht zu bringen«. In: Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 63-74.
- Schriewer, Klaus (1993): *Die strukturelle Lebensformanalyse. Ein Beitrag zur volkskundlichen Theoriediskussion*, Marburg: Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften.
- Schriewer, Klaus (1995): »Das Recht der kleinen Leute – Theoretische Probleme der Feldforschung«. In: Andreas Kuntz (Hg.), *Lokale und biographische Erfahrungen. Studien zur Volkskunde*, Münster/New York: Waxmann, S. 77-87.
- Schröder, Gerhart/Breuninger, Helga (Hg.) (2001): *Kulturtheorien der Gegenwart. Ansätze und Positionen*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Schuhladen, Hans (1994): »Wieviel Vielfalt ertragen wir?«. *Zeitschrift für Volkskunde* 90, S. 37-58.
- Schulin, Ernst (1994): »Der Zeitbegriff in der Geschichtsschreibung der Aufklärung und des deutschen Historismus«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 333-343.
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Campus.

- Schulze, Winfried (Hg.) (1994): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schwedt, Herbert (1994): »Kulturen und Grenzen in Europa«. In: Herbert Schwedt, Probleme ländlicher Kultur. Gesammelte Aufsätze, Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz, S. 195-198.
- Schwendter, Rolf (2002): »(Theorie) der Subkultur – revisited«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hg.), Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 85-98.
- Seidenspinner, Wolfgang (1996): »Aggressive Folklore«. Zeitschrift für Volkskunde 92, S. 208-226.
- Seier, Andrea (1999): »Kategorien der Entzifferung: Macht und Diskurs als Analyseraster«. In: Hannelore Bublit/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 75-86.
- Senghaas, Dieter (1998): Zivilisierung wider Willen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Serres, Michel (1994a): »Paris 1800«. In: Michel Serres (Hg.), Elemente einer Geschichte der Wissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 597-642.
- Serres, Michel (1994b): »Vorwort, dessen Lektüre sich empfiehlt, damit der Leser die Absicht der Autoren kennenlernt und den Aufbau dieses Buches versteht«. In: Michel Serres (Hg.), Elemente einer Geschichte der Wissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 11-36.
- Serres, Michel (Hg.) (1994): Elemente einer Geschichte der Wissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sieder, Reinhard (1994): »Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?«. Geschichte und Gesellschaft 20, S. 445-468.
- Simon, Christian (1997): »Gesellschaftsgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Frankreich und Deutschland«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulz (Hg.), Geschichtsdiskurs. Bd. 3: Die Epoche der Historisierung, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 355-376.
- Slapansky, Wolfgang (1992): »Zur Notwendigkeit, die Volkskunde unter neuem Namen neu zu institutionalisieren«. In: Christian Stadelmann/Edith Staufer-Wierl (Hg.), Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien, Wien: Institut für Volkskunde, S. 85-89.

- Smith, Philip (2001): *Cultural Theory. An Introduction*, Malden (Mass.)/Oxford: Blackwell Publishers.
- Snow, Charles Percy (1967): *Die zwei Kulturen: literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*, Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Soeffner, Hans-Georg (1989): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sofsky, Wolfgang (2001): »Systematische und historische Anthropologie«. *Historische Anthropologie* 9, S. 457-461.
- Sohn, Werner (1999): »Diskursanalyse am Beispiel der klassischen Genetik«. In: Hannelore Bublit/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 210-230.
- »Sommerakademie Volkskultur. Weg und Raum« (1995). Redaktion Walter Deutsch/Maria Walcher, Wien: Österreichisches Volksliedwerk.
- Stadelmann, Christian/Staufer-Wierl, Edith (Hg.) (1992a): *Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien*, Wien: Institut für Volkskunde.
- Stadelmann, Christian/Staufer-Wierl, Edith (1992b): »»Schlechter Name ist halb gegangen«. Zur Geschichte der »Zweite[n] und letzte[n] studentische[n] Volkskundetagung – erste[n] studentische[n] kulturwissenschaftliche[n] Tagung««. In: Christian Stadelmann/Edith Staufer-Wierl (Hg.), *Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien*, Wien: Institut für Volkskunde, S. 11-14.
- »STADTDSCHUNGEL« (1995). *kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 8.
- Stagl, Justin (1992): »Lebensformen – Konzepte und Wirklichkeiten«. In: *Sommerakademie Volkskultur und Volksmusik 1992*, 22. August – 4. September 1992, Altmünster/Gmunden, OÖ. Herausgegeben vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Österreichisches Volksliedwerk, Wien: Institut für Volkskunde, S. 57-68.
- Stagl, Justin (1993): »Zur Geschichte der Nationalkultur«. In: Walter Deutsch/Maria Walcher (Hg.): *Sommerakademie Volkskultur 1993*, Wien: Österreichisches Volksliedwerk, S. 42-55.

- »Stellungnahmen des Institutes für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der Philipps-Universität Marburg zu den Studienstrukturreformplänen« (1994). dgv-Informationen, S. 21-22.
- Stehr, Nico (2003): Wissenspolitik. Die Überwachung des Wissens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stehr, Nico (2005): »The Texture of Knowledge Societies«. In: Reiner Grundmann/Nico Stehr (Hg.), Knowledge. Critical Concepts. 5 Bde, London/New York: Routledge, S. 112-135.
- Steiner-Khamsi, Gita (1994): »Die Kulturalisierung der Einwanderungsfrage – ein Erfolg für die Sozialwissenschaften?«. uni nova. Mitteilungen aus der Universität Basel 70, S. 50-53.
- Stellwag, Karin (1991): »Wirtschaftswunderwelt. Tendenzen des Wohnens in den 50ern«. In: Party-Kultur? Fragen an die Fünfziger. Herausgegeben vom Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, S. 135-140.
- Stocking, George (1995): »Delimiting Anthropology: Historical Reflections on the Boundaries of a Boundless Discipline«. Social Research 62, S. 933-966.
- Streng, Petra/Bakay, Gunter (1999): »Volkskunde als Erlebnisagentur, oder: Von der Technik des volkskundlichen Überlebens«. In: Konrad Köstlin/Herbert Nikitsch (Hg.), Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne, Wien: Institut für Volkskunde, S. 127-136.
- Studienrichtungsvertretung Volkskunde der Universität Wien (Hg.) (1990): Ohne Engagement – Volkskunde zwischen Nein und Danke! 1. Studentische Tagung am 19./20. November 1988 in Werfen/Salzburg-Land, Wien: Studienrichtungsvertretung Volkskunde der Universität Wien.
- Stücheli, Peter (2000): »Kulturwissenschaften« in der Schweiz? Erkundigungen zur Situation der Geisteswissenschaften und der Theologie im Jahr 2000«. Center for Science and Technology Studies (Cest), Bern: Center for Science and Technology Studies.
- Stücheli, Peter (2001): »Einladung zu einem Kantengang. »Kulturwissenschaften« – zur Diskussion über eine Modernisierungsformel«. Neue Zürcher Zeitung, 02.05., Festival-Beilage.
- Sturma, Dieter (Hg.) (1991): Kultur und Kulturwissenschaft, Lüneburg: W. Faulstich.
- Strohbach, Hermann (1991a): »Forschungen in den achtziger Jahren zur Geschichte von Kultur und Lebensweise des deutschen Volkes«. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 39, S. 462-479.

- Strobbach, Hermann (1991b): »Volkskundliche Forschung an der ehemaligen Akademie der Wissenschaften zu Berlin«. Zeitschrift für Volkskunde 87, S. 207-224.
- Stüwe, Klaus et al. (Hg.) (1999): Geisteswissenschaften und Wissenschaftspolitik an der Schwelle zum dritten Jahrtausend, Opladen: Leske + Budrich.
- Szöllösi-Janze, Margit (2000): »Lebens-Geschichte – Wissenschafts-Geschichte. Vom Nutzen der Biographie für Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte«. Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, Organ der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte e.V., Weinheim: Wiley-VCH Verlag.
- Thierner-Sachse, Ursula (1993): »»Ethnos« und »ethnische Identität« als wissenschaftliche Kategorien«. Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie e.V. 7, S. 17-23.
- Timm, Elisabeth (1999): »Nicht Freund, nicht Feind. Überlegungen zum Verhältnis von Volkskunde und Völkerkunde«. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 95, S. 73-86.
- Toulmin, Stephen (2005): »The Invention of Disciplines«. In: Reiner Grundmann/Nico Stehr (Hg.), Knowledge. Critical Concepts. 5 Bde, London/New York: Routledge, S. 177-192.
- »Transformationen des Städtischen. Stadtethnologie in Europa«. Berliner Blätter. Ethnographische und Ethnologische Beiträge 17.
- Treiber, Angela (1996): »Volkskunde und Historische Anthropologie. Zu Positionierungen in der Geschichtswissenschaft«. Bayerische Blätter für Volkskunde 23, S. 142-149.
- Tschofen, Bernhard (1993): »Nahrungsforschung und Multikultur. Eine Wiener Skizze«. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NF 96, S. 125-145.
- Tschofen, Bernhard (1995a): »Ethnizität als Emblem. Perspektiven der sogenannten Multikulturalität in der Region«. Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 47, S. 34-40.
- Tschofen, Bernhard (1995b): »»Verfremdungen«. Ethnizität und alltagsästhetische Erfahrungen«. Ethnologia Europaea 25, S. 25-31.
- Tschofen, Bernhard (1998a): »Public Folklore. Forms of Intellectual Practice in Society. German-American Symposium«. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NF 101, S. 481-487.
- Tschofen, Bernhard (1998b): »Ritualisierte Wurzeln oder auch: Schönheit als Programm. Eine Handlungsofferte der Europäischen Ethnologie«. Ethnologia Europaea 28, S. 45-54.
- Vermeulen, Han F./Roldán, Arturo Alvarez (1995): Fieldwork and footnotes. Studies in the history of European anthropology, London: Routledge.

- »Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende« (2000). Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000. Herausgegeben vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie.
- Vollhardt, Friedrich (2001): »Kittlers Lehre. Kulturwissenschaft als Entertainment«. *Merkur* 55, S. 711-716.
- Waldenfels, Bernhard (1991): »Michel Foucault: Ordnung in Diskursen«. In: François Ewald/Bernhard Waldenfels (Hg.), *Spiele der Wahrheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 277-297.
- Waldschmidt, Anne (1995): *Das Subjekt in der Humangenetik. Experimentdiskurse zu Programmatik und Konzeption der genetischen Beratung 1945-1990*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Wallmansberger, Joseph (2002): »Revolverbegriffe zu Kultur und Wissenschaft«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hg.), *Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 31-48.
- Walter-Busch, Emil (1995): »Gemeinsame Denkfiguren von Experten und Laien. Über Stufen der Verwissenschaftlichung und einfache Formen sozialwissenschaftlichen Wissens«. In: Ronald Hitzler/Anette Honer/Christoph Maeder (Hg.), *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 83-102.
- Weber-Schäfer, Peter (1990): »Wie europäisch ist die Moderne?«. In: Peter Hampe (Hg.), *Symbol- und Ordnungsformen im Zivilisationsvergleich*, Tübingen: Akademie für Politische Bildung, S. 31-58.
- Wegmann, Nikolaus (1999): »Im Reich der Philologie. Vom Sammeln und Urteilen«. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 260-272.
- Wehler, Hans-Ulrich (1998): *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München: Verlag C. H. Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich (2000): »Rückblick und Ausblick – oder: arbeiten, um überholt zu werden?«. In: Paul Nolte et al. (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, München: Verlag C. H. Beck, S. 159-168.
- Weinert, Friedel (1982): »Die Arbeit der Geschichte: Ein Vergleich der Analysemodelle von Kuhn und Foucault«. *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* XIII/2, S. 336-358.
- Weingart, Peter (2001): *Die Stunde der Wahrheit. Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

- Weingart, Peter (2003): *Wissenschaftssoziologie*, Bielefeld: transcript.
- Weingart, Peter (2005): *Die Wissenschaft der Öffentlichkeit. Essays zum Verhältnis von Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Weingart, Peter (Hg.) (1995): *Grenzüberschreitungen in der Wissenschaft / Crossing Boundaries in Science*, Baden-Baden: Nomos.
- Welsch, Wolfgang (Hg.) (1994): *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, Berlin: Akademie Verlag (2., durchgesehene Auflage).
- Welskopp, Thomas (1998): »Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft«. *Geschichte und Gesellschaft* 24, S. 173-198.
- Welz, Gisela (1992): »Village as Ecosystem: An Environmental Approach in German Community Studies«. *Anthropological Journal on European Cultures* 1, S. 81-102.
- Welz, Gisela (1994a): »Casitas in New York. Grosstadt, Tradition und Volkskunde«. *kuckuck* 9/1, S. 16-19.
- Welz, Gisela (194b): »Putting a Mirror to People's Lives. Cultural Brokerage, Folklore, and Multiculturalism«. *Ethnologia Europaea* 24, S. 45-49.
- Welz, Gisela (1996a): *Inzenierungen kultureller Vielfalt*. Frankfurt am Main und New York City, Berlin: Akademie Verlag.
- Welz, Gisela (1996b): »Public Folklore and Multiculturalism. Interkulturelle Vermittlung als volkskundliches Forschungsfeld«. In: Klaus Roth (Hg.), *Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation*, Münster et al.: Waxmann, S. 153-161.
- Welz, Gisela (1997a): »Kontingenzen des Wissenstransfers«. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.), *Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 31. Oktober – 2. November 1996. Tagungsband im Auftrag der DGV, Göttingen: [s.n.], S. 79-85.
- Welz, Gisela (1997b): »Dispersed Realities and the Relational Voice: Cross-Cultural Comparison as Dialogue«. In: Anne Claire Groffmann/Beatrice Ploch/Ute Ritschel/Regina Römhild (Hg.), *Kulturanthropologinnen im Dialog. Ein Buch für und mit Ina-Maria Greverus*, Königstein Taunus: Ulrike Helmer Verlag, S. 109-120.
- Welz, Gisela (1998): »Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck«. *Zeitschrift für Volkskunde* 94, S. 177-194.

- White, Hayden (1991a): Auch Klio dichtet, oder Die Fiktion des Faktischen. Studie zur Tropologie des historischen Diskurses, Stuttgart: Klett-Cotta.
- White, Hayden (1991b): Metahistory: die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- »Die Wiederentdeckung der Volkskultur? – Diskussion«. In: Münchner Streitgespräche zur Volkskultur. Dokumentation zur Tagung vom 28.-30. November 1986 im Hofbräuhaus am Platzl. Herausgegeben vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München, München: Buchendorfer Verlag, S. 46-59.
- Wicker, Hans-Rudolf: »Von der komplexen Kultur zur kulturellen Komplexität«. In: Hans-Rudolf Wicker et al. (Hg.), Das Fremde in der Gesellschaft, Zürich: Seismo Verlag, S. 373-391.
- Wiegmann, Günter (1990): »Prinzipien zur Gliederung der Volkskultur«. In: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hg.), Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag, Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 30-43.
- Wiegmann, Günter (1993): »Was sollen volkswissenschaftliche Theorien leisten?«. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1993, S. 119-128.
- Wiegmann, Günter (1997): »Zur Rekonstruktion von kulturellen Prozessen bei Arbeit und Gerät«. In: Ruth-E. Mohrmann/Volker Rodekamp/Dietmar Sauermann (Hg.), Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Universität und Museum – Festschrift zum 65. Geburtstag von Hinrich Siuts, Münster et al.: Waxmann, S. 535-550.
- Willke, Helmut (1998): »Organisierte Wissensarbeit«. Zeitschrift für Soziologie 27/3, S. 161-177.
- Willke, Helmut (2002): Dystopia. Studien zur Krisis des Wissens in der modernen Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wimmer, Andreas (1996): »Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48, S. 401-425.
- Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hg.) (1998): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Winter, Carsten (Hg.) (1996): Kulturwissenschaft. Perspektiven, Erfahrungen, Beobachtungen, Bonn: ARCo Media.
- Winter, Rainer (2001): Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Winter, Rainer (2002): »Kultur als Drama und als Kampf. Von der deutschen Kulturosoziologie zu den Cultural Studies«. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hg.), Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 121-136.

- Wunder, Heide (1994): »Überlegungen zum Modernisierungsschub des historischen Denkens im 18. Jahrhundert aus der Perspektive der Geschlechtergeschichte«. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulz (Hg.), *Geschichtsdiskurs*. Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 320-332.
- Zimmermann, Harm-Peer (1992): »Sitte und Konvention. Ferdinand Tönnies Version einer Dichotomie von Überlebenslogik und Herrschaftslogik (Teil I)«. *Zeitschrift für Volkskunde* 88, S. 67-99.
- Zimmermann, Harm-Peer (1994): »Revision der Gemeinschaft? Zur Kritik am Kommunitarismus aus volkskundlicher Perspektive«. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 21, S. 3-30.
- Zimmermann, Harm-Peer (1996): »Volkskunde des Niemand«. In: Michael Simon/Hildegard Frieß-Reimann (Hg.), *Volkskunde als Programm. Updates zur Jahrtausendwende*, Münster: Waxmann, S. 11-25.
- Zimmermann, Harm-Peer (Hg.) (2005): *Empirische Kulturwissenschaft – Europäische Ethnologie – Kulturanthropologie – Volkskunde. Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten. Deutschland – Österreich – Schweiz*, Marburg: Jonas Verlag.

Science Studies



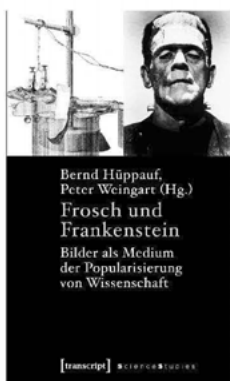
SANDRO GAYCKEN,
CONSTANZE KURZ (Hg.)
1984.exe
Gesellschaftliche,
politische und juristische Aspekte
moderner Überwachungstechnologien

Januar 2008, 310 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-89942-766-0



CARMEN GRANSEE, MAREN KRÄHLING,
MARION MANGELSDORF
Technoscience
Eine kritische Einführung in Theorien
der Wissenschafts- und Körperpraktiken

April 2009, ca. 150 Seiten, kart., ca. 13,80 €,
ISBN 978-3-89942-708-0



BERND HÜPPAUF,
PETER WEINGART (Hg.)
Frosch und Frankenstein
Bilder als Medium der Popularisierung
von Wissenschaft

Dezember 2008, ca. 460 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 32,80 €,
ISBN 978-3-89942-892-6

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Science Studies



GESINE KRÜGER, RUTH MAYER,
MARIANNE SOMMER (Hg.)

»Ich Tarzan.«

Affenmenschen und Menschenaffen
zwischen Science und Fiction

Juli 2008, 184 Seiten, kart., zahlr. Abb., 22,80 €,
ISBN 978-3-89942-882-7

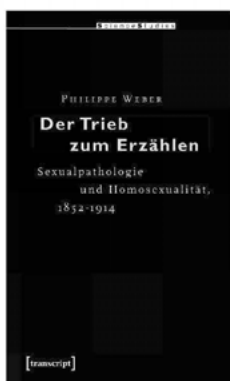


RENATE MAYNTZ,
FRIEDHELM NEIDHARDT, PETER WEINGART,
ULRICH WENGENROTH (Hg.)

**Wissensproduktion
und Wissenstransfer**

Wissen im Spannungsfeld
von Wissenschaft, Politik
und Öffentlichkeit

Mai 2008, 350 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-89942-834-6



PHILIPPE WEBER

Der Trieb zum Erzählen

Sexualpathologie und Homosexualität,
1852-1914

September 2008, 382 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1019-2

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Science Studies

KAI BUCHHOLZ

**Professionalisierung
der wissenschaftlichen
Politikberatung?**

Interaktions- und
professionssoziologische
Perspektiven

Oktober 2008, 240 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-89942-936-7

MARTIN CARRIER,

JOHANNES ROGGENHOFER (Hg.)

Wandel oder Niedergang?

Die Rolle der Intellektuellen
in der Wissensgesellschaft

2007, 182 Seiten, kart., 19,80 €,
ISBN 978-3-89942-584-0

JÜRGEN ENDERS,

BEN JONGBLOED (EDS.)

**Public-Private Dynamics
in Higher Education**

Expectations, Developments
and Outcomes

2007, 526 Seiten, kart., 36,80 €,
ISBN 978-3-89942-752-3

THOMAS GONDERMANN

Evolution und Rasse

Theoretischer und institutioneller
Wandel in der viktorianischen
Anthropologie

2007, 324 Seiten, kart., 32,80 €,
ISBN 978-3-89942-663-2

GABRIELE GRAMELSBERGER

Computertextperimente

Zum Wandel der Wissenschaft
im Zeitalter des Computers

März 2009, ca. 296 Seiten, , ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-89942-986-2

MARION MANGELSDORF

Wolfsprojektionen:

Wer säugt wen?

Von der Ankunft der Wölfe
in der Technoscience

2007, 312 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 29,80 €,
ISBN 978-3-89942-735-6

KATJA PATZWALDT

Die sanfte Macht

Die Rolle der wissen-
schaftlichen Politikberatung
bei den rot-grünen Arbeits-
marktreformen

Juni 2008, 300 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-89942-935-0

GERLIND RÜVE

Scheintod

Zur kulturellen Bedeutung
der Schwelle zwischen Leben
und Tod um 1800

März 2008, 338 Seiten, kart., 31,80 €,
ISBN 978-3-89942-856-8

KATJA SABISCH

Das Weib als Versuchsperson

Medizinische Menschen-
experimente im 19. Jahrhundert
am Beispiel der Syphilisforschung

2007, 248 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-89942-836-0

TRISTAN THIELMANN,

ERHARD SCHÜTTPELZ,

PETER GENDOLA (Hg.)

Akteur-Medien-Theorie

Juni 2009, ca. 400 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 32,80 €,
ISBN 978-3-8376-1020-8

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de